

Björn Harmening
Die Tharon Saga, Teil 5
Kämpfe und Schlachten



Björn Harmening
Die Tharon Saga, Teil 5
Kämpfe und Schlachten
© 2019 Ascia in Silva Books - Björn Harmening
Klunkau 22, 38226 Salzgitter
Alle Rechte beim Autor
Printed by Amazon

Björn Harmening

Die Tharon Saga

Teil 5

Kämpfe und Schlachten

Die Irrtumssümpfe

Es war mittlerweile der vierte Tag, den sie im dichten Urwald verbrachten. Das ewiggrüne Blätterdach versperrte fast gänzlich die Sicht auf den Himmel. Nur Torens Erfahrungheit verdankten sie es, dass sie sich immer in die richtige Richtung bewegten. Oftmals war die Vegetation so dicht, dass sie sich ihren Weg mit ihren Schwertern bahnen mussten. Einfacher wäre es natürlich gewesen, immer dem Lauf des Flusses zu folgen; aber sie wollten kein Risiko eingehen, denn inmitten des Waldes waren sie vor etwaigen Angriffen der Sauroden sicherer.

Toren kletterte mehrmals auf einen Baum (was ihm trotz seines Alters nichts auszumachen schien) und bestimmte so anhand des Sonnenstandes die Richtung, die sie gehen mussten. Immer öfter durchwateten sie dabei kleine Nebenflüsse, die in diesem Gebiet den großen Markesta speisten.

Der Wald schien kein Ende zu haben, dennoch war er nur ein Vorläufer jenes riesigen Gebietes, welches das Volk der Alven bewohnte. Doch nach einiger Zeit kamen sie in einer Talsenke an Lichtungen vorüber, an denen Bäume und Pflanzen abgestorben in brackigem Wasser standen. Fauliger Geruch hing an diesen Stellen in der Luft und die vormals noch so lebendige Fülle des Waldes floh vor diesem Ort.

Toren hätte die Lichtungen gern vermieden, da die drei Gefährten hier leicht entdeckt werden konnten. Trotzdem mussten sie die Richtung beibehalten, denn hier begannen die Irrtumssümpfe, die durchquert werden sollten. Der Schmied hoffte nur, dass der schlechte Ruf dieser Gegend die Feinde zurückhielt. Es gab wirklich viele Geschichten und Erzählungen

von den Sümpfen und kaum ein Mensch traute sich in ihre Nähe.

Auf Yards und Gwendons Fragen nach dem Grund der allgemeinen Scheu vor diesem Gebiet, erzählte Toren ihnen, was er von der Namensgebung der Sümpfe wusste: „Vor einigen Jahrhunderten“, begann er, „wurde dieses Land von einem friedlichen Volk bewohnt. Es nutzte den Wald und seinen Reichtum sehr weise, ohne ihn auszubeuten. Die Bewohner lebten in Frieden mit dem aufstrebenden Tharon und die große Stadt stellte sie unter einen besonderen Schutz, da sie vollkommen wehrlos waren. Im Gegenzug dafür gewährten sie den Männern Tharons den Durchzug durch ihr Land, was sich oftmals als sehr vorteilhaft herausstellte.

Doch diese Gastfreundschaft wurde ihnen irgendwann zum Verhängnis, denn habgierige Kaufleute siedelten sich hier an. Sie hatten von dem Reichtum des Waldes gehört und stauten die Flüsse oberhalb dieses Tals, in dem das Volk wohnte. Sie vermuteten Edelmetalle in den Flussbetten und errichteten große Stau-mauern, mit denen sie dem Volk ihre Lebensgrundlage, nämlich das Wasser, abschnürten. Die Waldbewohner beschwerten sich daraufhin bei dem tharonischen Landverweser dieses Gebietes und dieser schickte eine Hundertschaft von Soldaten, die für Recht und Ordnung sorgen sollten.

Der General überzeugte sich von dem Unrecht, das den Menschen angetan wurde und vertrieb die unredlichen Kaufleute und ihre Helfer. Leider muss er ein Heißsporn gewesen sein, denn in seinem Zorn ließ er die Staudämme zu rasch zerstören und das Unglück nahm seinen Lauf. Das angestaute Wasser ergoss sich

in einer riesigen Flutwelle in das Tal und das Dorf und die Bewohner wurden unter ihr begraben. Die gesamte Gegend wurde überspült und durch die Bodenbeschaffenheit flossen die Wassermassen nicht mehr ab. Während dieser Katastrophe soll der Häuptling des Dorfes in seiner Todesangst einen Fluch über alle Fremden ausgesprochen haben.

Er schwor, dass sein Volk fortan keinen Eindringling mehr duldet und dass ihre Geister über ihr Land wachen würden, um jeden zu verderben, der es wagen sollte, es zu betreten. So entstand der Fluch über den furchtbaren Irrtum des Generals und so entstand auch der Name der Sümpfe; jedenfalls erzählt man es sich so.“

Yard und Gwendon hatten Torens Geschichte fasziniert zugehört, konnten sich jedoch eines gewissen Unbehagens nicht erwehren. Sie waren dabei immer weiter in das sumpfige Gebiet vorgedrungen und der Anblick der Gegend verstärkte dieses Gefühl noch. Die Fauna bestand nun nur noch aus kahlen Baumstümpfen, deren tote Äste wie drohende Arme von Ungeheuern emporragten. Der Boden war durchweicht und die Schritte der Männer erzeugten schmatzende Geräusche.

„Du bist doch schon einmal hier gewesen“, bemerkte Yard nach einiger Zeit. „Hast du dabei etwas Ungeöhnliches gesehen?“

Toren lächelte auf diese Frage hin. Offenbar hatte seine Erzählung einen gewissen Eindruck hinterlassen. „Wenn du damit meinst, ob mir etwas geschehen ist, was man auf natürliche Weise nicht erklären kann, dann antworte ich mit nein“, sagte der Schmied. „Allerdings habe ich die Sümpfe bei Tage durchschritten

und mich mehr an den Rändern dieser Gegend fortbewegt. Ich war damals sehr in Eile und niemand hat sich mir in den Weg gestellt.“

Diese Antwort beruhigte Yard ein wenig. Er verspürte zwar keine Angst, dennoch beschlich ihn ein ungutes Gefühl.

Die drei Gefährten setzten ihren Weg fort. Toren schnitt sich einen dicken Ast ab und stocherte damit in den immer tückischer werdenden Boden, um dessen Festigkeit zu prüfen. Sie gerieten an manche Stellen, an denen sie nicht weitergehen konnten und einige Umwege beschreiten mussten.

Aus dem späten Nachmittag wurde sehr schnell früher Abend. Ein dunstiger Nebel stieg auf und verlieh der öden und toten Landschaft ein noch unheimlicheres Aussehen. Die Freunde beschlossen schließlich, an einer einigermaßen trockenen Stelle zu rasten und ihr Nachtlager aufzuschlagen. Aus Mangel an trockenem Holz konnten sie jedoch kein Feuer entfachen und so saßen sie bald ohne jedes Licht in der Dunkelheit

Gwendon erhielt als erster das Los der Wache und setzte sich auf einen abgestorbenen Baumstamm. Seltsame Geräusche drangen zu ihm herüber und er verfluchte die Tatsache, dass er in völliger Dunkelheit saß. Der Nebel wurde noch dichter und verdeckte auch das spärliche Sternenlicht. Der Hochländer war sicherlich nicht ängstlich, aber in dieser Gegend fühlte er sich schrecklich hilflos und verloren. Da er nichts sehen konnte, lauschte er umso mehr den nächtlichen Geräuschen.

Plötzlich glaubte er flüsternde Stimmen zu vernehmen. Er versuchte seine Gefährten auszumachen, vielleicht unterhielten sie sich ja; doch er konnte sie nicht

einmal sehen, obwohl sie doch ganz in der Nähe liegen mussten. Unruhig rutschte er hin und her. „Ich muss mich geirrt haben“, dachte er und schämte sich seiner Schreckhaftigkeit. Ein Hochländer, der sich vor dem Nebel und der Dunkelheit fürchtet; sein Clan würde ihn für seine Gedanken auslachen ... doch halt, da war wieder dieses Flüstern. Diesmal konnte er es eindeutig hören. Es schien von mehreren Seiten zu kommen und näherte sich ihm.

Gwendon erhob sich und starrte in die Dunkelheit. Ganz eindeutig vernahm er jetzt Stimmen, die überall um ihn herum in einer fremden Sprache wisperten. „Wer ist da?“, rief er und zog sein Schwert. Hinter sich hörte er ein Geräusch. Er wirbelte herum und glaubte eine weiße Hand zu sehen, die schnell wieder im Nebel verschwand. Seine Waffe zuckte nach vorn, traf jedoch nur ins Leere. Hektisch drehte er sich wieder um und blickte auf eine Gestalt, die vor ihm stand. Schon wollte er erneut das Schwert heben, als die Gestalt seinen Arm festhielt.

„Willst du mich erschlagen?“, fragte Torens Stimme. „Irgendetwas ist hier“, antwortete Gwendon angespannt. „Ich hörte flüsternde Stimmen und dachte zunächst, ihr seid es. Aber sie kommen von allen Seiten und sprechen eine seltsame Sprache.“

Toren blickte sich um und bemerkte nun ebenfalls die von Gwendon beschriebenen Dinge im Nebel. Überall um sie herum bewegten sich Gestalten. Für kurze Augenblicke sahen sie knochige Hände und zu Fratzen verzogene Totengesichter aus dem Dunst erscheinen. Anscheinend versuchten diese Wesen, die Gefährten zu umzingeln.

Yard war nun ebenfalls erwacht und stellte sich neben seine Freunde. „Irgendjemand hat mich berührt und geweckt“, sagte er und blickte sich erschrocken um. „Bei der Berührung ist mir furchtbar kalt geworden, es war unheimlich.“

„Ihr Geister des Volkes der Erian, hört mich an“, rief Toren plötzlich in die Dunkelheit. „Wir haben eine wichtige Aufgabe zu erfüllen und müssen dazu euer Land durchqueren. Bitte erlaubt uns die Durchreise, denn wir haben nichts Böses gegen euch im Sinn.“

Als Antwort wurde das ständige Flüstern noch wütender und böser und die Fratzen erschienen näher. Gwendon hieb mit seinem Schwert erneut durch die Luft, jedoch ohne etwas zu erreichen. „Ich kämpfe gegen jeden Gegner“, sagte er nervös, „doch ich weiß nicht, was wir hier vor uns haben.“

Toren umfasste Yards Arm. „Schnell, hole das Metall heraus und halte es hoch“, sagte er.

Yard kam der Aufforderung sofort nach und holte den Barren aus seinem Brustbeutel. Er legte ihn in die rechte Hand und streckte den Arm in die Höhe. „Zeigt euch und weicht dann zurück“, rief er, über sich selbst verwundert. Schon einige Male hatte er eine innere Veränderung in sich bemerkt, wenn er das Metallstück berührte. So war es auch diesmal. Ein helles Licht strahlte aus seiner Hand und verdrängte die Dunkelheit und den Nebel.

Hunderte von kleinen Gestalten waren plötzlich zu sehen. Sie schienen fast durchsichtig zu sein, besaßen jedoch menschliche Umriss, wenn auch von sehr kleiner Statur. Ihre Gesichter waren allerdings die von Toten. Kahle Schädel ohne Augen und Nasen, dafür mit einem seltsamen, blauen Glimmen in den Augenhöh-

len, starrten die Gefährten an. Das Licht blendete sie jedoch bald, denn sie versuchten sich zu bedecken und sanken auf die Knie.

Toren trat etwas hervor und sprach laut: „Seht, vor euch steht ein mächtiger Herr und seine Gefolgsleute. Einst gehörte auch dieses Land zu dem Reich seiner Vorgänger und somit hat er das Recht, es zu durchwandern. Wir wollen nur in Ruhe durchreisen und verlassen es dann wieder. Wir wissen von eurem Fluch, können jedoch keinen anderen Weg einschlagen.“

Nach diesen Worten erhob sich das Stimmengemurmel wieder, diesmal allerdings nicht wütend, sondern eher erstaunt. Eine der Gestalten erhob sich und kam mit gesenktem Kopf auf die Gefährten zu. Die Füße berührten dabei nicht den Boden und erzeugten auch keine Schrittgeräusche. Vielmehr schien die Gestalt zu schweben, es war ein unheimlicher Anblick für die drei Freunde. Als sich das kleine Wesen bis auf wenige Meter genähert hatte, kniete es sich wieder nieder und blickte die Männer an. „Wer von euch ist derjenige, der ein mächtiger Herr sein soll?“, fragte die Gestalt mit hohlklingender Stimme.

„Dieser dort, der das Licht der Macht trägt“, antwortete Toren und deutete auf Yard.

Alle Blicke richteten sich nun auf den jungen Mann, der sich dabei sehr unbehaglich fühlte. Yard konnte es noch immer kaum glauben, aber er und seine Freunde befanden sich tatsächlich mitten unter einer Schar von Geisterwesen. Offenbar hatten sie jenes Volk vor sich, von dem Toren ihnen erzählt hatte. Die Gestalt die direkt vor ihm kniete, musste demnach der Häuptling

sein, der damals den Fluch ausgesprochen hatte und dessen ruheloser Geist jetzt über sein Land wachte.

Das Wesen richtete sich nun an Yard: „Du besitzt wirklich eine große Macht, denn du trägst das Licht, das uns in unserer wahrhaften Form zeigt. Nach den Worten deines Begleiters bist du also ein Nachfolger der Kaiser. Wenn das wirklich wahr ist, so kannst du uns auch von dem Fluch befreien, den ich einst in Todesangst aussprach. Wisse, ich sprach ihn auch gegen deine Ahnen aus und nur die Geflüchten können ihn wieder von uns nehmen. Nichts wünschen wir uns mehr, als von unserem verlorenen Dasein erlöst zu werden. Wenn du uns das erfüllst, lassen wir euch ungehindert durch unser Land ziehen und erklären es fortan zu deinem Eigentum.“

„Gern würde ich euch das erfüllen, aber ich weiß nicht wie“, antwortete Yard. Seine Scheu vor diesen armen Gestalten wich langsam dem Mitleid.

„Du bist der Kaiser und somit der Nachkomme der Verfluchten. Es genügt, wenn du ihn mit versöhnlichen Worten von uns nimmst“, bat der Häuptling der Toten.

„Leider bin ich noch nicht der Herr Tharons. Eine schwere Aufgabe liegt vor mir. Erst wenn ich sie erfülle, trete ich vielleicht das Erbe meines Vaters, des letzten Kaisers, an. Doch wenn mir das gelingen sollte, dann verspreche ich euch, zurückzukehren und alles in meiner Macht Stehende zu tun, um euch zu helfen. Mehr kann ich euch nicht sagen.“

„Würdest du uns dein Wort geben?“, fragte der Häuptling.

„Bei meinem Leben, wenn ich meine Aufgabe erfülle, kehre ich hierher zurück.“

Der Geist des Toten durchforschte Yard eine Weile mit seinen glimmenden Augenhöhlen und sprach dann: „Ihr könnt nun weiterziehen und werdet nicht mehr von uns gestört. Aber denke immer an dein Versprechen, ansonsten sind wir für immer verloren und das würde dein Gewissen ewig belasten.“

„Nicht nur ihr wäret dann verloren“, sagte Toren nun. „Wenn wir scheitern sollten, wird alle Welt von einem unsagbar bösen Feind überwältigt und geknechtet werden. Seine Häscher verfolgen uns schon eine geraume Weile, obwohl wir hoffen, dass sie sich nicht hierherwagen.“

„So lange ihr euch auf unserem Land bewegt, sollt ihr sicher sein“, antwortete der Häuptling. „Wir werden über euch wachen und jeden Verfolger verderben.“

„Wir danken euch dafür. Es ist gut, Hilfe zu erlangen, wo man sie nicht erwartet. Unsere Feinde mögen stärker sein als wir, aber das Schicksal nimmt manche Wende, die ihnen vielleicht zum Verhängnis wird. Wenn ihr erlaubt, wollen wir heute Nacht noch hier ruhen, da wir unsere Kräfte noch für die weitere Reise benötigen.“

„So sei es“, sagte der Anführer der Geister und plötzlich verblassten all die Gestalten. Das Licht des Metallbarrens in Yards Hand verschwand ebenso und der junge Mann steckte ihn wieder in den Brustbeutel. Noch einmal hörten die drei Gefährten die ersterbende Stimme des Häuptlings, die wie ein Windhauch zu ihnen herüberwehte: „Vergesst uns nicht und denkt an das Versprechen ...“

Nun verzog sich auch der Nebel gänzlich und der klare Nachthimmel wurde sichtbar. Die Freunde machten sich nicht mehr die Mühe, eine Nachtwache

aufzustellen. Sie legten sich hin und schliefen trotz des Erlebnisses sofort ein. Niemand störte sie mehr in dieser Nacht. Die aufgehende Sonne weckte sie und nach dem Frühstück brachen sie sofort wieder auf.

Gwendon blickte sich noch einmal um und betrachtete den Ort ihrer gestrigen, unheimlichen und seltsamen Begegnung. An diesem sonnigen Morgen kam ihm alles wie ein Traum vor. Hatten sie tatsächlich mit Geistern gesprochen? Er zuckte mit den Schultern und folgte seinen Freunden.

Während des gesamten Morgens durchwanderten sie noch sumpfiges Gebiet. Erst am Mittag erreichten sie die Anhöhen, die aus dem Tal hinausführten, und damit auch wieder bewaldetes Gelände. Oberhalb der sanft ansteigenden Hügel stießen sie auf kleinen Flusslauf, an dessen Ufern die zerstörten und von Pflanzen überwucherten Reste einer Mauer standen. Es war eine der Staumauern gewesen, durch deren unbedachte Zerstörung die katastrophale Flut erzeugt worden war.

Die drei Männer rasteten für einige Zeit an diesem Ort und gedachten der Toten des Waldvolkes. Von nun an wurde ihre Reise wieder gefährlicher, denn der Wald ging allmählich in eine offene Graslandschaft über, die keinerlei Deckung mehr bot. Sie mussten das lichte und etwas hügelige Gebiet in südwestlicher Richtung durchqueren, bis sie endlich an die Ränder des Waldlandes gelangen würden, das von den Alven bewohnt wurde. Bevor sie aus dem Schutz der letzten Bäume traten, beobachteten sie den Himmel. Außer ein paar Vogelschwärmen bewegte sich jedoch nichts in der Luft und so wagten sie es, das offene Land zu betreten.

Sie bewegten sich so rasch wie möglich und rasteten nur kurz unter einsam in der Landschaft stehenden Bäumen, die etwas Deckung boten. So oft sie auch den Himmel betrachteten, nirgends ließ sich einer der gefürchteten schwarzen Drachen blicken. Es schien tatsächlich so, als ob der Feind ihre Spuren verloren hatte.

Sie wanderten also den ganzen Tag ungestört und nutzten auch einen Großteil der Nacht, um das Gelände hinter sich zu bringen. Das Sternenlicht half ihnen bei der Orientierung und etwa eine Stunde vor der Morgendämmerung erreichten sie eine Anhöhe, deren Fuß mit einigen Nadelhölzern bewachsen war. Hier wollten sie den kurzen Rest der Nacht verbringen, denn sie waren müde und erschöpft von dem langen und anstrengenden Marsch.

„Wenn die Sonne aufgegangen ist, werden wir diesen Hügel besteigen“, sagte Toren. „Ich glaube, wir sind bald am Ziel und ihr werdet im Tageslicht den Saum des gewaltigsten Waldes erblicken, den ihr euch vorstellen könnt.“

Gwendon, der noch immer an der möglichen Hilfe der Alven zweifelte, war gespannt, was ihn erwartete. Yard hingegen freute sich auf den Anblick. Er würde also endlich jenes Land zu sehen bekommen, in dem das sagenhafte Volk des Lichtes wohnte. Er dachte an die Tage seiner Kindheit zurück, an denen er und seine Freunde von der weiten Welt geträumt und sich vorgestellt hatten, wie es wohl sei, sie zu entdecken. Nun war er wirklich weit weg von der Vertrautheit des kleinen Welkenlandes, jedoch ohne die Gewissheit, es jemals wiederzusehen.

Über all diese Gedanken fielen ihm auch wieder all die verlorenen Menschen dieses Landes ein. Besonders an Anika musste er immer wieder denken. Sein Verstand sagte ihm dann stets, dass sie wohl längst nicht mehr am Leben war.

Doch ein Gefühl tief in seinem Herzen widersprach dem ständig. „Sie lebt und sie braucht deine Hilfe“, sagte ihm diese innere Stimme und sie wurde immer stärker. Yard hing seinen Gedanken trotz der Müdigkeit noch lange nach, bis er beim Morgengrauen für kurze Zeit einschlief ...

Eine erste Begegnung

Der Morgen begann trübe und die Sonne verbarg sich hinter einem Dunstschleier, den sie noch nicht durchbrechen konnte. Dennoch war es warm und nur ab und zu kam ein leicht kühlender Windhauch auf. Mit dem Wind wehte allerdings auch der Geruch von Rauch zu den Gefährten herüber und stieg ihnen in die Nasen. Neugierig über dessen Herkunft, jedoch äußerst vorsichtig, bestiegen sie den Hügel. Der kleine Berg versperrte die Sicht auf die Richtung, aus welcher der Rauch kommen musste, denn der Wind wehte aus dem Süden.

Auf der Kuppe des Hügels angelangt, bot sich den drei Männern ein gewaltiger Anblick. Wie eine große, grüne Mauer erstreckte sich der Saum des riesigen Waldes in dem Tal unter ihnen. Der Blick wanderte bis zum Horizont und ersah nur endloses Grün. In weiter Ferne erhoben sich regelrechte Baumriesen, deren Größe weit über das hinausgingen, was Gwendon und Yard je gesehen hatten.

Vollkommen überwältigt von dem Anblick, bemerkten sie zunächst nicht die Ursache des Brandgeruches, den sie gerochen hatten. Doch dann sahen sie den Grund hierfür. Am Rand des Waldes, dicht neben einer Schneise, die trichterförmig in das Grün hineinführte, befand sich ein großes Kriegslager. Toren erkannte sofort die typische Anordnung der Palisaden und Zelte. Überall am seltsam dichten Saum der Bäume standen große Wehrtürme, die sich auf mächtigen Rädern bewegten und offenbar der Belagerung dienten.

Mindestens sieben Tausendschaften mussten sich in dem Lager befinden. Es war die tharonische Armee,

die dort unten lag. Offenbar versuchte sie, in das Waldland der Alven einzudringen. Scheinbar hatten die Soldaten jedoch mit ihrem Vorhaben große Schwierigkeiten, denn kleine Scharmützel an der Schneise endeten stets mit dem Rückzug der Tharoner. Die Verteidiger waren nicht auszumachen, zeigten allerdings offensichtliche Präsenz und Stärke. Eine offene Schlacht fand nicht statt.

„Sie greifen die Alven an“, stellte Toren bestürzt fest. „Und sie werden mit ihrer Angriffstaktik auf jeden Fall scheitern“, setzte er fort. Für einen Moment kam der alte General in ihm wieder hervor. „Sie reiben sich mit diesen Kleingefechten nur auf. Ich frage mich ernsthaft, wer für ein derart stümperhaftes Vorgehen verantwortlich ist?“

Die Überraschung über das Geschehen ließ die Gefährten etwas unvorsichtig werden und so bemerkten sie den kleinen Trupp von Reitern nicht, der sich ihnen von Osten her näherte. Erst als sie das Hufgetrappel hörten, schreckten sie auf, doch da war es bereits zu spät. Zehn tharonische Reiter umstellten sie auf dem Hügel und richteten ihre Speere auf sie. Die Kleidung der Reiter bestand aus hellen Wollröcken, über die sie eine Lederrüstung trugen. Ihre Füße steckten in hohen, geschnürten Stiefeln, die mit silbernen Metallspangen versehen waren. Jeder der Soldaten trug einen Helm mit Nasenschutz und Ledernacken. Den Anführer schmückte zudem noch ein gelber Helmbusch, der ihn als Unterführer auswies.

Dieser Mann, dem Aussehen nach noch relativ jung, richtete als erster das Wort an die drei Freunde: „Im Namen Tharons, wer seid ihr und was macht ihr hier?“

„Wir sind Wanderer und nur auf der Durchreise durch dieses Land“, antwortete Toren, dem Unterführer furchtlos in die Augen blickend.

Der junge Mann hielt dem Blick stand, womit er sein Selbstbewusstsein bewies, welches zu seinem offenen und ehrlichen Gesicht passte. „Das hier ist Kriegsgebiet und nicht zu durchwandern“, sagte er streng.

„Wohin soll eure angebliche Reise denn gehen?“

„Nach Tharon, in die große Stadt“, antwortete Toren wahrheitsgemäß, denn dort lag ja ihr eigentliches Ziel.

„Doch sagt“, fuhr er fort, „was macht die tharonische Armee in dieser Gegend?“

„Das geht euch nichts an, ihr habt mir noch nicht eure Namen genannt.“

„Nun, wenn uns Eure Angelegenheiten nichts angehen, so habt Ihr Euch auch nicht um unsere zu kümmern und wir behalten die Namen für uns“, antwortete Toren, wobei er absichtlich etwas übertrieb. Die Situation erlaubte es nicht, ängstlich und damit verächtlich zu erscheinen. Allerdings glaubte der Schmied nicht ernsthaft daran, den Unterführer damit beeindrucken zu können. Der Mann war trotz seiner Jugend sicher nicht so unerfahren, drei Fremde in einem Kriegsgebiet einfach wieder laufen zu lassen.

Toren täuschte sich damit auch nicht, denn der Soldat lächelte jetzt nur schräg. „Ich muss Euch leider enttäuschen“, sagte er fast mitleidig. „Ihr werdet uns in das Lager begleiten und genau Rede und Antwort stehen. Folgt uns also freiwillig, ansonsten werden wir Gewalt anwenden.“

Obwohl die Situation für die Gefährten sehr unangenehm war, fand Toren heimlich Gefallen an dem jungen und umsichtigen Unterführer. Die drei Männer

ließen sich also von den Soldaten in das Lager geleiten. Die Angriffe auf den Wald wurden unterdessen immer noch weitergeführt. Es herrschte rege Betriebsamkeit, da immer neue Truppen an den Kampfplatz geführt wurden, um den Feind zu beschäftigen. Zurück kehrten hingegen stets gescheiterte und verwundete Gruppen.

Auffällig war dabei, dass es offenbar keine Toten, sondern nur Verwundete gab, die zumeist von Pfeilen in Arme und Beine getroffen waren und somit als Kampfkraft ausfielen. Das Lager befand sich an manchen Stellen noch im Aufbau, der ganz große Angriff hatte also noch nicht stattgefunden.

Die Gefährten wurden in eines der größeren Zelte geführt, vor dessen Eingang sich mehrere Wachen postierten. Die drei Männer befanden sich für den Augenblick noch allein in dem Zelt und konnten sich ungestört unterhalten.

„Wieder befinden wir uns in fremder Hand“, bemerkte Gwendon verdrossen. „Unsere Reise steht wahrhaft unter keinem guten Stern.“

„Bisher hat sich alles immer zum Guten gewendet“, beruhigte Toren den Hochländer. „Der Vater des Lichtes allein weiß, was sich aus diesen Umständen entwickelt. Sie werden uns sicher genau verhören und die Zeit wird zeigen, wie unsere Antworten ausfallen. Wenn ihr erlaubt, werde ich mit ihnen reden, denn ich kenne die tharonische Armee und ihre Gebräuche.“

Yard und Gwendon waren damit einverstanden und kurz darauf erschien der Unterführer in Begleitung von zwei Wachen und eines älteren Offiziers wieder im Zelt. Der ältere Mann trug einen weißen Brustschild über der Uniform und besaß die Rangabzeichen

eines Generals. Sein bereits ergrautes Haar war militärisch kurz geschnitten und ein auffällig gleichmäßig gestutzter Bart schmückte sein gegerbtes Gesicht. Auf seiner Stirn zeigten sich einige Kummerfalten, die bewiesen, dass er sich um etliche Dinge Sorgen machte. Der Mann war mittelgroß und von kräftiger Statur, mit der er sich vor den Gefangenen aufbaute und sie der Reihe nach betrachtete.

In Torens Gesicht blitzte für einen Augenblick ein erkennendes Lächeln auf, das aber von niemandem bemerkt wurde.

„Ich will mich kurzfassen“, begann der General, während er sich die Männer noch immer ansah. „Ich habe für derartige Fälle recht wenig Zeit. Ihr wurdet von meinem Unterführer aufgegriffen, ohne die nötigen Erklärungen zu haben und ohne eure Namen nennen zu wollen. Da dies hier jetzt Kriegsgebiet ist, könnte es sein, dass ihr Spione des Feindes seid. Wenn dem aber nicht so ist, habt bitte die Güte, euch jetzt zu erklären.“ Toren hatte während der gesamten Rede des Generals still in sich hineingelächelt, denn er war sich seiner Vermutung nun absolut sicher. „Was wir hier tun, haben wir Eurem Unterführer bereits der Wahrheit gemäß gesagt“, antwortete er. „Wer wir sind, erfahrt Ihr noch früh genug.“

„Ihr scheint immer noch nicht verstanden zu haben, wo Ihr Euch hier befindet“, bemerkte der Offizier scharf. „Das hier ist ein Kriegslager und wir befinden uns im Kriegszustand mit jenem Volk dort im Wald, welches sich den Anordnungen Tharons widersetzt.“

„So hat Tharon jetzt einen Anspruch auf dieses Gebiet?“, fragte Toren etwas verärgert. „Ihr glaubt also wirklich, dass Ihr mit Eurer Angriffstaktik etwas

erreicht? Die Alven können einer Streitmacht wie der Euren jahrelang standhalten, ohne dass ihr Tharoner sie auch nur einmal zu sehen bekommt.“

Offenbar saßen die Worte des Schmiedes. Anstatt wütend auf sie zu reagieren, blickte der tharonische General verlegen zu Boden. Natürlich wusste auch er, dass die übereilten Angriffe seiner Armee zum Scheitern verurteilt waren, dazu war er schon zu lange Zeit Offizier. Aber er hatte seine Befehle erhalten, die er befolgen musste, so ungern er es auch tat.

Während er seine innersten Gedanken nicht verriet, blickte er Toren neugierig an. Dieser Gefangene schien einigen Verstand zu besitzen und kannte sich offensichtlich mit den Alven aus. „Wie kommt Ihr zu dieser Meinung?“, fragte er Toren. „Eurer Rede nach zu urteilen, versteht Ihr etwas vom Kriegshandwerk.“

Anstatt direkt zu antworten, holte der Schmied eine Art Amulett, welches an einer goldenen Kette hing, hervor und zeigte es dem Tharoner. Es handelte sich um einen etwa münzgroßen Gegenstand, an dessen Vorderseite sich ein Gesichtsprofil und eine eingravierte Schrift befand. Auf der Rückseite war das Abbild eines Greifvogels zu sehen, der sich in die Lüfte schwang. „Kennt Ihr dieses Zeichen?“, fragte Toren den General.

„Wo habt Ihr das her?“, bemerkte dieser verblüfft.

„Ich habe es einst als Zeichen der Angehörigkeit zu einer tharonischen Einheit erhalten. Euer Erstaunen zeigt mir, dass Ihr wisst, was das ist.“

„Natürlich weiß ich es. Aber es ist unmöglich, dass es Euch gehört. Die Einheit, die dieses Zeichen einst trug ist schon längst aufgelöst worden und ihre Angehörigen ruhen seit langem in ihren Gräbern.“

Toren lächelte jetzt wieder. „Es sei denn“, sagte er verschmitzt, „sie hätten von dem Trank gekostet, den Euer Vater stets als bösen Zauber verschmähte und ablehnte.“

Der Tharoner wurde blass. „Ihr meint damit, Ihr hättet meinen Vater ...? Doch nein, das kann unmöglich sein. So lange kann kein Mensch leben.“

„Und doch ist es so“, beharrte Toren. „Ich bin Toren Bakunas und habe Euren Vater gekannt und geschätzt. Auch Euch habe ich bei Euren ersten Reit- und Fechtversuchen begleitet. erinnert Ihr Euch nun wieder an mein Gesicht, Tiemonas?“

Der General war nun vollkommen verblüfft, ja beinahe entsetzt. Lange und forschend sah er Toren an, dann glättete sich sein Gesicht und er lächelte sogar ein wenig. „Kann das wirklich sein?“, fragte er. „Seid Ihr wirklich Toren Bakunas, der Mentor meines Vaters und Freund meiner Familie? Es heißt doch, Ihr seid an einem Verrat beteiligt gewesen und dabei getötet worden. Doch um ehrlich zu sein, so ganz habe ich diese Geschichte niemals glauben können.“

Toren nickte. „Lügen haben sich noch nie lange halten können“, sagte er mit ernster Miene. „Den wirklichen Verrat haben jene Leute begangen, die euch heute regieren. Doch das ist eine lange Geschichte, für deren Erzählung wir jetzt keine Zeit haben. Vor meinen Gefährten und mir liegen andere Aufgaben und ich möchte Euch bitten, uns nicht weiter daran zu hindern.“

Tiemonas stand eine geraume Weile schweigend da und ließ sich einige Gedanken durch den Kopf gehen. Er befand sich jetzt natürlich in einer Zwickmühle. Zunächst war er über diese wundersame Begegnung mit

Toren erfreut, andererseits befand er sich mit seinen Truppen immer noch im Kriegszustand und durfte keine voreiligen Schlüsse ziehen, was seine Gefangenen anbetraf. Er fand es am besten, den Männern noch weitere Fragen zu stellen und sich erst dann zu entscheiden.

Toren wusste um diesen Zwiespalt und war bereit, dem General so weit wie möglich zu helfen. Vielleicht hatte das Schicksal ihnen auch diesmal wieder einige Vorteile in die Hand gespielt, mit denen sie vorher nicht gerechnet hatten. Die Zeit würde zeigen, ob er sich irrte, oder nicht.

„Ohne Euch zu nahe treten zu wollen“, richtete sich Tiemonas wieder an Toren, „worin besteht eure genannte Aufgabe?“

„Ich wusste, dass Ihr das fragen würdet“, antwortete der Schmied. „Die genauen Umstände darf ich Euch noch nicht nennen, wenn ich nicht zum Verräter werden will. Aber ich kann Euch so viel sagen, dass wir vorhatten, die Alven in einer dringenden Angelegenheit zu besuchen.“

Die Gesichter der tharonischen Soldaten verfinsterten sich und Toren wusste, dass sie sich nun doch in ihm getäuscht zu haben glaubten. Deshalb fuhr er schnell fort: „Ich errate, wie ihr jetzt über uns denken müsst. Doch glaubt mir, der wahre Feind kommt aus einer ganz anderen Richtung, als ihr annehmt.“

„Wovon sprecht ihr?“, fragte Tiemonas skeptisch.

„Von jenem Feind, der einst die Nordgrenzen des Reiches bedrohte. Das dunkle Volk hat sich wieder erhoben und wenn ihm nicht Einhalt geboten wird, fällt es auch bald über Tharon her“, antwortete Toren. „Der Feind hat bereits die nördlichen Länder überfallen

und verfolgt uns schon länger. Wenn die Völker nicht endlich erwachen, werden sie der Stärke des Feindes bald unterliegen.“ Mehr durfte Toren im Moment nicht sagen, denn er wusste noch nicht, in wie weit die Armee in die geheimen Bündnispläne des tharonischen Senates eingeweiht war. Er glaubte allerdings nicht, dass Tiemonas und seine Männer gemeinsame Sache mit dem dunklen Volk machen würden.

Seine Vermutung war richtig, denn sein Bericht löste großes Erstaunen unter den Soldaten aus. „Das sind Neuigkeiten, die mit Sicherheit sehr wichtig für Tharon sein dürften, wenn sie wahr sein sollten“, sagte Tiemonas bestürzt.

„Ich hoffe, Ihr zweifelt nicht an meiner Ehrlichkeit“, betonte Toren. „Eure wahren Gegner habt ihr noch nicht kennen gelernt. Stattdessen müsst ihr gegen ein Volk ziehen, das eigentlich euer Verbündeter sein sollte.“

Betretenes Schweigen war die Antwort. Es war ganz offensichtlich, dass keinem der Tharoner seine derzeitige Aufgabe gefiel. Toren erkannte diesen Umstand und wollte ihn nutzen. Vielleicht würde es ihm und seinen Freunden auf diese Weise sogar gelingen, einen Waffenstillstand zwischen den Soldaten und den Alven herbeizuführen.

In gerade diesem Augenblick kam eine weitere Wache in das Zelt und machte eine Meldung: „Der Abgesandte des Senates ist soeben eingetroffen und wünscht Euch sofort zu sehen, mein General“, sagte der Soldat.

Die Gefährten täuschten sich nicht, wenn sie angespannte Gesichter bei Tiemonas und seinen Männern zu erkennen glaubten. Der General war sichtlich ver-

ärger über den angekündigten Besuch und das hatte auch seinen Grund.

Kurz darauf kam der angesagte Mann wutschnaubend in das Zelt hinein. Er trug einen roten Reitermantel und einen Helm mit Federbusch. Sein weißer Rock war an den Nähten und Ärmeln verziert und kein Stäubchen verunreinigte ihn. Offensichtlich legte dieser Mann einen hohen Wert auf sein Äußeres. Das zeigte sich auch in seinem braungebrannten und glattrasierten Gesicht, aus dem ein auffällig spitzes Kinn hervorragte. Sein Antlitz wirkte jedoch trotz der Gepflegtheit eher unsympathisch und der hochmütige Ausdruck seiner Augen bestärkte diesen Eindruck noch.

Yard und Gwendon zuckten bei seinem Eintreten gleichzeitig zusammen, denn sie kannten diesen Mann. Es war kein Geringerer als eben jener Vendorian, den sie in der Mine des dunklen Volkes gesehen hatten und der auf der Suche nach Yard gewesen war. Zum Glück beachtete er die Gefährten zunächst nicht, sondern sprach Tiemonas sogleich in einem ziemlich rüden Ton an: „General, ich komme direkt aus Tharon, um im Auftrag des Senates zu sehen, welche Fortschritte Ihr hier macht. Leider muss ich feststellen, dass Ihr noch nicht viel weitergekommen seid. Weder habt Ihr das Kriegslager fertiggestellt, noch ist es Euch gelungen, diese Waldbarbaren zu besiegen. Könnt Ihr mir den Grund dafür nennen?“

Tiemonas musste sich sehr zusammennehmen, um bei dieser Anrede seine Fassung zu wahren. Er atmete tief durch und antwortete dann: „Es ist leider nicht alles so einfach, wie es sich der Senat vielleicht vorstellt. Der Wald ist an fast allen Stellen undurchdringlich.“

Nur diese kleine Schneise, vor der wir liegen, eignet sich überhaupt für einen Angriff. Um jedoch kampfstark genug zu sein, benötige ich mehr Männer und Material. Diese Barbaren, wie Ihr sie nennt, nutzen die Deckung der Bäume zu gut, um sie direkt anzugreifen. Es ist ihr Land und sie wissen sich seine Eigenarten sehr geschickt zu Nutzen zu machen. Der gesamte Kriegs- und Angriffsplan war zu übereilt gesponnen, wie ich es schon ...“

„Wollt Ihr mir oder dem Senat vielleicht Lehren über die Kriegskunst erteilen?“, wurde Tiemonas von Vendorian schroff unterbrochen. „Vielleicht liegt es ja daran, dass Ihr nicht in der Lage seid, eine ganze Armee zu leiten und zum Sieg zu führen.“

Das waren harte Worte, die der General, wollte er vor seinen Untergebenen das Gesicht wahren, sich nicht bieten lassen durfte. Schon wollte er zu einer passenden Antwort ansetzen, als er erneut von dem Senatsabgesandten unterbrochen wurde. „Schweigt“, fuhr dieser ihn an. „Eure Rechtfertigungen könnt Ihr in Tharon vor dem Senat vortragen. Ich werde dafür sorgen, dass Ihr hier abgelöst werdet.“

Tiemonas kochte nun innerlich vor Wut, bekam jedoch keine Gelegenheit zu antworten, denn Vendorian drehte sich einfach von ihm weg und betrachtete jetzt die Gefährten eingehend. Angesichts dieses Hochmutes verschlug es selbst dem erfahrenen und kampferprobten General für einen Augenblick die Sprache. Während er langsam wieder seine Beherrschung zurückerlangte, hatte der Abgesandte vermeintliche neue Opfer seiner Selbstdarstellung gefunden, denn er sprach die drei Freunde im selben Ton an: „Wer seid ihr? Ihr gehört offensichtlich nicht zu diesem Haufen

von einer Söldnerbande, aber besser scheint ihr mir auch nicht zu sein.“

Toren lächelte ihn auf seine unnachahmliche Weise an und sagte: „Eure hochmütige Zunge sitzt wahrhaft lose. Es würde mich nicht wundern, wenn sie Euch bald herausgerissen werden würde.“

„Ihr wagt es, mir zu drohen? Wisst Ihr nicht, wen ihr vor Euch habt?“, rief Vendorian erbost.

„Wen ich vor mir habe weiß ich nicht, denn Ihr habt Euch ja nicht vorgestellt. Aber was Ihr seid, weiß ich. Ein verzogener Bengel, der nicht einmal die Grundregeln des Anstandes erlernt hat.“

Der Gescholtene wurde wutrot im Gesicht und drehte sich zu Tiemonas um. „Wer sind diese Leute, die es wagen, mich in diesem Ton anzusprechen?“

„Wir haben sie aufgegriffen und verhört sie gerade, als Ihr in das Zelt gekommen seid“, antwortete Tiemonas. „Wir stellten dabei fest, dass ...“

„Aufgegriffen und verhört habt Ihr sie also“, unterbrach Vendorian ihn erneut, während er den General zynisch anblickte. „Und Ihr habt dabei sogar noch etwas festgestellt? Das überrascht mich bei Euch.“ Plötzlich wurde sein Ton wieder lauter. „Tötet sie“, rief er den Wachen zu und deutete mit dem Finger auf die drei Gefährten. Doch keiner der Männer rührte sich. „Habt ihr meinen Befehl nicht verstanden?“, schrie er wie von Sinnen.

„Sie hören nur auf meinen Befehl“, sagte Tiemonas nun vollkommen ruhig.

„Ihr seid ab sofort abgesetzt“, zischte Vendorian. „Und jetzt gehorcht meinem Befehl, oder ich lasse euch alle aufhängen.“

Die ganze Situation war jetzt äußerst angespannt. Würden die Wachen weiterhin zu ihrem General halten, oder auf den Abgesandten hören? Das wurde zu einer lebenswichtigen Frage für Yard und seine Freunde. Der junge Mann wollte den Ausgang dieses Disputes nicht abwarten und schritt nun seinerseits ein. Vollkommen unerwartet für alle, baute er sich blitzschnell hinter Vendorian auf, zückte ein Messer und hielt es ihm an den Hals.

Niemand der Anwesenden hatte mit einer solchen Aktion gerechnet und so konnte Yard auch nicht daran gehindert werden. „Rührt Euch nicht von der Stelle, wenn Ihr nicht wollt, dass ich Euren Hals von einem Ohr zum anderen aufschneide“, zischte er gefährlich. Der Bedrohte wimmerte jämmerlich und flehte um sein Leben. Weder die Wachen, noch Yards Gefährten konnten in diesem Moment eingreifen. Doch die Überraschung über Yards Tat stand ihnen allen deutlich im Gesicht geschrieben. Der junge Mann nahm dieses Wagnis jedoch nicht aus Verzweiflung, sondern aus Berechnung auf sich. Er hoffte, dass er sich nicht täuschte.

„Greift doch endlich ein. Ihr seht doch, was dieser Wahnsinnige mit mir anstellt“, flehte Vendorian die Soldaten an, doch Yard hielt ihn eisern fest.

„Ihr habt doch so eifrig nach mir gesucht“, sagte er laut, „nun habt Ihr mich gefunden.“

„Wer seid Ihr?“, wimmerte der Festgehaltene.

„Ich bin Yard Tauris. Jener Tauris, den Ihr in dem Lager des dunklen Volkes suchen ließet und dafür einen Unschuldigen totpeitschen lassen habt.“ Yards Stimme wurde bei diesen Worten noch lauter, so dass alle Anwesenden ihn hören konnten.

„Ich weiß nicht, wovon Ihr sprecht“, log Vendorian. Das hatte zur Folge, dass Yard sein Messer noch etwas fester an den Hals des Mannes drückte, wobei eine kleine Wunde entstand und Blut herabfloss. „Leugnet noch weiter und Ihr werdet auf der Stelle sterben“, zischte Yard ihm ins Ohr. „Ich will, dass Ihr alles erzählt. Sagt diesen Männern hier, wie Menschen in die Lager des Feindes verschleppt und versklavt werden. Wie man ihre Familien trennt und selbst die Kinder nicht verschont. Ihr wisst von allem und macht dennoch gemeinsame Sache mit diesen Bestien.“

„Ja, ja. Ich war dort und es stimmt alles, was Ihr sagt“, schrie der Bedrohte in Todesangst. „Ich habe nach Euch gesucht. Doch nur, um Euch zu retten.“

„Lügner“, antwortete Yard. „Und dafür habt Ihr einen Mann töten lassen?“

Vendorian schwieg jetzt lieber und antwortete nicht auf Yards Frage. Dicke Schweißperlen hatten sich auf seiner Stirn gebildet und sein ehemals so hochmütiger Ausdruck war dem Entsetzen und der Angst gewichen.

„Habt ihr die Worte vernommen?“, fragte Yard nun in die Runde und blickte vor allem Tiemonas dabei an. „Dieser Mann verbündet sich mit dem dunklen Volk, das alle Welt unter seine Herrschaft bringen und die Völker ausrotten will. Hier sitzen eure wahren Feinde, nicht in dem Wald dort draußen.“

Die Verwunderung über das Vernommene war bei den Soldaten nun erheblich und sie wussten nicht, was sie zu diesen ungeheuren Anschuldigungen sagen sollten. Toren griff in das Geschehen ein, indem er, durch Gwendon unterstützt, sein Wissen und seine Vermutungen offenbarte.

Yard hatte den Stein ins Rollen gebracht und so war es nun an der Zeit, die Tharoner über die wahre Aufgabe der Gefährten aufzuklären. „Ich bin Yard Tauris, Sohn von Andoran, dem letzten Kaiser von Tharon“, ergänzte der junge Mann den Bericht. Dabei hielt er Vendorian noch immer fest und der Senatsabgesandte wagte es nicht, sich zu rühren.

„Ich bin der rechtmäßige Erbe des Thrones und werde versuchen, ihn wiederzuerlangen. Der Feind ist sehr stark und kein einzelnes Volk kann sich ihm entgegenstellen. Meine Aufgabe besteht darin, die Völker zu einen und gegen den gemeinsamen Feind zu führen.“ Yards Augen funkelten nun in einem niemals da gewesenen Licht und sein Gesichtsausdruck war ernst wie noch nie in seinem Leben. „Ihr habt euch nun zu entscheiden, ob ihr weiterhin einem verlogenen und nur durch Meuchelmord an die Macht gelangten Senat folgt, oder bei dem Versuch mithelft, die Menschen und die anderen Völker vor dem Untergang zu retten. Entscheidet euch schnell. Ich bin es leid mit ansehen zu müssen, wie sich meine Vaterstadt immer mehr in finstere Machenschaften verfängt, an denen solche Männer wie dieser die Hauptschuld tragen.“

Während Yard seine Worte regelrecht hinausschmettete, schleuderte er Vendorian von sich fort, so dass dieser zu Boden stürzte und dort wimmernd obwohl unverletzt liegen blieb. So stark und erhaben wirkte der einstige Welkenjunge nun, dass keiner der anderen Männer etwas sagte. In Torens Augen leuchtete jedoch ein stolzer Schein und auch Gwendon sah seinen Freund bewundernd an.

„Nun“, fragte Yard nach einer geraumen Weile des Schweigens. „Wie lautet eure Antwort? Wie ihr seht,

habe ich den Gesandten freigegeben. Ihr könnt mich nun überwältigen oder mir folgen. Was werdet ihr tun?“

„Herr“, antwortete Tiemonas langsam, „das alles kommt so plötzlich über uns. Es scheint, als würden alte Sagen wahr werden. Nichts wäre mir selbst lieber, als den rechtmäßigen Kaiser wieder auf dem Thron in Tharon zu sehen. Doch verzeiht meine Worte, wer gibt uns die Gewissheit, dass Ihr wirklich der seid, für den Ihr Euch ausgeben?“

„Ruft eure Truppen zusammen und Ihr sollt Antwort auf Eure Zweifel und Fragen erhalten“, sagte Yard im festen Ton. Er war in dieser Stunde über sich hinausgewachsen; die Situation hatte ihn dazu genötigt. Jetzt wollte er sich auch mit allen Mitteln rechtfertigen.

Die Tatsache, dass Tiemonas seiner Bitte auch wirklich nachkam zeigte, welchen Eindruck Yards Persönlichkeit auf die Männer gemacht hatte. Der General ging selbst aus dem Zelt und veranlasste alles Nötige, um seine Truppen zu sammeln. Die fruchtlosen Angriffe auf den Wald wurden gänzlich eingestellt, was natürlich zu einiger Verwunderung unter den Soldaten führte. Schon bald kursierten die seltsamsten Gerüchte im Kriegslager.

Nach etwa einer Stunde standen sieben Tausendschaften bereit und selbst die Verwundeten hatten sich eingefunden. Tiemonas kam wieder in das Zelt. Sein Gesichtsausdruck war äußerst angespannt, so als wäre er sich erst jetzt darüber bewusst, welche Verantwortung er auf sich geladen hatte. „Die Männer stehen bereit“, sagte er. „Ich hoffe inständig, dass Ihr Beweise für Eure Herkunft habt, denn ich stehe jetzt in der Verantwortung. Bitte enttäuscht mich nicht.“

„Ihr werdet sehen, dass ich Recht habe“, antwortete Yard, wobei er ihm die Hand auf die Schulter legte. Der junge Mann atmete noch einmal tief durch und trat dann gefolgt von seinen Freunden und den Tharonern aus dem Zelt.

Siebentausend Augenpaare hefteten sich neugierig auf die Männer und Yard verspürte nun die ganze Schwere seiner vor ihm liegenden Aufgabe. Was würde geschehen, wenn er scheiterte und ihm niemand glaubte? Für einen kurzen Moment wurde er wieder schwach und zweifelte. Doch Torens Hand auf seiner Schulter gab ihm neue Kraft.

Tiemonas richtete zuerst einige erklärende Worte über die Ereignisse der letzten Stunden an seine Männer, doch dann übergab er Yard das Wort.

Der junge Mann trat vor und die Soldaten blickten ihn erwartungsvoll an. „Männer Tharons“, begann Yard. „Es ist mir bewusst, dass das, was ich euch zu sagen habe, sehr schwer zu glauben ist. Jeder einzelne von euch muss das Gehörte genau abwägen und sich selbst die Antwort auf seine Fragen geben. Ihr werdet bis zur Stunde von einem machthungrigen Senat regiert, der sich nur aufgrund von Verrat und feigem Mord an dem letzten Kaiser Tharons an die Macht geschwungen hat.“

Stimmengemurmeln ertönte und Tiemonas erhob seine Hand zum Zeichen des Schweigens, so dass Yard fortfahren konnte: „Der Ermordete, Andoran Tauris, war mein Vater und somit bin ich der rechtmäßige Erbe des Thrones. Ich kann und werde euch das beweisen.“ Wieder erklang ein erstauntes Raunen in den Reihen der Soldaten, doch keiner unter ihnen wagte es, dazwischen zu rufen.

„Ich weiß, dass meine Worte euch sehr überraschen müssen, dennoch sind sie wahr. Wenn ich euch meine Herkunft bewiesen habe, verlange ich von niemandem, mir zu folgen; aber ich würde es mir wünschen. Ein starker Feind rückt aus dem Norden heran und will alle Völker unterwerfen. Euer Senat weiß das längst und verheimlicht es euch und dem Volk von Tharon. Das Land in dem ich, verborgen vor den Meuchlern aufgewachsen bin, wurde überfallen und zerstört. Viele der Einwohner wurden getötet, ebenso viele hat man versklavt und in Minen getrieben, wo sie auf das Schlimmste misshandelt werden.

Ich selbst befand mich unter ihnen und habe erst nach meiner geglückten Flucht von meiner Herkunft erfahren. Mir wurde eine Aufgabe zuteil, die darin besteht, die Völker zu einen und gegen diesen schrecklichen Feind zu führen. Deshalb bitte ich euch nun, mir zu folgen und Tharon zu-nächst von dem Joch der Verräter zu befreien, die sich mit dem Gegner heimlich verbündet haben.“

Nach diesen vollkommen unerwarteten Worten Yards kam es nun doch zu einiger Unruhe unter den Soldaten. Sie spalteten sich in zwei Gruppen, die dem jungen Mann jeweils glaubten, oder ihn für einen puren Lügner und Gesandten der Alven hielten. Trotz aller Verwirrung gelang es Tiemonas nach einiger Zeit wieder, Ruhe und Ordnung unter seinen Männern herzustellen. Yard wusste, dass er all seine Überzeugungskraft aufbieten musste, um die Männer ganz auf seine Seite zu ziehen, und das würde sicher nicht leicht werden.

Gerade wollte er seine Rede fortführen, um genauer auf den Feind einzugehen, der herannahte, als ein

Reiter den Hügel herabkam und die eben wieder eingekehrte Ruhe erneut unterbrach. Der Mann machte einen gehetzten Eindruck und er hielt erst direkt vor Tiemonas an. Sein Pferd war sichtlich erschöpft und auch ihm selbst sah man die Strapazen an, die hinter ihm liegen mussten.

„Herr“, sprach er den General an. „Ich bin einen weiten Weg geritten, um Euch aufzusuchen. Dem Vater des Lichtes sei Dank, dass ich euch hier vorfinde. Markestiana wird von einer fremden und großen Armee angegriffen. Flüchtlinge aus den nördlichen Ländern sind zu Tausenden bei uns eingetroffen und haben von schrecklichen Wesen berichtet, die alles nieder machen, was sich ihnen in den Weg stellt. Die Stadt ist nun ohne Regierung, da die Oberen sich sofort abgesetzt und die Flucht per Schiff ergriffen haben. Die Stadtwache und die Tausendschaft in Markestiana können die Verteidigung nicht allein übernehmen. Als ich fortritt formierte sich der Feind bereits am Horizont, so dass ich nicht einmal sagen kann, ob die Stadt überhaupt noch gehalten wird. Ihr seid die einzige Armee, die sich in erreichbarer Nähe befindet. Bitte kommt so schnell wie möglich zur Hilfe.“

Der Reiter sank erschöpft nieder und musste von zwei Wachen aufgefangen werden. Alle Männer hatten den Worten fassungslos zugehört und ihnen wurde schlagartig klar, dass Yard die Wahrheit gesprochen hatte.

Tiemonas war nach diesem Vorfall von Yards Ehrlichkeit ebenfalls überzeugt und fasste einen Entschluss. Wie auch immer seine Befehle aus Tharon aussahen, er würde fortan Yard folgen und ihm die Treue schwören. Auch seine Unterführer und die Soldaten schlos-

sen sich dem an, und zwar ausnahmslos. Noch während sie sich über diese seltsamen Dinge beratschlagten, ging plötzlich ein erstauntes Raunen durch die Menge.

„Seht, der Kaiser ist zurück“, rief jemand und deutete auf Yard. Ohne dass der junge Mann seinen Metallbarren hervorgeholt hatte, ging das schon bekannte Leuchten von dem Lederbeutel aus und umhüllte ihn gänzlich. In diesem Licht erschien Yard wie ein Herrscher, angetan mit den alten Würdezeichen der Herren Tharons.

„Das ist der wahre Herrscher der großen Stadt“, rief Toren. „Folgt ihm und befreit Tharon.“

Alle Männer der Tausendschaften knieten wie auf Befehl nieder und senkten ihre Köpfe. Dann erhoben sie sich wieder und begannen mit ihren Schwertern rhythmisch auf die Schilde zu schlagen, so dass ein gewaltiges Klanggewitter entstand. Dieses war eine alte Zeremonie, mit der die Soldaten in früherer Zeit stets den neuen Kaiser nach dem Tod des alten begrüßt hatten.

Diese Sitte war bis zum heutigen Tag bekannt geblieben und bedeutete, dass Yard nun eine gewaltige Hürde eingenommen hatte. Ab jetzt stand eine ganze Armee hinter ihm und seinen Gefährten. Sie war zwar noch klein, aber es war immerhin ein Anfang.

Yards Persönlichkeit hatte sich in der letzten Zeit sehr stark entwickelt. Würdevoll und doch nahbar stand er nun vor den siebentausend Männern. Aus dem unbedarften Welkenjungen war ein Mann geworden. Noch stand er ganz am Anfang seiner Aufgabe, doch es wurde deutlich, dass der junge Mann seiner Herausforderung immer mehr gewachsen war.

Die einzelnen Unterführer der Tausendschaften traten nun an Yard heran und versicherten ihre und ihrer Untergebenen Treue zu ihrem neuen Herrn.

Yard hob die Hand zum Zeichen, dass er noch etwas zu sagen hätte und sofort kehrte wieder Stille ein. „Ihr alle habt gehört, was geschehen ist“, rief er. „Markestiana benötigt dringend Hilfe. Noch bin ich nicht der Kaiser von Tharon und so möchte ich auch keine Befehle erteilen. Eure Anführer sollen entscheiden, was zu tun ist. Eines wünsche ich mir jedoch: Die sofortige Einstellung der Angriffe auf das Land der Alven. Sie sollen eure Verbündeten, nicht eure Feinde sein.“

Die Männer nahmen Yards Wunsch mit Jubel auf. Sie hatten die ergebnislosen Angriffe auf den Wald längst satt und waren froh, nun nicht mehr als lebende Zielscheiben für die verborgenen Gegner dienen zu müssen. Sie wurden jetzt angewiesen, auf weitere Befehle zu warten und die große Versammlung löste sich auf. Die Gefährten kehrten mit den Anführern und dem Boten aus Markestiana in das Zelt zurück, um das weitere Vorgehen zu beratschlagen.

Toren erklärte den Soldaten die nächsten Ziele der Gemeinschaft: „Wir werden nun als nächstes versuchen in den Wald zu gelangen, um dessen Bewohner von unseren friedlichen Absichten zu überzeugen. Die Hilfe der Alven könnte uns große Dienste leisten. Ihr, General, tötet gut daran, möglichst schnell das Lager abzubrechen und die Tausendschaften nach Markestiana zu führen.“

Tiemonas war mit diesem Vorschlag einverstanden, warf jedoch ein, dass ihm wohler sei, wenn er zumindest zweitausend Mann zu Yards Schutz zurücklassen könnte. Die Männer einigten sich darauf und gaben

sofort die notwendigen Befehle aus. Schon am nächsten Morgen könnten dann die fünf Tausendschaften der Hafenstadt entgegenziehen, während der Rest zur Verfügung Yards und seiner Freunde stand.

„Nähert euch der Stadt vorsichtig“, riet Toren dem General. „Der Feind ist euch sicher an Köpfen weit überlegen. Doch sie setzen nur auf ihre große Zahl und haben kaum eine brauchbare Kriegstaktik. So schwer es auch sein mag, wenn ihr bemerkt, dass Markestiana verloren ist, so kehrt um und opfert keinen Eurer Männer. Wir werden euch alle noch brauchen.“

Der General nahm den Rat des erfahrenen Toren gerne an, zumal er wusste, dass dieser schon oft gegen einen solchen Feind gekämpft hatte.

Nachdem nun alles geklärt war, wünschten die Männer sich gegenseitig Glück und zogen sich zur Nachtruhe zurück, denn es war inzwischen schon spät geworden. Sie alle sahen einer neuen Situation und ungewissen Zeiten entgegen.

Stunden später stand Yard vor dem Zelt, das man für ihn hergerichtet hatte. Er war allein und betrachtete den Sternenhimmel. In den letzten Stunden war er durch das Lager geschritten und hatte mit den über seine Natürlichkeit verwunderten Soldaten gesprochen. Es hatte vieler Erklärungen bedurft und die anfängliche Scheu der Männer musste überwunden werden. Yard fragte sich, ob er wirklich das Recht hatte, diese Männer in einen ungewissen Kampf zu schicken. Die meisten von ihnen hatten keine Vorstellung von ihren Gegnern und würden sich zunächst entsetzen. Doch schließlich hatten sie keine andere Wahl, denn der Feind würde unaufhaltsam näher rücken. Der

junge Mann war sich bewusst, dass es nun auch für ihn kein Zurück mehr gab. Er hatte sich offenbart und musste den Kampf aufnehmen.

In seine Gedanken versunken, bemerkte er plötzlich eine Person, die sich ihm näherte und neben ihm stehen blieb. Es war Toren, er betrachtete ebenfalls die Sterne und schwieg zunächst. Yard genoss die Ruhe, die sie umgab. Nur das Zirpen der Grillen war zu hören; doch er wusste, dass Toren gekommen war, um mit ihm zu reden.

„Du hast deine Sache heute sehr gut gemacht“, begann der ehemalige Schmied nun auch tatsächlich. „Damit hast du bewiesen, dass du das Vertrauen verdienst, welches wir alle in dich setzen. Du hast von nun an viele Entscheidungen zu treffen und wirst dabei vielleicht auch oft irren; so wie jeder, der eine solche Verantwortung trägt.“ Toren druckste nun ein wenig herum, was bei ihm nicht oft vorkam. „Wenn du manches Mal nicht ..., ich meine, wenn du ...“

Yard half ihm aus seiner Verlegenheit. „Du willst mir sicher sagen, dass du mir auch weiterhin mit Rat und Tat zur Seite stehst, selbst wenn ich wirklich Kaiser von Tharon werden sollte.“

Toren nickte und lächelte.

„Ich weiß und ich danke dir, mein Freund und Ratgeber. Ich werde dich sicher noch oft um Rat fragen und verspreche dir, dass ich immer ein wenig der alte Yard bleiben werde, so wie du ihn kennst.“

„Dein Vater wäre stolz auf dich, könnte er dich jetzt sehen“, sagte Toren und seine Stimme zitterte leicht dabei.

„Wie war er?“, fragte Yard nachdenklich. „Was hätte er an meiner Stelle getan?“

„Er war mutig, so wie du. Und er hätte das schon verlorene Reich wieder vereint, wäre er nicht ermordet worden. Er ist in allen Dingen immer bescheiden und er selbst geblieben. Sei auch du so, dann findest du dich auf dem rechten Weg.“

Die beiden Freunde umarmten sich und schritten dann zurück zum Zelt. „Glaubst du, dass sie uns trauen werden?“, fragte Yard. Er meinte damit die Alven, die sicher verwundert über die plötzlich eingestellten Angriffe waren.

„Wir werden allein gehen müssen“, antwortete Torens. „Sie lassen sicher keinen der Soldaten in den Wald, aber ich habe Tiemonas bereits um die Abstellung eines erfahrenen Unterführers gebeten. Lesio ist sein Name, es ist jener, der uns auf dem Hügel aufgegriffen hat. Er hat Umsicht bewiesen und ich traue ihm zu, dass er in jedem Fall die richtige Entscheidung treffen wird.“

Yard nickte, auch ihm hatte der junge Unterführer gefallen. Torens Auswahl war sicher richtig. Alles Weitere würde der morgige Tag mit sich bringen ...

Die Alven

Als der Morgen anbrach, waren die fünf Tausendschaften von Tiemonas für den Abmarsch bereit. Dreitausend Mann bildeten den Hauptkontingent, der Rest bestand aus Bogenschützen und Speerwerfern, sowie einigen Pionieren, welche die Vorhut bildeten. Im Grunde war es nur eine sehr kleine Armee, ohne wirkliche Schlagkraft und Chance, den Feind aufhalten zu können. Doch die Männer waren motiviert und kampferprobt, und die vor ihnen liegende Aufgabe war ein Ziel, für das es sich lohnte, zu kämpfen.

Tiemonas ließ sein Pferd langsam auf Yard und seine Freunde zutragen und erbot ihnen den Abschiedsgruß. Er hatte in den zwei vergangenen Tagen schwere Entscheidungen treffen müssen, aber sein Blick war nun entschlossen und fest. Der General erhob sein Schwert und rief: „Für das Volk, die Stadt und den Kaiser.“

Seine Männer stimmten mit ein, dann setzte sich der Zug in Bewegung. Die Reihen der Männer zogen an den Zurückbleibenden vorbei und noch viele Abschiedsgrüße wurde ihnen zugerufen. Die Gefährten hatten nun ebenfalls vor, sofort aufzubrechen und den Saum des Waldes zu betreten.

Toren gab Lesio noch einige Ratschläge, überließ ihm jedoch alle weiteren Entscheidungen. „Folgt uns nicht“, sagte der Schmied zum Schluss. „Wenn alles gut geht, senden wir euch bald einen Boten. Wenn ihr in drei Tagen nichts von uns gehört habt, so zieht Tiemonas nach, und tut euer Bestes um Markestiana zu helfen. Lebt einstweilen wohl.“

„Ich werde alles zu Eurer Zufriedenheit leiten“, antwortete der Unterführer. „Viel Glück.“

Yard, Toren und Gwendon schritten nun, begleitet von den Glückwünschen der Soldaten, aus dem Südtor des Lagers hinaus und bewegten sich auf den Waldrand zu. Es war wirklich erstaunlich, wie dicht und undurchdringlich die grüne Mauer vor ihnen emporragte. Selbst der schärfsten Waffe wäre es unmöglich gewesen, das Dickicht zu durchdringen, zumal das Unterholz noch zusätzlich durch lange und spitze Dornen geschützt war.

Lediglich die schmale Schneise war eine Möglichkeit, überhaupt in den Wald gelangen zu können. Wie durch das Schwert eines Riesen entstanden, schnitt sie sich in das Waldgebiet hinein. Ihre Ränder waren allerdings ebenso dicht bewachsen und die hohen Baumkronen verschafften ihr ein regelrechtes Dach, so dass die Schneise wie ein grüner Tunnel wirkte. Es war also nicht weiter verwunderlich, dass die Tharoner mit ihren Angriffen stets gescheitert waren. Die Waldbewohner besaßen genügend Deckungsmöglichkeiten und hatten von den Bäumen aus überall Einsicht auf die Schneise.

Auch weiter im Inneren war die Vegetation dicht wie eine Wand. Yard empfand es beinahe schon als unheimlich, auf welche Weise die Bäume und Sträucher ihr Hinterland schützten und jeden Blick in das Innere des Waldes verwehrten. Erst jetzt wurde er sich der Bedeutung der Worte Torens bewusst, welche die Verbundenheit der Alven mit ihrem Land beschrieben hatten.

Die drei Männer waren kaum einige Schritte in die Schneise eingedrungen, als sich schon ein lautes Konzert von schnatternden und pfeifenden Geräuschen erhob. Vögel und anderes Getier schienen

regelrechte Warnrufe auszustoßen, die nicht abklingen wollten, so lange die Männer sich fortbewegten. Von den Alven war jedoch noch nichts zu sehen ... vorerst nicht, denn als die drei Freunde weitergingen, surrte plötzlich ein Pfeil heran und blieb dicht vor ihnen im Boden stecken. Er besaß einen dunkelroten Schaft und weißes Gefieder. Kurz danach flogen auch ein zweiter und dritter heran und landeten genau neben dem ersten.

„Für jeden von uns einer“, bemerkte Gwendon und blickte in die Baumkronen, aus denen die Pfeile vermutlich abgeschossen worden waren.

„Das ist eine Warnung für uns, stehen zu bleiben“, antwortete Toren. „Sie hätten uns jederzeit treffen können, beachten wir sie also besser.“

Sie blieben stehen und warteten weitere Reaktionen ihrer unsichtbaren Beobachter ab, doch nichts geschah. Niemand ließ sich sehen, also ergriff Toren wieder die Initiative: „Wir kommen in friedlicher Absicht“, rief er. „Die Soldaten haben sich zurückgezogen und wir wollen mit euch reden.“

Wieder geschah nichts.

„Wo sitzen sie nur?“, fragte Yard und blickte sich suchend um

„Sie sind überall um uns herum und lassen uns nicht aus den Augen“, versicherte Toren ihm. „Ist vielleicht Ligobahn unter den Kriegern der Alven?“, rief er wieder aus.

Diesmal erhielt er ein verwundertes Stimmengemurmel als Antwort, welches aus den Bäumen über ihnen kam. „*Dessa tu allo* – wer bist du?“, hörte man plötzlich eine klare und helle Stimme fragen.

Toren antwortete, indem er seinen Namen nannte.

„*Tu allo mihr Caraid Toren Bakunas?*“, rief die Stimme aufgeregt.

„Ja, ich bin es wirklich Ligobahn. Aber ich bin es leid, nur mit Bäumen zu sprechen. Bitte zeige dich“, forderte Toren den unsichtbaren Rufer auf.

Urplötzlich schoben sich überall in den Bäumen die dichten Kronenäste beiseite und Köpfe erschienen dahinter. Kurz darauf ließen sich etwa zwanzig Alvenkrieger an dünnen, kaum sichtbaren Seilen hinab. Es sah fast so aus, als schwebten sie zu Boden, so elegant und gewandt waren ihre Bewegungen. In kurzer Zeit waren die drei Gefährten von den äußerst vorsichtig agierenden Kriegern umstellt.

Einer aus ihrer Mitte, es handelte sich sicher um den schon genannten Ligobahn, kam auf Toren zu. Er betrachtete ihn kurz und umarmte den Schmied dann innig. „Wie ich sehe, hat Mingor seine Wirkung auf die Sterblichen bei dir nicht verfehlt, mein Freund“, sagte der Alve lächelnd.

Toren lächelte ebenfalls, antwortete dann jedoch ernster: „Der Segen des Trankes verwandelt sich außerhalb eures schönen Landes leider manchmal zum Fluch, denn lang und schwer sind die Jahre unter den Menschen.“

„Umso erfreuter bin ich, dich hier wiederzusehen.“

„So sind wir willkommen?“

„Du bist es auf jeden Fall“, sagte Ligobahn und blickte Yard und Gwendon dabei an. „Und wenn du für deine Freunde bürgst, dann auch sie.“

Erst jetzt entspannte sich der Gesichtsausdruck der beiden Freunde Torens, die bei dem Anblick der Alven wie zu Stein erstarrt waren. Der Name Volk des Lichtes passte tatsächlich sehr gut zu den Kriegern.

Ein Leuchten, das aus ihrem Inneren zu kommen schien, umgab ihre schönen Gestalten. Ihr Haar war nicht blond, sondern wahrhaft goldfarben und umspielte die edlen Gesichter wie kostbares Geschmeide. Ihre schlanken, aber durchaus kräftigen Körper steckten in enganliegenden Jagdhemden und Hosen, deren Farben in allen Nuancen schimmerten und sich ständig der Umgebung anpassten. Die Füße wurden von weichen Schuhen bekleidet, die vorn spitz zuliefen.

Auf dem Gesicht Ligobahns spielte ein leichtes Lächeln, als er die verwunderten Blicke Yards und Gwendons bemerkte. „Vielleicht stellst du uns deine Gefährten erst einmal vor“, sagte er zu Toren.

Der Angesprochene nickte und deutete zunächst auf Gwendon. „Dieser Mann ist Gwendon vom Clan der Hyles aus dem Hochland Kayhlien. Er begleitet mich seit dem Aufbruch aus seiner Heimat und ist ein Meister in der Schwertkunst.“

Ligobahn schüttelte Gwendons Hand und sagte freundlich: „Ich kenne und liebe das schöne Kayhlien, in dem auch mein Volk einst wohnte.“

Der Hochländer war nicht überrascht über diese Worte, kannte er doch die vielen Mythen über die Alven, die man sich in seiner Heimat noch immer erzählte. Doch nun betrachtete er diese Geschichten mit anderen Augen, denn hier standen etliche der Sagenfiguren leibhaftig vor ihm.

Der Lichtkrieger wandte sich nun Yard zu. „Und wer ist dieser junge Mann?“, fragte er.

„Das ist Yard Tauris, Sohn von Andoran aus Tharon. Er ist der eigentliche Grund für unsere Reise“, antwortete Toren.

Ligobahn und seine Begleiter waren verwundert. „Wir wussten nicht, dass Andorans Sohn den Verrat überlebt hat. Doch nun ahnen wir bereits den Grund für euer Kommen.“

„Ich hoffe, ihr erlaubt uns, darüber mit Aldanon zu sprechen“, bat Toren.

„Natürlich. Seid willkommen in unserem Land. Doch außer euch ist es sonst niemandem erlaubt, es zu betreten.“

„Die tharonische Armee ist bis auf wenige Männer abgezogen“, erklärte der Schmied. „Sie werden euch nicht mehr angreifen.“

„So seid ihr dafür verantwortlich?“, fragte der Alve. „Ich freue mich zu sehen, dass Andorans Sohn bereits in die Fußstapfen seines Vaters tritt“, sagte er lächelnd.

Yard erwiderte das Lächeln, erklärte aber Toren zum Hauptverantwortlichen des Waffenstillstandes.

Der Alve nickte wissend und machte eine einladende Handbewegung. „Wie dem auch sei. Es wird Zeit, unser Land zu betreten, seid nochmals willkommen.“

Die drei Gefährten beschritten nun gemeinsam mit den Alven den Weg durch die Schneise, die hier einen Bogen nach Westen beschrieb, sich immer mehr verjüngte und schließlich in den Wald mündete. Als die Männer in ihn eintraten, fühlten sie sich plötzlich wie in eine andere Welt versetzt. Die Luft war seltsam weich und samtig und dennoch würzig von dem Duft der emporragenden Bäume.

Das Sonnenlicht, welches überall durch das dichte Blätterdach schimmerte, zauberte strahlende Säulen aus Licht auf den Waldboden. Das Gezwitscher der Vögel klang nicht länger wie Warnrufe, sondern wie

Willkommensgesänge. Die ganze Atmosphäre des Waldes versetzte die Gefährten in eine heitere, gelassene Stimmung. Es war ihnen zumute, als ob all ihre Sorgen nicht mit in dieses Land gekommen, sondern draußen geblieben wären.

Die Männer schritten ungefähr eine halbe Stunde durch den schönen Wald, bis sie zu einer kleinen Lichtung gelangten. Hier befand sich offensichtlich das Lager der Alven. Es bestand aus einigen lichten Baumhäusern, die untereinander mit Hängebrücken verbunden waren. Die Häuser boten etwa fünfzig Kriegern Platz; mehr waren niemals nötig gewesen, um der tharonischen Armee die Stirn zu bieten. Sie allein hatten die Schneise verteidigt.

Yards Aufmerksamkeit richtete sich jedoch sehr schnell auf etwas anderes, das er in der Mitte des Lagers entdeckte. Es war ein Gatter mit einer Umzäunung, die ein ziemlich großes Rechteck beschrieb. Der junge Mann starrte auf die Tiere, die sich darin befanden und glaubte zunächst, sich zu täuschen. Doch auch bei näherer Betrachtung änderte sich ihre Erscheinung nicht. Weiße Flugdrachen saßen in dem Gatter und fraßen das für sie bereitgestellte Grünfutter.

Im Gegensatz zu den schwarzen Bestien des dunklen Volkes waren diese Tiere hier jedoch sanft und wunderschön. Ihre langen und eleganten Hälse waren gebogen, wie die von Schwänen und die riesigen Schwingen trugen ein strahlend weißes Federkleid.

Als Yard fasziniert nähertrat, konnte er erkennen, dass die übrige Haut in allen Facetten des Farbspektrums schimmerte und glänzte. Einer der langen Hälse reckte sich dem jungen Mann entgegen und ein Paar tief-

blauer und melancholischer Augen blickte ihn an. Es lag eindeutig Verstand in diesen Augen, und Yard war gerührt. Das Wesen rieb plötzlich seine rosafarbenen Nüstern an seiner Schulter und gab einen wohlighrummenden Ton von sich.

Ligobahn beobachtete die Szene und ging strahlend auf Yard zu. „Es ist ein gutes Zeichen, wenn die Cerah dich mögen“, sagte er. „Sie besitzen ein feines Gespür für euch Menschen. Du wirst sie bald noch besser kennenlernen.“

Zunächst wusste Yard nicht, was der Alve damit meinte. Doch bald war klar, dass die weitere Reise auf dem Rücken der Drachen stattfinden würde. Zu Fuß würde man nämlich viele Tage brauchen, bis man in die Stadt der Alven gelangte. Weder Yard noch Gwendon war zunächst wohl bei diesem Gedanken. Doch als sie sich schließlich in der Luft befanden und das Land unter ihnen hinwegflog, waren sie so begeistert, dass sie vor Freude juchzten.

Zum Reitzweck waren den Cerah Sättel umgeschnallt worden, die zwei bis drei Männern bequem Platz boten. Gwendon und Yard saßen mit Ligobahn auf einem Tier, während Toren mit einem zweiten Alvenritt.

So befanden sie sich nun in luftiger Höhe und bewunderten die Aussicht auf den scheinbar unendlichen Wald. Die Bäume unter ihnen wurden dabei stets größer und höher. Je näher sie dem Mittelpunkt dieses Landes kamen, desto gewaltiger wurden die Stämme, denn hier war der Wald am ältesten.

Sie näherten sich nun langsam ihrem Ziel und als Ligobahn seine Hand ausstreckte und nach vorn deutete, kam sie endlich in Sicht: Lorencia, die Stadt der

Waldalven von Tarr. Der Anblick dieser Stadt war wirklich überwältigend für die Gefährten, denn sie glich einer Festung in den Bäumen. Die riesigen Äste und Stämme trugen eine unüberschaubare Anzahl von Bauten, die auf breiten Plattformen standen. Dazwischen erstreckten sich etliche Brücken über dem tief unten liegenden Waldboden, so dass man durch die gesamte Stadt gehen konnte, ohne auch nur einmal von den Bäumen herabsteigen zu müssen.

Die Außenbezirke wurden von hölzernen Palisaden umsäumt, die einen deutlich wehrhaften Eindruck machten und sich um die ganze Stadt zogen. Gebäude und Plattformen lagen in mehreren Ebenen übereinander und in den untersten befanden sich Förderkorbaufzüge, mittels derer man den Boden erreichen konnte.

Manche der Ebenen konnte man auch über Treppen besteigen, die sich um die mächtigen Stämme wanden und in den Kronen der größten Bäume mündeten. Trotz der vielseitigen Bebauung beließ man überall die natürlich gewachsenen Strukturen und nirgendwo war ein gestutzter Ast oder Baumstumpf zu sehen. Alle Gebäude passten sich hervorragend ihrer natürlichen Umgebung an und meistens bestanden die Dächer aus den dicht bewachsenen Ästen und Blättern der grünen Riesen.

Die beiden Flugtiere wurden nun von ihren Führern auf eine der oberen, freien Plattformen gelenkt und landeten dort sanft. Als die Männer abgestiegen waren, befreiten die Alven ihre Tiere von den Sätteln und Geschirren und ließen sie frei. Die Cerah erhoben sich wieder und suchten sich einen Platz auf einer der

zahlreichen, sonnendurchfluteten Lichtungen unterhalb der Stadt.

„Sie sind ihre eigenen Herren und tragen uns nur, weil sie es wollen“, erklärte Ligobahn den staunenden Gefährten. „Kommt nun, wir werden bereits erwartet.“

Sie durchschritten ein großes, hölzernes Tor, durch das sie in die Stadt der Alven gelangten. Hier wurden sie von einer zahlreichen Menge begrüßt und Ligobahn unterhielt sich für einen Moment mit Angehörigen seines Volkes. Viele anmutige Gestalten, Männer und Frauen mit langen, goldenen Haaren kamen ihnen entgegen und betrachteten die Gefährten neugierig.

Die Nachricht von dem plötzlich eingetretenen Waffenstillstand verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter dem Volk und überall war nun Freudengesang zu vernehmen. Trotz der großen Höhe, in der sie sich befanden, betraten die Männer stets sicheren und festen Boden. Sie überschritten mehrere Brücken und gelangten so in die tieferen Ebenen, bis sie schließlich Aldanons Haus und somit das Herz der Stadt erreichten.

Das Haus glich jedoch eher einem von Blättern überdachten Palast und vereinigte sich auf wunderbare Weise mit dem Stamm, von dem es getragen wurde. Hier residierte der weise Führer des letzten Alvenstammes und erwartete die Ankömmlinge bereits. Auf einem prächtigen Thron, geschnitzt aus rötlichem Holz, saß die leuchtende Gestalt Aldanons, gekleidet in weißen und goldenen Gewändern. Sein silbernes Haar zeugte von seinem hohen Alter, doch sein Körper war noch immer jugendlich und in seinen bernsteinfarbenen Augen blitzte die Kraft seines Volkes. Als die Männer von Ligobahn gefolgt in den Palast

eintraten, erhob der Alvenfürst sich und kam ihnen entgegen. „Toren Bakunas, lange Jahre haben wir uns nicht gesehen. Schon dachten wir, du seiest verloren. Doch nun bist du wieder da und mit dir scheint der Frieden einzuziehen“, begrüßte Aldanon den alten Freund. Seine Stimme war klar und gütig, jedoch sehr imposant.

„Leider täuscht dieser Eindruck“, antwortete Toren. „Der Grund für unsere Reise ist aufflammender Krieg. Das dunkle Volk hat sich wieder erhoben und ist mächtiger geworden, als je zuvor. Der Norden ist bereits besiegt oder steht kurz davor. Viele Völker werden bedrängt und der Feind wird bald hier erscheinen. Doch es gibt eine Hoffnung, und sie ruht in diesem jungen Mann.“

Toren deutete auf Yard und Aldanon blickte ihn forschend an. Sein Blick ruhte lange auf Yards Gesicht, dann lächelte er und sagte: „Ich habe bereits von Andorans Sohn gehört und weiß, was er von uns begehrt. Doch zunächst werde ich ihn prüfen, bevor ich das aus der Hand gebe, was der Feind der Menschen niemals erhalten darf.“

„Er wird seine Prüfungen bestehen“, bemerkte Toren zuversichtlich.

„Deine Vermutungen haben sich bisher stets als wahrhaft herausgestellt, Toren. Jetzt solltet ihr uns jedoch die Geschehnisse genau berichten, denn wir haben nicht mehr viel Kontakt zu der Welt dort draußen. Seit dem Verrat der Tharoner haben wir uns zurückgezogen und die Zeit hat gezeigt, dass es das Beste für uns war.“

„Vielleicht“, entgegnete Toren, „doch möglicherweise ändern sich die Zeiten. Der Feind kann nur besiegt

werden, wenn alle freien Völker zusammenhalten.“ Der Schmied berichtete nun die vielen Vorfälle, die sich seit dem Überfall auf das Welkenland ereignet hatten.

Gwendon und Yard ergänzten seine Worte durch die Berichte über das Gefangenenerlager und ihre gemeinsame Flucht. Die Gefährten erzählten von der Bedrohung Kayhliens und der ereignisreichen Fahrt nach Markestinana, die nun ebenfalls schon belagert wurde.

Die Alven zeigten sich besonders darüber bestürzt. „Ich hätte nicht geglaubt, dass der Feind sich jemals wieder so weit vorwagen würde, und dass sich ihm niemand entgegenstellt“, sagte Aldanon.

„Es gibt zurzeit niemanden, der es wagen würde“, antwortete Toren. „Tharon ist zu schwach geworden und es hat keine Verbündeten. Außerdem glauben diese Narren des Senates, sie hätten einen Pakt mit dem dunklen Herrscher geschlossen. Jetzt erst werden sie erwachen. Doch es ist fast schon zu spät dazu. Wir benötigen eure Hilfe und Andorans Sohn wird euch um das Eine bitten.“

„Davon später“, unterbrach Aldanon ihn. „Zunächst seid ihr die Gäste der Cam-Briany und sollt als solche behandelt werden. Ich übergebe euch der Obhut meiner Tochter Liana. Ich selbst werde mich zurückziehen und nachdenken.“

Aldanon erhob sich würdevoll, grüßte die Gefährten und verließ dann gefolgt von einigen Kriegern den Palast. An seine Stelle trat eine junge Frau, die sich bisher im Hintergrund gehalten hatte. Sie trug fast dieselben Gesichtszüge wie ihr Vater, nur dass sie etwas weicher und weiblicher waren. Auch in ihren Augen loderte

das gleiche Feuer und ihre Erscheinung war die einer wahren Königin.

Yard und Gwendon waren wie vom Donner gerührt. Niemals hatten sie unter den Menschen eine solche Schönheit entdeckt, doch bei den Alven war das keine Seltenheit. Liana begrüßte die drei Männer, wobei sie Toren umarmte, den sie seit Ewigkeiten kannte.

„Die Sonne geht im Lande Tarr auf und ihr Strahlen verbleibt in deinem Antlitz“, sagte Toren zu ihr. „Die langen Jahre haben keine Spuren bei dir hinterlassen und das ist ein Lichtblick in einer ansonsten so finsternen Welt.“

Die Alvin lächelte und fast sah es so aus, als errötete sie ein wenig. Torens Worte verblüfften seine beiden Freunde natürlich und so fühlte er sich gezwungen, ihnen einige Erklärungen zu liefern: „Liana hat weit aus mehr Jahre gesehen, als ihr beide zusammen; doch in diesem Land verwelken schöne Blumen niemals.“

Das Erstaunen in den Gesichtern beider Männer war deutlich zu sehen und die Alvin musste lachen. „Wundert euch nicht zu sehr“, sagte sie mit heller und reiner Stimme. „In unserem Land ist vieles anders als bei euch. Doch kommt jetzt, ihr müsst hungrig sein und sollt Speisen erhalten, die eure Lebensgeister neu erwecken. Danach werde ich euch in der Stadt herumführen, so ihr es wünscht, es gibt sicher viel für euch zu entdecken.“ Sie lachte vergnügt und zog die Gefährten mit sich, die sich gern von ihrer Fröhlichkeit anstecken ließen.

Die frischen Früchte und das brotähnliche Gebäck, das die Männer auf einem sonnigen Platz genossen, weckte tatsächlich neue Kraft in ihnen.

Dermaßen gestärkt, waren sie gerne bereit, sich durch die wundervolle Stadt in den Bäumen führen zu lassen. Sie durchschritten regelrechte Alleen, auf denen die Baumkronen Reihe an Reihe standen. Sie kamen zu Plätzen, an denen viel gesungen und gelacht wurde, und sie sahen, wie die Männer und Frauen des Alvenvolkes mit Tieren und Pflanzen redeten, deren Sprache sie offensichtlich verstanden. Liana zeigte ihnen wundervolle Kunstwerke aus natürlich gewachsenen Strukturen, die im Laufe der Jahrhunderte entstanden waren. Die Männer zeigten sich tief berührt und die Zeit verging wie im Flug.

Am späten Nachmittag entschuldigte Toren sich und verließ die Gruppe. Auch Gwendon fand nach einiger Zeit einen Platz, der ihm so sehr behagte, dass er fragte, ob er hier einige Zeit verweilen dürfe.

„Entschuldigt bitte“, sagte Liana. „Ich habe in meinem Eifer vergessen, dass ihr eine anstrengende Reise hinter euch habt. Natürlich könnt Ihr dort ruhen, wo es Euch gefällt. Ich werde Euch später zum Abendmahl holen lassen.“

Yard war jedoch noch nicht müde und zog es vor, die Alvin noch etwas zu begleiten. Liana war sehr erfreut darüber, denn sie hatte tiefe Zuneigung zu dem jungen Mann gefasst. „Kommt“, forderte sie ihn auf, „ich zeige Euch einen Ort, an dem man eine herrliche Aussicht genießt.“

Sie fasste Yard bei der Hand und lief mit ihm über unzählige Brücken und Plattformen, bis sie schließlich auf die Südseite der Schutzmauern gelangten. Zwischen den hölzernen Palisaden befanden sich kleine Wehrsitze, die man über Leitern erreichen konnte. Man hatte diese Sitze für den Fall eines Angriffes aus

der Luft angelegt und sie gewährten zwei Personen reichlich Platz.

Oben angekommen, bot sich Yard ein wirklich atemberaubender Anblick. Sie mussten sich offenbar auf dem höchsten Baum des Waldes befinden, denn alle anderen Wipfel lagen ein Stück unter ihnen. Das grüne Blätterdach sah aus wie ein Meer, dessen Wellen durch einen Zauber erstarrt waren. Die Sonne stand schon tief und verwandelte den Abendhimmel in ein gold-rotes Lichtertuch. Einige weiße Vögel flogen an ihnen vorbei und schnatterten einen Gruß durch die Luft. In dieser Stimmung saßen Liana und Yard schweigend beisammen.

„Ihr seht traurig aus“, bemerkte die Alvin nach einiger Zeit, als sie in Yards Gesicht schaute.

„In solchen Augenblicken muss ich oft an Menschen denken, die ich geliebt und später dann verloren habe“, antwortete der junge Mann.

„Eure Familie? Ihr habt sie bei jenem Angriff auf Euer Land verloren?“

„Nicht nur meine Familie. Sie bestand nur noch aus meinem Großvater Oleg. Meine Eltern habe ich nie gekannt. Es geht um Menschen von denen ich nicht weiß, was mit ihnen geschehen ist.“

„Eine Frau?“, fragte Liana mit einem etwas seltsamen Unterton. Es war bei ihrem Volk normalerweise nicht üblich, dermaßen in die Angelegenheiten anderer zu dringen, aber sie empfand sehr großes Interesse an Yard.

Der junge Mann blickte sie jedoch nur ein wenig verwundert an. Dann erst wurde er sich der Bedeutung der Frage richtig bewusst und konnte keine rechte Antwort darauf geben. Sicher dachte er oft an Anika,

doch sie hatte niemals in einem solchen Verhältnis zu ihm gestanden, wie Lianas Frage nun vermuten ließ. Zumindest durfte das nicht sein, denn sie war ja die Frau eines anderen Mannes.

Dennoch konnte Yard seine Gefühle und Gedanken vor der feinsinnigen Alvin verbergen. „Ihr trauert um einen Menschen, den Ihr liebtet, obwohl es nicht sein dürfte“, vermutete sie scharfsinnig. „Ihr Menschen seid oftmals so kompliziert.“

Yard kam es so vor, als würde eine gewisse Traurigkeit in ihren Worten mitschwingen und er konnte sich diesen Eindruck nicht erklären.

„Das Abendmahl wird fertig sein, kommt mit“, sagte sie plötzlich und sprang auf. Sie gingen wieder zum Palast Aldanons zurück, wo sich bereits eine Menge Volk versammelt hatte. Die hervorragendsten Krieger und ihre Familien befanden sich darunter.

Auch Gwendon und Toren, die mit dem Hausherrn im Gespräch vertieft waren, saßen bereits an dem reich gedeckten Tisch. Yard wurde ein Platz neben ihnen angewiesen. Das Mahl war sehr reichhaltig und voller wohlschmeckender Speisen, die der Wald seinen Bewohnern bot.

Als es dunkel wurde, leuchteten die Sterne in einer solchen Pracht und Klarheit, wie es Yard und Gwendon noch nie gesehen hatten. Überall in der Stadt wurden bunte Lampen entzündet und Tausende von Lichtern erstrahlten in den Bäumen. Es wurden Lieder vorgelesen, die von der wechselhaften Geschichte der Cam-Briany und ihrer Verwandten erzählten. Toren versuchte, seinen beiden Freunden die Bedeutung der Lieder zu erklären und sie waren von der Schönheit des Gesanges gerührt.

Einer der Vorträge erregte die besondere Aufmerksamkeit der Gefährten, denn er handelte von den Waldbewohnern der Irrtumssümpfe. Toren übersetzte das Lied mit folgenden Worten:

*Des Waldes Herz war Erian
das Volk der freien Menschen.
Treu standen sie zu ihrem Wort
und das wurde ihr Fluch*

*Sie liebten Pflanzen, Baum und Tier
weise war dort ihr Gebrauch.
Die Männer stolz, die Frauen schön
und Sanftmut war ihr Brauch.*

*Zu Freunden machten sie sich bald
ein' jeden der ihr Land durchzog.
Die Cam-Briany liebten sie
und Freude machte dieses Volk.*

*Die Habsucht und die böse Gier
die wurden schnell ihr größter Feind,
denn schlechtes Volk das drang hinein
und stahl ihr Lebenselixier.*

*Zur Hilfe eilt' ein neuer Stamm,
Gerechtigkeit zu üben.
Doch Wut, nicht Weisheit war der Trieb
und zu schnell brach der Damm.*

*Es toste Wasser, wo einst war,
des Flusses Lauf so ruhig und mild.
Und voller Angst, dem Tode nah,
der Fluch gesprochen wurde.*

*Seit dieser Zeit, so geht die Sage,
das Land ist tot, nicht länger schön.
Als Geister in des Todes Armen,
hat man sie seitdem nur gesehen*

Dieses Lied, in der gemeinsamen Sprache eigentlich nur unzureichend übersetzt, rührte die Gefährten dennoch zu Tränen. Aldanon bemerkte das und fragte nach dem Grund. Die Männer erzählten von ihrer Begegnung in den Sümpfen und erwähnten die Bitte des Häuptlings der Toten, den Fluch von ihnen zu nehmen.

„Das ist mir allerdings erst möglich, wenn ich meine Aufgabe erfüllt und die Metalle vereinigt habe“, sagte Yard. „Auch aus diesem Grund benötige ich sie.“

„Morgen werde ich mit dir zusammen einen geheimen Ort aufsuchen“, antwortete der Alvenfürst ernst.

„Dort wirst du geprüft. Ich weiß, dass du der Rechte bist. Doch dürfen wir uns erst von unserem Metall trennen, wenn wir ganz sicher sind.“

„Ich stelle mich der Prüfung“, antwortete Yard mit fester Stimme.

„Ich weiß deinen Mut zu schätzen, doch entscheiden sollst du erst morgen. So lasst uns zur Ruhe gehen, denn der nächste Tag wird sehr anstrengend für dich werden.“

Aldanons Rat wurde allgemein befolgt und die Gesellschaft löste sich auf. Den drei Gefährten wurde ein Platz in dem Haus des Alvenfürsten angeboten, wo sie unter dem Licht der Sterne einschliefen.

Früh am Morgen wurde Yard von Aldanon geweckt, der darauf bestand, dass nur der junge Mann ihn begleiten dürfe. Nach einem kurzen Frühstück führte er Yard auf eine der unteren Ebenen, wo beide Männer

sich mit einem Förderkorb auf den Waldboden herabließen. Das Morgenlicht war hier unten noch nicht angelangt und Aldanon geleitete den jungen Mann durch den dämmerigen Wald, dessen gewaltige Stämme sie umringten. Nach einiger Zeit gelangten sie an einen besonders großen Baum und hielten dort an. Yard fühlte sich angesichts der Größe vollkommen überwältigt. Dreißig Mann hätten Schwierigkeiten gehabt, diesen wahren Riesen in einer Kette zu umstellen. Zwei Krieger traten plötzlich aus der Dunkelheit hervor und begrüßten die beiden Männer.

„Dieser Stamm wird stets bewacht“, erklärte Aldanon. „Warum das so ist, wirst du bald erfahren. Doch zunächst brauche ich dein Wort, dass du das, was du hier zu sehen bekommst niemandem erzählst; auch deinem treuesten Freund nicht. Viel hängt von deinem Schweigen ab.“

„Ich gebe dir mein Wort“, antwortete Yard. „Niemals werde ich darüber reden, was es auch sei.“

Der Alve sah Yard prüfend an, dann nickte er zufrieden. „Niemals zuvor hat jemand, der nicht zu unserem Volk gehört, dieses Geheimnis gesehen; auch Toren nicht. Du bist der erste, der dieses Vertrauen genießt.“ Mit diesen Worten trat Aldanon an den Stamm heran und legte sein Gesicht an dessen Rinde. Er flüsterte kaum hörbare Worte in seiner Sprache und ein knarrendes Geräusch antwortete ihm. Mit einem Mal bekam die Rinde einen Riss, der die Form einer Tür besaß. Wie von Geisterhand öffnete sich diese Tür und ein schwarzer Schlund erschien dahinter.

Yard war fasziniert von dem Vorgang und konnte kaum glauben, was er hier sah. Einer der beiden Krieger reichte Aldanon eine Fackel und dieser stieg in die

Öffnung, wobei er Yard aufforderte, ihm zu folgen. Unfassbar für den jungen Mann, befanden sie sich am Anfang einer steinernen Treppe die in die Tiefe führte. Begleitet vom Fackelschein und dem Leuchten Aldanons Gestalt, stiegen sie hinab. Die Treppe wand sich tief in die Erde, vorbei an dem mächtigen Wurzelwerk des Baumes unter dem sie sich befanden.

Aus dem schmalen Treppengang wurde bald eine Höhle und später ein ganzes System von Gängen und Hallen. Das Licht der Fackel wurde von den Wänden in seltsam bunten Farben reflektiert. Bei näherem Hinsehen erkannte Yard, dass Tausende von Edelsteinen im Felsen steckten und dafür verantwortlich waren. Der junge Mann erinnerte sich an die Höhlen des dunklen Landes, durch die sie aus dem Lager entkommen waren. Doch dieses unterirdische Gebiet besaß nicht jene bedrückende Atmosphäre, sondern war schön, ja sogar heimelig zu nennen. Die Hallen waren geschmückt und durch Wandteppiche und Vorhänge behaglich gemacht worden. Fast schien es, als seien sie bewohnt.

„Das hier ist die letzte Zuflucht für mein Volk“, erklärte Aldanon dem staunenden Yard. „Sie wurde in den frühen Tagen des Untergangs des tharonischen Reiches angelegt und wir hegen sie. Niemand kann ohne unseren Willen hierher gelangen. Wir hoffen immer, dass wir sie niemals benötigen, doch wir sind nicht mehr so zahlreich wie die Menschen und die Zeit bringt viele Veränderungen. Tief in meinem Innersten weiß ich, dass wir eines Tages diesen Ort aufsuchen und nie wiederkehren werden. Es wird ein ewiger Schlaf und das Ende der Cam-Briany sein.“

Die Stimme Aldanons klang traurig und Yard war regelrecht entsetzt über die Worte. „Die Zeiten werden sich ändern“, versuchte er einzuwenden. „Wenn es mir gelingt die Völker zu vereinen, wird euch niemand mehr angreifen, dafür Sorge ich.“

„Ich bin für die Maßstäbe der Menschen schon sehr alt“, erklärte der Alve. „Viele Herrscher habe ich kommen und gehen sehen. Ich kann mich an den Aufstieg und den Fall des tharonischen Reiches erinnern und auch deine und deiner Nachkommen Zeit ist begrenzt, Yard.“ Aldanons Stimmung war für einen Moment sehr düster, doch dann änderte sich sein Gesichtsausdruck wieder. „Lass uns jetzt alles daransetzen, um deine Zeit zu nutzen.“ Er führte Yard in einen großen Saal, in dessen Mitte sich ein sechseckiges Becken befand, das in den Fußboden eingelassen worden war. Ein seltsames, auf- und abschwelliges Rauschen war in diesem Raum zu hören. Es klang wie ein Geräusch aus einer anderen Welt. Die Wände waren ringsherum mit für Yard unbekanntem Zeichen und Bildern geschmückt. Dieser Saal machte einen sehr mystischen Eindruck auf den jungen Mann und er sollte sich nicht täuschen. Das Becken war nicht sehr tief und konnte über eine steinerne Treppe erreicht werden.

Aldanon deutete auf diese Treppe und sagte: „Du musst sie allein betreten. Dort unten wirst du deiner möglichen Zukunft in vielen Varianten begegnen. Wähle die richtige aus, das wird deine Prüfung sein.“ Yard zögerte und sah den Alven fragend an. Dieser nickte nur und deutete nochmals hinunter. Langsam und vorsichtig bestieg der junge Mann die erste Stufe. Schritt für Schritt stieg er hinab, bis er den Grund des Beckens erreicht hatte. Das atmosphärische Rauschen

wurde stärker und stärker, bis es das einzige wurde, was Yard noch vernahm. Die Wände des Raumes verschwanden langsam und ein helles Licht trat an ihre Stelle. Yard erkannte darin bald das Sonnenlicht und das Bild, das vor seinen Augen entstand, wurde zunehmend klarer. Er sah seine eigene Person, angetan mit festlicher Tracht und in würdevoller Haltung. In der Hand hielt er die Ruhmeszeichen der Kaiser von Tharon. Tatsächlich stand dort Yard Tauris auf einer prachtvollen, mit hohen Säulen geschmückten Straße, umringt von einer stattlichen Garde und umgeben von vielen stauenden Menschen. Erhaben und mächtig schien dieser Kaiser zu sein. Angehörige etlicher Völker knieten, nein krochen förmlich vor ihm.

Yard blickte genauer auf dieses Bild und jetzt ersah er, dass Angst und Ehrfurcht in den Augen der Menschen lagen, die den Kaiser betrachteten. Sie zollten ihm nur aufgrund seiner großen Macht Respekt, und nicht, weil sie ihn liebten. Yard Tauris der große Kaiser schwang sein Schwert, vor dem sich jeder Mann zu beugen hatte ...

„Nein“, rief Yard angewidert. „Nein, so will ich nicht sein.“

Das Bild verschwand augenblicklich und wurde durch ein neues ersetzt. Diesmal sah er sich auf der Klippe einer Steilküste stehen, einfach gekleidet und allein. Der junge Mann, der dort stand, hielt ein lederne Bündel in der Hand und betrachtete es nachdenklich. Das Bündel wurde geöffnet und zum Vorschein kamen fünf Metallstücke, die in der Sonne glänzten. Einige Zeit hielt der Yard dieses Bildes die Stücke noch in der Hand, dann warf er sie mit aller Kraft über die Klippe in das Meer. Sein Gesichtsausdruck löste sich,

wie von jemandem, dem eine große Last genommen worden war. Die Gestalt drehte sich schließlich um und verließ das sichtbare Geschehen.

Die Geschichte dieser möglichen Zukunft war natürlich nicht so erschreckend für Yard, wie die erste. Dennoch verneinte er auch sie, denn er verstand deren Bedeutung. Natürlich war der Gedanke verlockend, einfach alles fortzuwerfen und sich von der ganzen Verantwortung zu befreien. Schließlich hatte er niemals darum gebeten, in all diese Geschehnisse hineingezogen zu werden. Auch hatte er nie davon geträumt, Kaiser eines verlorenen Reiches zu werden, das er dann auch noch gegen eine wilde Horde von Bestien verteidigen sollte. Doch das Verantwortungsgefühl, das er seinen Freunden und allen freien Völkern gegenüber hegte, siegte in ihm. Niemals würde er sie willentlich enttäuschen; außerdem wäre seine vermeintliche Freiheit dann nicht von langer Dauer. Also wurde auch die zweite Möglichkeit von ihm verworfen und er war gespannt, was sich ihm als nächstes zeigen würde.

Auch das dritte Bild ließ nicht lange auf sich warten. Wieder erschien er als Herrscher und Heerführer. Doch das Heer der freien Völker schien sich in einer Schlacht zu befinden und besiegt worden zu sein. Die Gestalten waren vom Feind umstellt, dunkler Rauch wehte um sie herum und es gab offensichtlich zahllose Tote. Ein unglaublich finsternes Wesen kam auf den Heeresführer Tauris zu. Yard konnte die Bosheit der Gestalt beinahe spüren und wich unbewusst zurück. Das Wesen verlangte nach einem Gegenstand, den der Yard des Bildes in der Hand hielt. Es handelte sich um ein Schwert, das der dunkle Herrscher begehrte. Nur

wenn er es bekam, würde der kümmerliche Rest der Verbündeten überleben. Der Kaiser überreichte dem finsternen Wesen die Waffe, denn er war geschlagen. Verzweifelt gab er das Schwert her, das aus den Metallen der Völker geschmiedet worden war. Alle Überlebenden würden in die Sklaverei geführt werden, aber sie sollten wenigstens am Leben bleiben.

Während Yard diese Erscheinung betrachtete, konnte er die unendliche Traurigkeit und Niedergeschlagenheit der Personen des Bildes nachempfinden und war sehr betroffen. Wenn es tatsächlich einst zu einem solchen Ende kommen sollte, musste er dann nicht wirklich so handeln? Durfte er andere Menschen nur für eine Idee opfern, wenn es eine Möglichkeit gab, diese Leute vor dem sicheren Tod zu bewahren?

„Nein, auch das darf niemals geschehen“, sagte er leise zu sich. Selbst wenn ihm diese schwere Stunde einmal bevorstand, würde er niemals auf eine derartige Weise aufgeben. Auch diese Geschichte lehnte er also ab und erwartete eine weitere

Doch plötzlich verblasste das Licht und er stand wieder in der Halle, in der sich das Becken befand. Die Felswände waren zurückgekehrt und Yard konnte Aldanons Stimme hören. „Du hast die Prüfung bestanden und kannst wieder hochkommen“, sagte der Alve freundlich.

„Aber ich habe mich für keine der Varianten entschieden“, warf Yard ein.

„Die Zukunft liegt immer im Ungewissen und niemand kann sie vorhersagen. Was du gesehen hast, waren nur deine Ängste und Begierden. Du hast sie besiegt und somit das Metall unseres Volkes verdient.“

Der junge Mann stieg die Treppe wieder hinauf, an deren Ende Aldanon lächelnd auf ihn wartete. In seiner Hand hielt der Alve eine Schatulle, ähnlich der, die Marwinar, der Druiden, Yard einst überreicht hatte. Aldanon öffnete sie und holte einen zweiten Metallbarren daraus hervor. „Er gehört dir“, sagte er und legte den Barren in Yards Hand. Das Metallstück glänzte rötlich, fast schien es zu glühen. Wieder umgab Yard ein Strahlen, das ihn in ein helles Licht tauchte.

„Sieh, es erkennt seinen wahren Besitzer“, rief der Fürst der Alven.

Nach einer kurzen Zeit der Freude steckte Yard den Barren in seinen Brustbeutel zu dem ersten und bedankte sich. Nun hatte er bereits zwei der insgesamt fünf Stücke beisammen; doch noch immer stand er erst am Anfang seiner Suche.

Während sich die beiden Männer nun auf ihren Rückweg begaben, erzählte Aldanon von der Entstehung der Stücke, von denen er viel zu wissen schien. Er selbst hatte den Barren der Alven vor vielen Jahren von den Druiden der Menschen erhalten. Als der Eine, Böse von ihrem Orden abgefallen war, hatten sie versucht, ihre verbleibende Macht und Magie für die Nachwelt aufzuheben. Sie schufen die Metallstücke in der Schmiede der uralten Felseninsel Oslur und legten all ihre Liebe und ihr Wissen hinein. Schließlich verteilten sie diese unter allen wichtigen Völkergruppen, um sicher zu sein, dass nicht ein Volk, sondern nur alle gemeinsam gegen das kommende Böse kämpfen würden.

Viele Jahre wurde der dunkle Herrscher nach den verlustreichen Schlachten im Norden auch zurückge-

drängt, aber die Druiden wussten, dass er eines Tages wieder seine ganze Macht entfalten, und es dann finstern in der Welt werden würde. Doch dann sollte auch ein Mann erscheinen, der aus dem Volk der Tharoner stammen und dem Bösen die Stirn bieten würde. Er sollte alle guten Eigenschaften der Metalle auf sich und die Völker vereinigen.

„Du bist dieser Auserwählte und an dir liegt es, die Vorsehung der Druiden zu erfüllen“, erklärte Aldanon.

„Aber wer weiß um den Verbleib der restlichen drei Metalle?“, fragte Yard.

„Von einem Barren weiß ich, dass das Volk der Dwarven ihn besaß“, antwortete der Alve. „Ein weiterer wurde in das damals mächtige Tharon gebracht, das dem Feind Widerstand leisten konnte. Doch wo sich das letzte Stück befindet, kann auch ich dir nicht sagen. Es wird wohl deine schwere Aufgabe bleiben, danach zu suchen und die Fehler der Vergangenheit zu beseitigen“, sagte Aldanon ernst. „Zu leichtsinnig sind die Menschen mit ihrer Magie umgegangen. Zu wenig haben sie die Veränderungen der Zukunft bedacht. Du solltest deine Zeit nutzen und dich möglichst schnell auf die Suche machen. Sie wird gefährlicher mit jedem Tag, der vergeht. Doch du hast treue Freunde und viel Mut. Verlass dich jedoch nie auf die Stärke von Waffen oder einer Armee. Vergesse nicht, was du hier über dich gelernt hast.“

Die beiden Männer stiegen nun wieder die Treppe hinauf, die nach draußen führte. Inzwischen war es schon hell geworden, obwohl hier unten auf dem Waldboden immer ein gewisses Dämmerlicht herrschte. Aldanon erinnerte Yard nochmals an sein

Schweigegeübde, worauf der junge Mann erneut sein Wort gab.

Nachdem sie wieder in die Stadt zurückgekehrt waren, machten Yard und seine beiden Freunde sich sofort reise-fertig. Von hier aus wollten sie das Heerlager wieder aufsuchen, um dann mit den zwei Tausendschaften nach Tharon aufzubrechen. Natürlich war somit ihr ursprünglicher Plan, heimlich in die große Stadt zu gelangen, dahin. Doch die Vorteile, die zweitausend Soldaten boten, waren auch nicht von der Hand zu weisen.

Schwer fiel den Gefährten der Abschied von der schönen Stadt in den Bäumen, die ihnen für einen Moment Ruhe und Sorglosigkeit gegönnt hatte. Von nun an lag wieder ein gefahrvoller Weg vor ihnen, dessen Ende für sie nicht abzusehen war.

„Wenn du deine Aufgabe erfüllt hast, so kehre zurück und das Volk der Alven wird dir beistehen“, sagte Aldanon zum Abschied.

Das war weitaus mehr, als Yard zu hoffen gewagt hatte. Wenn es ihm tatsächlich gelang, die verschiedenen Völker gegen den einen Feind zu vereinen, dann waren die Alven sicher wertvolle Verbündete.

Mit einem letzten Blick verabschiedete Yard sich auch von Liana, die etwas abseitsstand und ihn mit seltsam traurigen Augen ansah. Dann bestiegen die drei Männer die Cerah, die sie wieder zurückbringen würden. Noch einmal konnten sie den Flug auf den herrlichen Tieren genießen, während die Umrisse von Lorencia langsam in der Ferne verschwanden.

Gegen Mittag erreichten sie mit der kleinen Lichtung des Alvenlagers ihr Ziel und Ligobahn begleitete sie noch bis an den Rand der Schneise. Dann wünschte er

den Männern viel Glück und verschwand wieder im Dickicht des Waldes. Als die Gefährten aus der Obhut des Waldes heraustraten, befanden sie sich plötzlich wieder in ihrer sorgenvollen Welt; ein Gefühl, das sie beinahe greifen zu können glaubten. Noch einmal hörten sie Ihre Namen, die in einer Art Abschiedsgesang der Alven genannt wurden. Sie drehten sich dem Wald zu und winkten ein letztes Mal.

Kurz darauf kam ihnen eine berittene Schar entgegen, die von Lesio ausgesandt worden war, um nach ihnen Ausschau zu halten. Die Reiter jubelten ihnen schon von weitem zu, denn sie hatten insgeheim befürchtet, Yard und seine Freunde niemals wiederzusehen. Zu tief saß noch das Misstrauen gegenüber ihren einstigen Feinden, den Alven, in ihnen. Es würde noch sehr lange dauern, bis die Völker wieder zueinander fanden, aber Yard war das Verbindungsglied zwischen ihnen. Doch um das zu erreichen, waren die Gefährten schließlich aufgebrochen. Vor ihnen lag nun die schwerste Aufgabe: der Weg nach Tharon. Dort würde sich die Zukunft entscheiden. Sollte es Yard nicht gelingen, die Tharoner auf seine Seite zu ziehen, den machthungrigen Senat zu stürzen und das Volk von seiner Herkunft zu überzeugen, so war alles verloren und alle Mühe umsonst gewesen.

Mit all dieser Ungewissheit zogen Yard Tauris und eine Armee von zweitausend Mann einem unvorhersehbaren Schicksal entgegen. Sie wandten sich zunächst nach Südwesten, um dann später dem Verlauf der Küste folgen zu können, bis sie schließlich auf die große Stadt treffen würden, von der Yard so oft geträumt hatte ...

Die Belagerung von Markestiana

Yassur und Barra stürmten den Soldaten mit wildem Gebrüll entgegen und schwangen Breitschwert und Dwanenaxt. Doch die Tharoner waren nach einer kurzen Zeit der Verwirrung gut gerüstet. Ihre großen Schilde und die langen Speere stellten sich den beiden Angreifern unüberwindbar entgegen. Sie fochten wie wahnsinnig, wurden jedoch von den vorrückenden Soldaten immer weiter zurückgedrängt. Dennoch erreichten sie ihr Ziel, denn sie hielten den Trupp auf.

Für einen kurzen Moment sah Barra sich um und bemerkte, wie die zwei Seile hochgezogen wurden, mit denen ihre Freunde über die Mauer gelangt waren. „Sie haben es geschafft“, rief der Dwane seinem Freund zu, während sie noch immer gegen die Übermacht kämpften. Schritt für Schritt mussten sie zurückweichen, bis sie schließlich selbst wieder mit dem Rücken an der Wand standen.

„Ergebt euch, es ist aus“, befahl der Anführer der Soldaten ihnen.

Yassur und Barra überlegten, ob sie dem Befehl nachkommen sollten. Offenbar hatten die Tharoner die Absicht, sie lebend gefangen zu nehmen. Weitere Gegenwehr nutzte ihnen hier nichts mehr, also ließen sie ihre Waffen niedersinken, behielten sie jedoch noch immer in den Händen. Man würde sie festnehmen und an einem sicheren Ort vernehmen. Vielleicht bot sich dort später eine Möglichkeit zur Flucht; es war also noch nicht alles verloren.

„Fallenlassen“, bellte der Anführer wieder und die beiden Männer kamen seiner Aufforderung diesmal nach. Sofort wurden sie von den Soldaten umringt und von ihnen an den Händen gebunden. Der Trupp

nahm die Gefangenen in die Mitte und marschierte mit ihnen ab, während ein Teil der Soldaten versuchte, über die Mauer zu gelangen und die anderen Flüchtigen zu verfolgen. Zu diesem Zeitpunkt waren die übrigen Gefährten jedoch schon mit ihren Helfern in dem Brunnenschacht verschwunden.

Inzwischen zog die Gruppe mit den Gefangenen eilig durch die verwinkelten Gassen wobei man bemüht war, alle Richtungen im Auge zu behalten. Keiner der Soldaten bemerkte dabei, dass sie schon längst beobachtet wurden. Auf den Dächern der dicht beieinanderstehenden Häuser verfolgte eine Gruppe von Benjagus' Männern die Tharoner und wartete auf eine günstige Gelegenheit, um zuschlagen zu können.

Durch die Aufteilung der Soldaten in zwei Gruppen war der Trupp nun klein genug, um ihn gezielt angreifen zu können. Als sie durch eine weitere schmale Gasse kamen, fielen plötzlich riesige Netze auf sie herab und legten sich auf die völlig überraschten Männer. Es kam zu einer heftigen Verwirrung unter den Tharonern, die natürlich versuchten, sich aus den engmaschigen Netzen zu befreien, sich dabei jedoch immer stärker verfangen. Urplötzlich sahen sie sich von einer Anzahl von schwarzgekleideten Männern umstellt, welche die Wehrlosen mit Schwertern bedrohten.

Yassur und Barra hatten sich indes flach auf den Boden geworfen und rührten sich nicht. Erst, als eine der schwarzen Gestalten gezielt nach einem Dwanen und einem Dschammallaner suchte und sie rief, gaben sie sich zu erkennen. Blitzschnell wurden sie aus dem Netz befreit; ebenso schnell wurden die anderen

Netze mit den darin gefangenen Soldaten zusammengezogen und mit starken Seilen verschnürt. Das würde die Wachen für eine Weile aufhalten und die so gewonnene Zeit wurde zum Rückzug genutzt, der ebenso schnell vonstattenging, wie der Angriff vorher. Während die Soldaten fluchend versuchten, sich zu befreien, hangelte sich ein Teil der schattenhaften Gestalten die Hauswände empor. Die andere Gruppe verschwand mit den befreiten Gefangenen in den verwinkelten Gassen. Die ganze Aktion hatte nicht länger als wenige Augenblicke gedauert und war perfekt geplant gewesen.

Die Befreier Yassurs und Barras zogen die beiden Männer unvermutet in einen Hauseingang hinein und stiegen mit ihnen in den Keller des Gebäudes. Hier mussten sie durch das getarnte Loch einer Wand kriechen und gelangten so in jenes verzweigte Tunnelsystem, durch das auch ihre Gefährten geführt worden waren. Nachdem auch diese Gruppe durch eine Anzahl von Gängen gelaufen war, endete ihre Flucht in einem abseits der Gänge gelegenen Raum. Hier wurden mehrere Fackeln entzündet und in sich an den Wänden befindliche Halterungen gesteckt.

Die beiden Befreiten betrachteten ihre Retter und sahen in mit Ruß geschwärzte Gesichter. „Wer seid ihr?“, fragte der vollkommen verdutzte Dwane.

„Freunde eures Wirtes“, antwortete einer der Männer lächelnd. Seine Zähne leuchteten weiß im Schein des Feuers. Sein pausbackiges Gesicht wurde von zwei auffallend abstehenden Ohren umrahmt. „Mein Name ist Ulianus. Wir gehören zu einer Gruppe von Leuten, die den Bedrängten dieser Stadt hilft. Wir unterstützen die, die von den Besatzern bedroht und verfolgt

werden. Da nur wir uns in diesen Tunneln auskennen, bekommen sie uns nie zu fassen.“

„Wir haben euch zu danken“, sagte Barra. „Doch was ist mit unseren Freunden, habt ihr auch ihnen helfen können?“

„Sie sind in Sicherheit. Unser Anführer Benjagus führt sie gerade zum Fluss, wo ein Boot auf sie wartet und aus der Stadt bringt.“

„Dann wir müssen ihnen sofort folgen“, bestimmte Yassur.

„Zu spät“, antwortete Ulianus. „Der Morgen graut bereits und es ist zu weit von hier. Ihr müsst hierbleiben, bis sich die Aufregung etwas gelegt hat. Die ganze Stadt wird bald vor Wachen nur so wimmeln. Vertraut uns, sobald sich wieder alles beruhigt hat, führen wir euch auf einem sicheren Weg hinaus.“

Die beiden Männer nickten schließlich, denn sie sahen ein, dass Ulianus Recht hatte. Sie konnten für ihre Freunde nun nichts mehr tun, außer hoffen, dass es ihnen gut ergehen mochte.

„Wir ziehen uns jetzt zurück“, sagte Ulianus. „Ich werde bald zurückkommen und euch Essen und Trinken, sowie einige Decken mitbringen. Bitte wartet hier auf mich und rührt euch nicht von der Stelle.“ Mit diesen Worten zog die ganze Gruppe ab und ließ die beiden Gefährten allein.

„Jetzt sind wir im Grunde doch noch Gefangene geworden“, bemerkte der Dwane resigniert.

„Diese Männer haben riskiert ihr Leben für uns, wir sollten dankbar sein“, antwortete Yassur. Der Dschammallaner setzte sich zu Boden und schloss die Augen zum Zeichen, dass er nun schweigen wollte.

Barra nickte und tat es ihm gleich. Beide Männer gingen ihren Gedanken nach und warteten, wobei Yassur seine Gebetszeremonie abhielt.

Nach einer Weile hörten sie Schritte und wurden sich schlagartig bewusst, dass sie vollkommen unbewaffnet waren. Wenn sich dort nun ein Feind näherte, konnten sie sich mit nichts verteidigen. Doch ihre Befürchtungen waren grundlos, denn es war Ulianus, der ihnen die versprochenen Dinge brachte.

Während die beiden Männer hungrig aßen, berichtete er ihnen, was sich jetzt in der Stadt abspielte. „Es ist so, wie ich gesagt habe“, bemerkte er. „Die Wachen schwärmen überall aus und stellen Fragen über euch.“ Ulianus ließ ein vergnügtes Lachen hören. „Natürlich hat niemand aus unserem Stadtteil etwas bemerkt oder gesehen. Die Tharoner ahnen selbstverständlich, dass unsere Gruppe sich hier versteckt, doch sie wagen es nicht, jemanden dafür festzunehmen. Dann würde es nämlich zu einem Aufstand kommen, den sie nicht riskieren wollen.“ Wieder lachte er laut, dann fiel ihm noch etwas ein: „Ich soll euch von Benjagus grüßen. Er sagt, dass eure Freunde aus der Stadt entkommen sind und nun flussaufwärts fahren.“

„Es ist gut, das zu wissen“, antwortete Barra zufrieden. „Wann meint ihr, können auch wir es wagen, von hier fortzugehen?“

„Wartet noch einige Tage. Dann werden wir sehen, was wir für euch tun können.“

Damit gaben sich die beiden Freunde zufrieden. Sie machten es sich so gemütlich wie möglich und warteten. Ulianus machte es sich zur Aufgabe sie zu betreuen und schaute öfters nach ihnen.

Als nach Barras Berechnung bereits der nächste Morgen angebrochen war, konnte er wieder die schon vertrauten Schritte ihres Helfers hören. Doch diesmal kam er nicht allein, sondern wurde von einem zweiten Mann begleitet. Dieser besaß eine lange, schlanke Figur und wild abstehende Haare auf seinem Kopf.

„Heute Morgen ist etwas sehr Ungewöhnliches passiert“, berichtete Ulianus sichtlich aufgeregt. „Ein Flüchtlingstreck von einigen Hundert Leuten ist in die Stadt gekommen. Es folgen ihnen noch viele weitere Menschen. Sie berichten von schrecklichen Wesen, die ihre Städte und Dörfer überfallen und zerstört hätten. Viele Leute sollen dabei getötet worden sein, denn diese Wesen würden keine Gnade kennen.“

Barra und Yassur erhoben sich wie vom Blitz getroffen. „Wann sind diese Überfälle geschehen?“, fragte der Dwane aufgeregt.

„Die Flüchtlinge sind seit zwei Tagen unterwegs“, antwortete der Begleiter von Ulianus nun zum ersten Mal. „Wir konnten nichts genaues von ihnen erfahren, denn viele sind erschöpft und verwundet. Ich bin hergekommen, weil ich weiß, dass ihr die Gefährten jener Männer seid, die wir aus der Stadt geführt haben. Mein Name ist Benjagus, ihr habt sicher schon von mir gehört.“

Die beiden Freunde bejahten das und begrüßten Benjagus freundlich.

„Ihr scheint mehr von diesen Wesen zu wissen“, sagte der Anführer der Untergrundkämpfer. „Wo kommen sie her und was wollen sie erreichen?“

„Das dunkle Volk kommt aus dem äußersten Norden und hat bereits die angrenzenden Länder überfallen“, antwortete Barra. „Sie haben sich unter ihrem Herr-

scher zu einer großen Armee gesammelt und drängen immer weiter nach Süden. Dass sie es jedoch so schnell schaffen würden, hätte ich nicht gedacht. Sie müssen uns die ganze Zeit dicht auf den Fersen gewesen sein, unsere Freunde sind also noch gerade rechtzeitig entkommen.“

„Sie kommen wegen euch?“, fragte Benjagus verwundert und blickte die beiden Gefährten staunend an.

„Nicht nur, aber der Auftrag unserer Gemeinschaft hängt damit zusammen. Mehr darf ich Euch darüber leider nicht sagen“, antwortete Barra ausweichend.

Benjagus nickte verständnisvoll. „Ihre Armee muss in der Tat sehr groß sein. Den Berichten nach greifen sie auf einer breiten Front an. Einige der Geflohenen kommen aus Nordskalizien. Andere wiederum stammen aus dem Wargland im Osten.“

Der Dwane war über diese Nachricht sehr besorgt, denn das Wargland grenzte an das Dwanengebirge. Vielleicht war nun auch sein eigenes Volk bedroht; auf jeden Fall war Markestiana es aber. Wenn die feindliche Armee tatsächlich im Anmarsch auf den Süden war, dann würde sie die strategisch wichtige Hafenstadt sicher einnehmen wollen.

Barra teilte den Männern seine Befürchtungen mit. „Wie stark ist die Besatzung in Markestiana?“, fragte er Benjagus.

„Eine Tausendschaft tharonischer Soldaten und etwa viertausend Mann der stadteigenen Wache, die allerdings schlechter bewaffnet sind, gibt es hier“, antwortete der hochgewachsene Mann. „Das ist sicher nicht sehr viel, wenn sich Eure Befürchtungen sich tatsächlich bewahrheiten sollten.“

„In der Tat nicht“, bemerkte Barra. „Ihr solltet euch auf eine Flucht vorbereiten.“

„Niemals“, antwortete Benjagus stolz. „Wir kämpfen nicht schon so lange Zeit gegen einen fremden Besatzer, um dann vor einem anderen zu fliehen. Wenn es sein muss, sterben wir für unsere Stadt.“

„Ich weiß Euren Mut zu schätzen, aber Ihr wisst nicht, auf was Ihr Euch da einlasst“, gab der Dwane zu bedenken. „Diese Wesen sind an Grausamkeit nicht zu überbieten. Wenn sie hier eindringen, werden sie alles zerstören, die Mehrzahl der Menschen töten und die Überlebenden versklaven.“

„Möglich, aber wir besitzen keinen Ort, an den wir fliehen können. Unsere Familien leben seit Jahrhunderten in dieser Stadt und sind mit ihr fest verwurzelt. Wir werden bleiben, und mag der Sturm auch noch so heftig sein.“

„Er hat Recht“, meldete sich Yassur zu Wort. „Sie können nicht fliehen und müssen kämpfen. Es wird sein auch unser Schicksal und wir werden helfen ihnen. Dschammar wird leiten Yard, Toren und Gwendon. Unsere Bestimmung ist eine andere.“

Damit stand Yassurs Entschluss fest und Barra wusste, dass ihn nichts mehr davon abbringen konnte. „Wie du meinst“, sagte der Dwane zu seinem Freund. „Wir bleiben und tun unser Bestes.“ Sich an Benjagus wendend fragte er: „Könnt Ihr versuchen, Euch mit einem der Flüchtlinge näher zu besprechen? Es wäre gut, noch genaueres zu erfahren.“

„Wir werden es versuchen“, antwortete der Gefragte. „Doch wir müssen vorsichtig sein, es wird immer noch nach euch gesucht. Aber ich kümmere mich sofort selbst darum, Ulianus wird euch berichten.“

Die beiden Markestana verabschiedeten sich und ließen zwei äußerst gespannte Männer zurück. Die Zeit des Wartens dauerte jedoch nicht sehr lange, denn bereits nach einer Stunde kehrte Ulianus zu ihnen zurück. Man konnte die Aufregung in seinen Gesichtszügen ablesen. „Die ganze Stadt ist im Aufruhr“, sagte er. „Die Stadtoberen des Rates haben Markestiana mit einem Schiff verlassen, als sie die Berichte der Flüchtlinge hörten. Tausende sind bereits angekommen oder noch unterwegs. Es ist unbeschreiblich, was sich vor dem Nordtor abspielt. Die Wachen hatten zunächst den Befehl, keinen der Flüchtlinge mehr in die Stadt zu lassen. Doch ein tharonischer Offizier hat diesen Befehl sofort aufgehoben und die Führung über die Stadt übernommen. Er scheint sehr umsichtig zu sein, denn er hat bereits damit begonnen, die Befestigungsanlagen zu verstärken. Alle Männer, auch wir, sind dazu aufgerufen worden, zu helfen. Obwohl dieser Mann ein Tharoner ist, muss ich seinen Mut und seine Durchsetzungskraft bewundern.“

„So ist die Stadt jetzt ohne offizielle Regierung?“, fragte Barra erstaunt.

„Ja. Diese Feiglinge haben sich ein Schiff genommen und sind heimlich davongefahren. Offensichtlich wussten sie schon mehr über den Feind. Aber es ist um keinen von ihnen schade und ihr könnt nun wieder nach oben. Niemand wird euch jetzt noch verfolgen.“ Trotz der unglücklichen Umstände waren die beiden Freunde froh darüber, dass sie ihre unfreiwillige Unterkunft so schnell wieder verlassen konnten und so machten sie sich sofort auf den Weg.

Als sie auf die Straße traten, mussten sich ihre Augen zunächst an die Helligkeit gewöhnen, doch dann bot

sich ihnen ein wahrhaft ungewöhnliches Durcheinander. Die Gassen waren voll von Menschen, die sich zum Nordtor bewegten. Natürlich wollten sie sich von den Gerüchten überzeugen, die überall umgingen. Ständig liefen Leute umher, die mal diese und mal jene Neuigkeit verbreiteten.

Je näher die Männer dem Außenbezirk kamen, desto mehr Flüchtlinge begegneten ihnen dabei, die alle in die Stadt hineindrangen. Als Yassur, Barra und Ulianus am Nordtor angelangten, bestiegen sie eine der Wehrmauern, um einen besseren Überblick zu erhalten. Niemand achtete auf die beiden fremd aussehenden Freunde und keine Wache sprach sie an.

Die Soldaten am Tor waren unter der Leitung eines Unterführers damit beschäftigt, den Flüchtlingsstrom in einigermaßen geordnete Bahnen zu lenken und hatten somit genug zu tun.

Den Gefährten bot sich ein schier unglaubliches Bild, als sie von der Mauer aus auf die Straße vor dem Tor blickten. Noch immer kamen Hunderte von Menschen auf Markestiana zu. Einige zogen Handkarren hinter sich her, in denen sie ihre notdürftig zusammengesuchte Habe verstaut hatten. Die meisten besaßen jedoch nur noch das, was sie am Leib trugen. Viele Tränen flossen und die Erschöpfung unter den Menschen war groß. Etliche von ihnen waren verwundet und sie berichteten davon, wie die Frauen geschändet, die Männer getötet und die Kinder verschleppt worden waren.

Schweigend betrachteten die drei Männer diesen Elendszug. Doch plötzlich fiel dem Dwanen etwas auf. In der Ferne bemerkte er eine Anzahl von berittenen Personen, deren Kleidung in der Sonne glänzte. Diese

Reiter begleiteten eine Gruppe von Flüchtlingen und deckten deren Flanken und Rücken. Barra machte seine Freunde darauf aufmerksam und deutete auf die Reiter.

Der Dschammallaner strengte seine scharfen Augen an. „Männer in Rüstungen“, sagte er verwundert. „Etwa hundert und sie bilden die Nachhut für jene Gruppe Menschen, die vor ihnen kommt zu Fuß.“

„Das sind die Männer von Nim-Katun“, erklärte Ulianus. „Sie gehören zu einem Ritterorden von einigen hundert Mutigen die es sich zur Aufgabe gemacht haben, den Armen und Unterdrückten zu helfen. Ihre Stadt liegt im Nordwesten und gleicht einer Festung. Sie müssen überrannt worden sein. Dennoch decken diese braven Männer den Rückzug der anderen Menschen.“

Als die Berittenen, die tatsächlich die Nachhut des Flüchtlingstrecks bildeten, näherkamen, war zu erkennen, dass viele ihrer Pferde ohne Reiter mitgeführt wurden. Die Rüstungen der Männer sahen abgekämpft aus und waren blutbeschmiert; dennoch besaßen ihre Besitzer eine würdevolle Haltung.

Einer der Ritter trug das Banner ihres Ordens. Auf rotem Grund bäumte sich ein weißes Pferd auf, das eine goldene Krone trug. Mit dem Einzug der Ritter in die Stadt endete der Flüchtlingsstrom, doch folgten ihm viele dunkle Wolken, die sich seltsam schnell über dem Himmel zusammenzogen. Die Menschen verwunderten sich darüber und blickten ängstlich empor. Als die Männer von ihren Pferden abstiegen, kam ihnen ein tharonischer Offizier entgegen und begrüßte sie. Der Anführer des Ritterordens, ein hochgewachsener, stattlicher Mann mit langem, silbernem Haar

und einem ebensolchen Bart, trat vor und berichtete dem ernst blickenden Offizier von der langen Flucht und ihren Umständen. Barra, Yassur und Ulianus konnten die Worte der beiden Männer nicht verstehen, aber aus dem Gesicht des Tharoners, der auf den Namen Alus hörte und der ranghöchste Offizier der Garnison war, konnte man einiges ablesen.

Zu ihrer Überraschung trat plötzlich auch Benjagus aus der Menge, gesellte sich zu den beiden Männern und beteiligte sich an deren Gespräch. Alus und Benjagus hatten inzwischen eine Art Waffenruhe untereinander geschlossen; die einzig vernünftige Lösung, die es gab. Sollte die Stadt wirklich angegriffen werden, so wurde jeder Mann benötigt, der eine Waffe tragen konnte. Die drei Männer einigten sich darauf, die Verteidigung von Markestiana gemeinsam in die Hand zu nehmen.

Nach diesem ernsten Gespräch entdeckte Benjagus seine Freunde auf der Wehrmauer und stieg zu ihnen hoch. „Es gibt böse Nachrichten“, sagte er mit finsterner Miene. „Der Ordensführer von Nim-Katun hat unglaubliche Dinge berichtet. Ihre Festung wurde angegriffen und vollkommen zerstört. Tausende und Abertausende dieser Monstren fielen über sie her und nur ein kleiner Teil seiner Leute konnte mit ihm entkommen. Sie wurden immer wieder in Gefechte verwickelt, trotzdem gelang es ihnen, all diese Menschen herzuführen. Für eine Flucht der Bevölkerung Markestianas ist es ihrem Bericht zufolge bereits zu spät, denn die Vorhut einer riesigen Feindesarmee ist im Anmarsch. Es müssen wahrhaft schreckliche Wesen sein, denn sie schonen weder die Frauen, noch die Alten oder die Kinder.“

„Das sind sie in der Tat“, bestätigte Barra. „Wir haben sie zur Genüge kennen gelernt. Doch sagt uns doch bitte, was genau Ihr mit dem Tharoner besprochen habt.“

„Er ist ein unerwartet ehrlicher und mutiger Mann“, antwortete Benjagus. „Wir haben ihm unsere Hilfe angeboten, denn nur gemeinsam können wir die Stadt verteidigen. Er ist auf alle wehrfähigen Männer angewiesen. Mehrere Boten sind bereits ausgesandt worden, um Hilfe herbeizuholen. Leider liegt keine größere Armee in unserer Nähe und so sind wir zunächst auf uns selbst gestellt. Hoffen wir, dass diese alten Mauern standhalten.“

Sorgenvoll blickten die Männer auf der Mauer nun auf den sich mehr und mehr verdunkelnden Himmel im Norden.

„Was sind das nur für Wolken?“, fragte Benjagus.

„Böser Zauber“, antwortete Yassur. „Ausgesandt von ihrem Herrn, um die Furcht zu erwecken bei den Menschen. Doch Dschammar wird uns beistehen.“

„Ich hoffe, Ihr habt Recht. Doch ich bemerke, dass Ihr und der Dwane keine Waffen tragt. So wird Euch das Kämpfen schwerfallen.“

„Sie sind uns bei unserer Festnahme abgenommen worden“, erklärte Barra. „Könnt Ihr vielleicht dafür sorgen, dass wir sie zurückbekommen? Dwanen kämpfen am liebsten mit der Axt und Yassur fühlt sich sicher mit seinem Breitschwert am wohlsten.“

„Ich werde sehen, was ich tun kann“, antwortete Benjagus und machte sich sofort auf den Weg.

Mittlerweile erreichten die Verteidigungsvorbereitungen ihren Höhepunkt. Wo es nur ging wurden die Mauern verstärkt. Männer, die mit dem Bogen um-

gehen konnten, sammelten Pfeile und besetzten die Wehranlagen. Die Tore wurden verschlossen und mit Fuhrwerken verstellt. Notlazarette wurden eingerichtet und Wasser zum Löschen eventueller Brände gesammelt. Überall herrschte ängstliche Betriebsamkeit, doch Panik kam unter den Menschen von Markestiana nicht auf. Jeder erledigte seine Aufgabe so gut es ging. Der Garnisonsleiter Alus handelte sehr umsichtig und half, wo immer es ihm möglich war.

Die Männer von Benjagus und die Ritter von Nimkatun, sowie etliche Flüchtlinge aus Wargland und dem übrigen Skalizien kamen Alus dabei ebenfalls zur Hilfe. Die Stärke seiner Tausendschaft und der Stadtwache reichte jedoch bei Weitem nicht aus, um einen ernsthaften Angriff zurückzuschlagen. Insgesamt standen ihm nun etwa sechstausend Männer zur Verfügung. Lange nicht genug, aber er hoffte, dass die starken Mauern der Stadt dem Feind standhalten würden, bis vielleicht Hilfe herbeikam.

Trotz all der Umstände behielt der Tharoner einen kühlen Kopf. Er machte sich jedoch in einem ruhigeren Augenblick seine Gedanken über manche Dinge. Warum hatten die Herren der Stadt so plötzlich die Flucht ergriffen? Wussten sie mehr, ahnten sie etwa die große Gefahr, die nun auf die Menschen zurollte? Er nahm sich vor, Antworten auf diese Fragen zu finden, sollte er den kommenden Sturm überleben.

Zudem war sein bisheriges Weltbild ins Wanken geraten. Die Leute, die er bisher als seine Feinde betrachtet hatte, standen ihm jetzt zur Seite, während die, die Verantwortung tragen sollten, verschwunden waren und ihr Volk im Stich ließen.

Doch was auch immer geschehen mochte, Alus wusste, dass er sich auf seine jetzigen Mitkämpfer verlassen konnte. Entweder sie würden mit ihm siegen, oder mit Markestiana untergehen - es war ihre Stadt. Barra und Yassur standen umgeben von tharonischen Bogenschützen auf der Wehrmauer über dem Nordtor. Zwischenzeitlich hatten sie gespeist und auch ihre Waffen wiedererhalten, (wenn auch unter dem mürrischen Blick des Unterführers, der sie ihnen abgenommen hatte). Von hier aus erwartete man den ersten Angriff, wenn er denn kommen sollte.

Die Nordseite war die einzige, von der ein größerer Sturm geführt werden konnte. Im Süden und Westen lag die Meeresbucht und der Hafen, im Osten schützte der Fluss und sein spezielles Tor die Stadt. Noch war nicht das Geringste zu sehen, bis auf die dunklen Wolken, die inzwischen den gesamten Himmel eingenommen hatten und das Sonnenlicht verdeckten.

Plötzlich erhob sich Yassur von dem Stein, auf dem er saß und spähte in Richtung Norden. Das ansonsten flache Land wurde dort von einer kleinen Hügelkette unterbrochen und der scharfäugige Dschammallaner entdeckte zwischen eben jenen Hügeln eine Bewegung. „Es beginnt“, sagte er knapp und deutete nach vorn.

Auch Barra und die anderen Männer nahmen nun die Bewegungen wahr. Viele kleine Punkte kamen auf die Ebene vor Markestiana hinab und hielten auf die Stadt zu. Sie benutzten dabei dieselbe Straße, wie die Flüchtlinge zuvor. Als sich die Punkte langsam näherten, konnte man erkennen, dass es sich um Reiter handelte, deren Zahl schon bald bestimmt werden konnte. Es

waren etwa einhundert dunkel verhüllte Gestalten, auf schwarzen und großen Pferden.

Die Männer auf der Wehrmauer blickten gespannt auf die Ankömmlinge, die jedoch zunächst keinerlei feindliche Absichten zeigten. Langsam und zielsicher formierten sich die Reiter vor dem Tor. Gleichzeitig waren auch Benjagus, Alus und der Oberste der Ritter erschienen, die sich die Szene ebenfalls gebannt anschauten.

Einer der Reiter lenkte sein Tier etwas vor und blickte nach oben. Der dunkle Umhang verdeckte seine Gestalt vollkommen, so dass nichts von seinem Gesicht zu erkennen war. „Ich verlange mit dem Obersten dieser Stadt zu sprechen“, rief der Fremde mit einer rauhen Stimme.

„Ich stehe hier“, antwortete Alus. „Sprecht, was wollt ihr hier?“

„Ihr wisst warum wir hier sind. Doch unser erhabener Herr gibt euch in seiner Güte die Gelegenheit, euch zu ergeben bevor wir gezwungen sind, die Stadt zu erstürmen. Entscheidet euch hier und jetzt.“

„Wir wissen weder wer ihr seid, noch kennen wir den Grund eurer Feindseligkeit, doch ergeben wird sich Markestiana niemals.“

„Ist das Euer letztes Wort?“, fragte die raue Stimme.

„Ja“, antwortete Alus. „Wir haben erfahren, was ihr mit denen macht, die sich nicht wehren. Darum bleiben wir standhaft.“

„Dann werdet ihr uns bald kennenlernen. Euer kleiner Haufen von Hütten, den ihr eine Stadt nennt, ist dem Untergang geweiht.“ Mit diesen Worten nahm der Redner seinen Umhang ab und der hässliche Kopf eines Sauroden kam zum Vorschein. Auch seine Ge-

fährten taten es ihm gleich und ließen ein bösesartiges Fauchen hören. Dann drehten sie ihre Pferde um und trieben sie im wilden Galopp zurück auf die Hügel. Dampf stieg den Tieren dabei aus den Nüstern und ihre Augen glühten feuerrot.

Die Männer auf den Wehrmauern erschrakten bei diesem Anblick und ein entsetztes Raunen ging durch ihre Reihen. Doch Alus gelang es, sie wieder zu beruhigen. „Wir werden diesen Bestien standhalten“, rief er. „Seid alle bereit und kämpft wie ihr noch nie gekämpft habt.“

Die Reiter waren kurz darauf nicht mehr zu sehen, aber ein furchtbares Gebrüll erhob sich auf den Hügeln und eine Flut von Körpern ergoss sich auf die Ebene. Tausende von wilden Wartans stürmten auf die Stadt zu und schwangen drohend ihre Waffen. Sie hatten sich versteckt gehalten und nur auf das Angriffszeichen gewartet. Die berittenen Sauroden hielten sich bei diesem ersten Sturm zurück und beobachteten nur.

„Es beginnt“, rief Alus seinen Männern zu. „Schießt erst wenn ihr das Ziel genau erkennt; wartet auf mein Zeichen.“ Der Tharoner versuchte seine nervösen Leute so gut es ging zu leiten und es gelang ihm zunächst auch. Erst als die Feinde wirklich nahe herangekommen waren, wurden die ersten Pfeile abgeschossen. Viele der Wartans wurden getroffen und stürzten zu Boden, doch sie wurden einfach überrannt und der Angriff ging unvermindert weiter. Wieder und wieder ging ein Pfeilregen auf die Feinde nieder und bald schon lagen hunderte verwundete oder getötete Wolfsmenschen vor dem Tor.

Die Angreifer antworteten nun ihrerseits mit Bogenschützen, die jedoch zumeist ihr Ziel verfehlten. Eine zweite Angriffswelle wurde gestartet, wobei lange Sturmleitern mitgeführt wurden. Die Wartans versuchten die Leitern an die Wehrmauer anzulegen, um daran hochzusteigen. Die Masse der Angreifer war dabei so groß, dass es einigen Gruppen auch tatsächlich gelang, die Mauer zu erklimmen.

Alus verlegte einen Teil seiner Leute an diese Stellen. Die Ritter von Nim-Katun traten hinzu und auch Barra und Yassur schlugen die Feinde hier zurück. Die Kampfschreie der beiden Freunde waren deutlich aus all dem Getöse herauszuhören. Barras Axt spaltete einem Wartan den Kopf als dieser versuchte, über die Mauer zu steigen. Yassurs Breitschwert durchtrennte die oberen Sprossen einer Leiter und stieß sie dann samt Besatzung einfach um.

Weiteren Feinden gelang jedoch die Erstürmung und es entwickelte sich ein heftiger Nahkampf an diesem Ort. Die Ritter schwangen ihre eleganten Waffen und hatten die Gegner bald wieder zurückgedrängt.

Währenddessen hob der Dwane den Bogen eines gefallen Schützen auf und schoss auf alles, was sich unter ihm bewegte. Mittlerweile waren die getöteten Feinde zu regelrechten Bergen angewachsen, doch noch immer drängten neue Gegner auf das Schlachtfeld.

Eine Gruppe Wartans versuchte sich daran, das Tor mit einem starken Rammbock aufzubrechen. Alus machte seine Bogenschützen darauf aufmerksam und ließ sie auf dieses neue Ziel schießen. Doch jeder getroffene Feind wurde sofort durch einen neuen ersetzt

und das Tor lief Gefahr, schließlich doch noch eingeklemmt zu werden.

Unten im Hof versuchte eine Gruppe von Menschen mit allen möglichen Gegenständen das Tor zu versperren, während an anderer Stelle Pech erhitzt wurde, um es dann auf die Angreifer zu schütten. Das heiße Pech und dessen Entzünden mit brennenden Pfeilen brachte die Besatzungen des Rammbocks dann endlich von ihrem Vorhaben ab und sie flohen.

Die heftige Gegenwehr und die starken Mauern verwirrten die Feinde scheinbar und die Angriffswellen ebten ein wenig ab. Doch nur, um dann angetrieben von den Sauroden umso entschlossener weitergeführt zu werden. Die Berittenen zeigten sich an den Flanken des Hauptsturmes und brachten die Wartans durch ihr wütendes Fauchen dazu, immer wieder nach vorn zu stürmen.

Der Anführer der dunklen Armee betrachtete den Angriff aus sicherer Entfernung und studierte die Verteidigung der Menschen. Sie war tatsächlich ungewöhnlich stark, aber sie würde letztendlich dennoch scheitern. Nämlich dann, wenn die wirkliche Hauptstreitmacht hier eintraf und die Geflügelten zum Einsatz kamen.

Diese Schlacht hier war zunächst nur eine Spielerei des Erhabenen, um die Stärke der Menschen des Südens zu testen. Wenn möglich, sollte die Stadt weitgehend erhalten bleiben, um sie später als Flottenstützpunkt zu nutzen. Später, nach dem großen Sieg ihres Volkes, der unweigerlich kommen würde.

Doch zunächst mussten die Gegner weiter beschäftigt werden und man gönnte ihnen auch in der kommen-

den Nacht keine Ruhe. Sauroden und Wartans wurden nicht müde und gaben niemals auf.

Welle auf Welle erfolgte und immer öfter gelangten die Angreifer auf die Wehrmauer. Die Verteidiger waren erschöpft und mussten zurückweichen. Unter den Rittern gab es viele Tote und auch die Tharoner und Markesta hatten ihre Verluste.

Doch während eines erneuten Sturmes erschienen plötzlich Benjagus und seine Männer und warfen ihre Netze auf die Gegner. Eine Gruppe verblüffter Wartans fand sich unter dem Geflecht wieder und wurde kurz darauf niedergemacht. Dieses Manöver gelang mehrmals und so hatten die Menschen wieder etwas Luft, um sich neu zu formieren.

Yassur nutzte die Gelegenheit und stellte ganz allein fünf Feinde, die den Netzen entkommen waren. Mit gekonnten Schwertstreichen besiegte er einen Gegner nach dem anderen und flößte so den nachrückenden Wartans Respekt ein. Mit lautem Geheul flohen sie vor dem wütenden Dschammallaner und sprangen in ihrer Panik sogar über die Mauer.

Wieder erhob sich Kampfgebrüll, als die nächste Angriffswelle vorrückte. Diesmal stürmten die Wartans jedoch nicht das Nordtor, sondern lenkten ihre Massen weiter nach Westen. Die Hafenseite war offensichtlich ihr Ziel, doch die Stadtmauer zog sich direkt bis an das Becken und auch hier waren die Verteidiger wachsam.

Alus war über das neue Angriffsziel etwas verwundert, denn gerade an dieser Stelle war die Mauer am schwersten einzunehmen, da das Land zum Meer hin etwas abfiel und der Niveauunterschied durch eine höhere Mauer ausgeglichen wurde. Der kluge Offizier

erkannte deshalb den Angriff als reines Ablenkungsmanöver und schickte nur einige Männer der Stadtwache als Verstärkung an die Westseite. Er hatte sich nicht getäuscht, denn der Angriff führte schließlich wieder an den alten Kampfort zurück.

Unermüdlich rannten die Feinde gegen die Stadt an und ihre Zahl schien kein Ende zu nehmen. Wieder benutzten sie einen Rammbock und diesmal hatten sie ein Schutzdach aus Schilden gemacht, um sich vor dem brennenden Pech zu schützen. Bei jedem Rammstoß erzitterte das Tor, doch noch hielt es stand. Aber wie lange noch? Was würde geschehen, wenn es nachgab und die Flut der Feinde sich in die Stadt ergoss?

Viele der Menschen stellten sich ängstlich diese Fragen. Der Kampf tobte nun schon seit langen Stunden und die Nacht wollte kein Ende nehmen. Sicherlich würde die Schlacht auch am Morgen noch weiter andauern, aber vielleicht brachte der Tag neue Hoffnung für die erschöpften Kämpfer. Dumpf dröhnten die schweren Rammschläge und das Holz zeigte bereits Risse. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis es nachgab.

Wieder waren es die Männer von Benjagus, die in dieser großen Gefahr Rettung brachten. Da die Pfeile und das Pech keine Wirkung auf das Schilddach der Angreifer zeigten, schleppten die Männer schwere Steine heran und ließen sie auf die Feinde niederfallen. Sofort beteiligten sich auch Yassur und Barra an der Kette der Werfer und endlich gelang es ihnen, die Wartans in die Flucht zu schlagen. Wütend und heulend flohen die Überlebenden des Steinregens und keines der Wesen traute sich zurück. Das war ein kleiner Sieg für die Verteidiger, doch die Schlacht tobte weiter.

Das Misslingen am Tor war auch dem Heeresführer der dunklen Armee aufgefallen und er wurde langsam unruhig. Nicht, dass dieser kleine Rückschlag irgendetwas am letztendlichen Ausgang der Schlacht ändern würde, aber er durfte sich nicht viele solcher Fehler leisten. Unbarmherzig war die Führung seines Volkes Versagern gegenüber.

Andere Artgenossen warteten nur darauf, ihm in den Rücken zu fallen. Er hatte nach all den schnellen Erfolgen Neider um sich versammelt und nicht mit einer so heftigen Gegenwehr gerechnet. Die wenigen Verteidiger und die Schutzanlagen der Stadt waren einfach zu gut.

Zischend und fauchend zog er sich zurück, um sich eine neue Strategie auszudenken. Viel Zeit blieb ihm dabei nicht, bis die Hauptstreitmacht eintraf. Bis dahin musste er Erfolge aufweisen. Als der Morgen endlich anbrach zog er seine Angriffsreihen zurück, damit sie sich neuformieren konnten.

Die Männer auf den Wehrmauern, müde und erschöpft, bemerkten den Rückzug und begannen zu jubeln. Diesen ersten, furchtbaren Angriff hatten sie überstanden und die Menschen fielen sich in die Arme. Alus stand mit seinen Freunden auf der Mauer und gemeinsam betrachteten sie den Rückzug der Feinde. Im Morgenlicht – wenn auch noch immer durch die Wolken getrübt – sahen sie, was sich in der Nacht getan hatte. Ein riesiges Heerlager war entstanden und endlose Reihen schwarzer Zelte standen wie giftige Pilze auf der Ebene vor Markestiana. Zwischen den Zelten wimmelte wie in einem Ameisenhaufen von dunklen Gestalten.

Die kurze Zeit der Ruhe wurde von den Menschen genutzt, um sich um die Toten und Verwundeten zu kümmern. Die Ritter von Nim-Katun hielten eine Trauerprozession ab, denn ihr Oberhaupt befand sich unter den Gefallenen. Inmitten eines Haufens getöteter Feinde hatten sie ihn gefunden; noch das Schwert in der Hand haltend, war er jedoch hinterrücks erschlagen worden. Die Bewohner von Markestiana weinten um diesen tapferen Mann und ihre Hoffnung wurde erschüttert.

„Wann werden sie wieder angreifen?“, fragte Alus wie zu sich selbst, als er das Feindeslager beobachtete. Er wusste, dass die Stadt nicht mehr lange standhalten würde. Zu groß war die Reserve des Gegners und zu hoch ihre eigenen Verluste. Das ungewisse Warten war fast noch schlimmer als der eigentliche Kampf. Ebenso quälte den Tharoner die Frage, ob vielleicht Hilfe von irgendwo herbeikommen würde?

Doch bald schon wurde seine Aufmerksamkeit wieder auf die Feinde gelenkt, die nun erneut vorrückten. Diesmal jedoch nicht in ihrer wilden, unkoordinierten Art, sondern in langen Reihen, wobei die Bogenschützen die Vorhut bildeten und Tausende von Pfeilen abschossen. Damit zwangen sie die Verteidiger zur Deckung und konnten fast ungestört vorstürmen.

Es befanden sich wahrhaft keine Meisterschützen unter den Wartans, aber die Menge der abgeschossenen Pfeile zeigte ihre Wirkung und die Menschen mussten hinter den Mauerzinnen bleiben. Das erlaubte es den Angreifern wieder, ihre Sturmleitern anzulegen und die Mauer zu besteigen. Diese Strategie erfolgte auf breiter Fläche und Alus war somit gezwungen, seine Leute weit zu verteilen. Anfangs konnten noch viele

der Leitern umgestoßen werden, doch die Verluste der Menschen waren zu hoch und es gelangten immer mehr Wartans über die Mauer, wo es wieder zu heftigen Schwertkämpfen kam.

Barra und Yassur taten ihr Bestes und töteten viele Gegner. Wo immer die Angriffe am heftigsten geführt wurden, waren die beiden Freunde zur Stelle, wobei sie sich immer gegenseitig die Rücken deckten.

„Ich wünschte, ich hätte nur fünfhundert Dwanen bei mir, dann würden wir diesen Bestien Respekt beibringen“, rief Barra seinem Freund zu, während er einem Feind dessen hässlichen Schädel abschlug.

Der Dschammallaner machte mit einem Hieb zwei Gegner nieder, was ihm wieder etwas Platz verschaffte. Der Kampf tobte fürchterlich, doch noch einmal gelang es den Männern dank ihres Mutes, die Angreifer zurückzuschlagen und von der Wehrmauer zu vertreiben.

Plötzlich erklang ein Hornsignal von einem der Türme und ein Mann rief: „Schiffe. Schiffe am Horizont.“ Alle Augen blickten auf das Meer und für einen Augenblick erstarrte die Schlacht. Dann sahen sie die schwarzen Segel, die sich langsam näherten. Eine große Flotte von Schiffen kam aus dem Norden und das schien nichts Gutes zu bedeuten.

Die Wartans brachen in hämisches Gebrüll aus und verdoppelten fortan ihre Anstrengungen. Offenbar erfreute sie der Anblick der Schiffe, denn es handelte sich dabei um einen Teil ihrer Verstärkung, die über das Meer kam. Die Schiffe brachten schweres Kriegsmaterial, mit dem es schließlich gelingen würde, die Stadt einzunehmen.

Der Euphorie der Feinde stand das Entsetzen der Menschen gegenüber, die angesichts dieser neuen Bedrohung allen Kampfesmut aufgaben.

„Sie werden in den Hafen eindringen und uns von dort aus beschießen“, sagte Alus besorgt. Noch wollte er nicht gänzlich aufgeben, doch die Chancen von Markestiana wurden immer geringer und es fiel ihm zusehends schwerer, seine Leute zu ermutigen.

„Wenn alles zusammenbricht werden wir versuchen, die Frauen und Kinder in die alten Wasserröhren unter der Stadt zu bringen“, schlug Benjagus vor, der neben dem Tharoner stand. „Vielleicht sind sie dort eine Zeit lang sicher, es gibt viele verborgene Gänge.“

Alus nickte. „Noch ist nicht alles verloren, aber wenn es so weit kommen sollte, dann führt sie in die Tunnel. Wir werden dann versuchen, euch so lange wie möglich den Rücken freizuhalten.“

Die beiden Männer blickten sich für einen Moment an und reichten sich dann die Hände. „Ich bin froh, Euch als Freund kennengelernt zu haben“, sagte der Offizier.

„Mir geht es ebenso“, antwortete Benjagus. „Doch lasst uns erst dann aufgeben, wenn wirklich nichts mehr zu retten ist. Bis dahin sollen noch viele dieser Bestien mit ihrem Leben bezahlen.“

Inmitten dieser Endzeitstimmung mussten die Männer sich jetzt wieder auf den Feind konzentrieren, denn die nächste Sturmwelle ergoss sich gegen die Stadt. Diesmal wurde sie noch wütender geführt; die Angreifer hatten durch das Erscheinen ihrer Verstärkung neuen Antrieb erhalten, während die Verteidiger kaum noch Mut zum Kämpfen zu haben schienen. Überall waren nur noch verzweifelte Gesichter unter

den Soldaten zu sehen und die anderen Menschen der Stadt weinten vor Angst.

Auch Barra und Yassur bereiteten sich auf den, wie sie meinten, letzten Angriff vor der Niederlage vor. Doch wieder einmal war es der scharfäugige Dschammallaner, der eine erneute Veränderung auf dem Meer entdeckte. Aus dem Westen erschien mit einem Mal eine große Armada von Schiffen mit weißen Segeln, die der schwarzen Flotte entgegenfuhr und offenbar recht schnell war. Yassur machte seinen Freund darauf aufmerksam und deutete auf die neuen Schiffe.

„Wer kann das nur sein?“, rätselte Barra, als auch er die weiße Flotte sah. Dann jedoch erhellte sich sein Gesicht, denn er erriet Yassurs Gedanken. Schnell liefen die beiden Männer auf der Wehrmauer entlang, wo schon wieder gekämpft wurde. Jedem Mann, den sie dabei passierten, riefen sie zu: „Hilfe eilt herbei, die Gholaner kommen.“

Die Soldaten waren über diese Worte natürlich verwundert und verstanden sie zunächst nicht, doch das sollte sich bald ändern.

Inmitten des Kampfgewimmel erreichten die beiden Freunde Alus und Benjagus. „Seht, die Schiffe“, rief Barra ihnen zu.

„Ich weiß“, antwortete der Tharoner. „Der Feind wird nun noch stärker.“

Offenbar hatte er die weißen Segel noch nicht entdeckt und der Dwane musste ihn darauf aufmerksam machen. „Nein, seht dort im Westen. Moriano und die Gholaner kommen uns zur Hilfe. Ich weiß zwar nicht wie er es geschafft hat, sein Volk so schnell herbeizuholen, aber er ist es mit Sicherheit.“

Alus wusste nichts mit dieser Nachricht anzufangen und zweifelte zunächst, doch als Barra und Yassur ihm alles erklärten kehrte die Hoffnung in ihm zurück. Bald schon verbreitete sich die Neuigkeit wie ein Lauffeuer und der Ruf: „Die Gholaner kommen“, erschallte in der ganzen Stadt. Der Menschen Mut stieg wieder und ein weiteres Mal stellten sie sich den schon siegesicher gewesenen Feinden entgegen.

Dieser seltsame neue Mut verwunderte die Angreifer und ihr Sturm verebbte wie eine Welle auf einem Sandstrand. Als ob auch die Wolken sich fürchteten, brach mit einem Mal die Sonne durch den Himmel und strahlte die Segel der neu angekommenen Schiffe an. Zweifelnd blickten die Feinde auf das Meer und all ihre Kampfeslust war dahin.

In eben solchen Zweifel verfiel auch ihr Anführer, der nun nicht mehr wusste, was er tun sollte und seine Truppen erneut zurückrief. Die Menschen bejubelten das und waren froh, bisher noch nicht aufgegeben zu haben.

Jetzt, da etwas Ruhe in die Schlacht einkehrte, richteten sich alle Augen auf das Meer um zu sehen, was sich dort wohl abspielen mochte. Beide Flotten waren sich nähergekommen und hatten sich inzwischen gegenseitig bemerkt. Die Menschen von Markestiana erwarteten gespannt, was die Gholaner jetzt unternehmen würden. Trotz der Größe ihrer Flotte, waren sie den schwarzen Schiffen zahlenmäßig doch noch unterlegen. Es wären jedoch keine Gholaner gewesen, hätten sie nicht dennoch Kurs auf ihre Gegner genommen.

Ein regelrechtes Wettrennen entstand auf dem Wasser. Die schwarze Flotte versuchte so schnell wie mög-

lich den Hafen zu erreichen, während die Gholaner direkt ihre Flanken ansteuerten. Da die Letzteren den Wind im Rücken hatten, waren sie weitaus schneller als die dickbäuchigen Transportschiffe der Feinde und somit besaßen die Inselbewohner einen großen Vorteil und näherten sich rasch.

Die vormalige Keilformation der Gholaner wurde in einem schnellen Manöver aufgelöst und ihre Schiffe griffen auf breiter Front an. Natürlich wurden sie vom Gegner genau beobachtet und die schwarzen Schiffe versuchten den Angriff abzuwehren. Nachdem die Gholaner in Reichweite gelangten, flogen ihnen glühende Kugeln entgegen, die kurz darauf explodierten aber zumeist ihr Ziel verfehlten. Die Kugeln wurden von Katapulten abgefeuert, die für den Einsatz an Land gedacht waren und deshalb auf den Schiffen nicht richtig ausgerichtet werden konnten.

Nach einer kurzen Schreckphase richteten sich die Angreifer darauf ein und wichen mit einem gekonnten Wendemanöver aus. Scheinbar panisch stoben die gholanischen Schiffe auseinander, aber nur, um danach umso gezielter wieder anzugreifen.

Es war eindeutig ersichtlich, dass die Gholaner die besseren Seeleute waren und die schwarze Flotte regelrecht hinter das Licht führten. Diese wollte nämlich die angebliche Flucht der Gegner nutzen, um nun ihrerseits angreifen zu können. Doch nachdem sie ihre Richtung änderten und somit ihre Schussfähigkeit verloren, sahen sie sich plötzlich wieder einer festen Reihe von Schiffen gegenüber.

Die Gholaner drangen mitten zwischen die Formation der Gegner ein und begannen damit, ein Schiff nach dem anderen zu entern. Da die Rümpfe nun dicht

beieinander lagen, konnten die Katapulte nicht mehr abgefeuert werden und somit kam es zum Nahkampf, bei dem die Besatzungen der schwarzen Flotte eindeutig unterlegen waren. Sie bestanden nämlich auf jedem der Schiffe nur aus einigen Wartankriegern, welche die schweren Waffen zu bedienen hatten und zu einer kleineren Art gehörten, die nicht so kampfstark wie ihre Artgenossen an Land war.

Die eigentliche Schiffsbesatzung bestand zudem aus Seeleuten, die aus Karratas stammten und versklavt worden waren. Diese Männer zeigten deshalb nicht sehr viel Ehrgeiz bei der Verteidigung ihrer Schiffe und die meisten von ihnen ergaben sich recht schnell, froh darüber, dass sie ihren Peinigern entkommen konnten.

Dies erklärte die Überlegenheit der Gholaner, die sehr schnell die Oberhand in der Schlacht auf dem Wasser erhielten. Mit großem Geschick setzten sie auf die gegnerischen Schiffe über, erschlugen die Wartans und befreiten die jubelnden Sklaven an Deck und an den Rudern.

Zudem hatte Moriano, der sich ebenfalls unter den Seefahrern befand, eine besondere Taktik einfallen lassen: Mit etwa fünfzig seiner Männer sprang er in das tiefblaue Wasser und tauchte unter den feindlichen Schiffen hindurch. Mit scharfen, sichelförmigen Äxten hieben die Männer unter Wasser Löcher in die Kiele, was zu Wassereinbruch und schließlich zum Sinken der überlastigen Ungetüme führte.

Dieses Schauspiel wurde von Land aus beobachtet und jedes sinkende Schiff der schwarzen Flotte wurde von den Menschen in Markestiana jubelnd begrüßt. Mittlerweile war die Stimmung der Schlacht um die

Hafenstadt dermaßen umgeschlagen, dass die Angreifer keinen weiteren Sturmversuch mehr unternahmen. Fassungslos und entsetzt mussten sie den Verlust ihrer Verstärkung hinnehmen.

Wütend betrachtete der Anführer der dunklen Armee die neue Situation. Jetzt konnte er nur noch auf eine Belagerung setzen, denn er musste abwarten, als wie stark sich die neuen Gegner herausstellen würden. Mochten sie auch immer die Schiffe und die großen Waffen zerschlagen, wenn die Geflügelten erschienen, gab es für all diese verfluchten Weißhäute kein Entkommen mehr. Ihm selbst konnte man jedenfalls keine Schuld am Versagen der Flotte geben und das beruhigte ihn ein wenig.

Inzwischen war es später Nachmittag geworden. Die dichte Wolkendecke hatte sich fast vollständig verzogen und von der schwarzen Flotte waren nur noch zwei geenterte Schiffe übriggeblieben. Der Rest war zerstört worden, brannte und sank. Die menschlichen Besatzungen wurden auf die gholanischen Schiffe verteilt, während ein Teil der Inselbewohner die beiden gegnerischen Gefährte übernahm. Das Wasser war übersät mit Rumpfteilen und zerrissenem Segeltuch. Körper schwammen nicht an der Oberfläche, denn die überlebenden Wartans konnten nicht sehr gut schwimmen und waren ohne Ausnahme in die Tiefe gezogen worden.

Die gholanischen Schiffe formierten sich nun neu und steuerten auf den Hafen von Markestiana zu. Da das Hafenbecken bekanntlich groß und tief genug war, fand die gesamte Flotte darin Platz und legte im ersten Becken an. Von der hohen Wehrmauer geschützt,

konnten die Seeleute ihre Schiffe verlassen und das Kai betreten. Unter tosendem Jubel kamen ihnen die Stadtverteidiger entgegen und führten sie schließlich durch eines der Hafentore in die Stadt hinein.

Mit den befreiten Sklaven aus Karratas betraten nun etwa dreitausend neue Verbündete im Kampf gegen den gemeinsamen Feind Markestiana. Unter heftigen Begeisterungsbekundungen der Bewohner zogen sie durch die Stadt, bis sie schließlich an das Nordtor gelangten, wo Alus und seine Mitstreiter sie bereits erwarteten.

Das Wiedersehen zwischen Moriano, Barra und Yassur war natürlich besonders herzlich und vor allem der Dwane drückte den Gholaner dankbar an seine Brust. „Ich wusste, dass du kommst“, sagte Barra freudig. „Aber wie ist es dir nur so schnell gelungen dein Volk herbeizuholen?“

„Die Umstände sind so seltsam, dass sie nicht so schnell erzählt werden können“, antwortete Moriano lächelnd. „Kurz nachdem wir unsere Insel verließen, hatten sich einige Fischer aus Milia Dona mit ihren Booten dorthin geflüchtet. Sie berichteten Anjako von einer riesigen Armee und einer ebensolchen Flotte, die ihre Dörfer überfallen und zerstört hatten. Jetzt war unserem Oberhaupt klar, was das bedeutete, denn er hatte noch Torens Worte im Ohr. Er zögerte nicht mehr länger und stieß mit all unseren Schiffen in See; das Ziel der Feinde konnte nur Markestiana sein und er vermutete eure Gemeinschaft und mich noch dort. Ich selbst traf unsere Flotte auf halbem Weg in die Heimat und so sind wir hergekommen.“

Moriano lächelte, denn Barra machte zu seinen Worten ein immer noch recht verblüfftes Gesicht. Dann

erwiderte der Dwane jedoch das Lächeln und sagte: „So einfach ist das also? Und ich dachte schon, ihr Gholaner seid in der Lage zu fliegen.“

Die beiden Männer hätten sich sicher noch weiterhin in dieser herzlichen Art unterhalten, wären sie nicht von Alus unterbrochen worden, der mit Anjako beisammen stand und, wenn schon nicht alle Gholaner, so doch zumindest ihre Kapitäne begrüßen wollte. „Niemals hätte ich gedacht, dass ich mich einmal über den Anblick gholanischer Segel freuen würde“, sagte er scherzhaft. Doch danach wurde sein Ton wieder ernster. „Ich muss viele Dinge neu erlernen. Ehemalige Feinde die ich hatte bekämpfen müssen, werden zu Freunden und Rettern in höchster Not. Ich danke euch allen im Namen der Menschen von Markestiana für euer Erscheinen. Noch ist die Gefahr nicht gebannt, aber vielleicht lässt sie sich mit eurer Hilfe aufhalten.“

Die Kapitäne bedankten sich für die freundlichen Worte und konnten zudem noch mit einigen wichtigen Beobachtungen dienen, die sie von den Schiffen aus gemacht hatten. Sie hatten nämlich Truppenbewegungen bemerkt, die man von der Stadt aus nicht sehen konnte. Die Feinde schickten kleinere Gruppen an die Ostseite der Stadt, um an den Ufern des Markesta Posten aufzustellen und den Fluss zu überwachen. Auf diese Weise wollten sie sicherlich die Stadt abriegeln und langsam aushungern lassen.

Die Wasserstraße war eine der Lebensadern Markestianas. Bei einer länger dauernden Belagerung würde ihnen das auch tatsächlich gelingen, denn die Lebensmittelvorräte der Menschen waren nicht mehr sehr

groß und auch die Gholaner besaßen nur gerade genug für sich selbst.

Man erwog eine eventuelle Evakuierung der Menschen auf die Schiffe, doch diese waren trotz ihrer Größe dennoch zu klein für alle und die Mannschaften waren nun unentbehrlich. Also hieß es, weiterhin ausharren und auf andere Hilfe hoffen, denn die Boten waren ja noch immer unterwegs.

Trotz der momentanen Ruhe wusste Alus, dass es nicht lange so bleiben würde. Der Feind hatte sich zwar in sein Lager zurückgezogen und leckte sich seine Wunden, doch noch immer handelte es sich nur um die Vorhut einer weitaus größeren Armee, die irgendwann hier eintreffen würde.

„Der Himmel weiß, was uns noch alles erwartet“, sagte der Tharoner zu den anderen Männern. „Ihr alle habt gesehen, was für Waffen sie besitzen. Wenn sie nicht irgendwie von uns aufgehalten werden, erreichen sie letztendlich doch noch ihr Ziel.“

„Welche Hilfe habt ihr noch zu erwarten?“, fragte Anjako ihn.

„Leider keine bestimmte. Es liegen keine größeren Armeen in unmittelbarer Nähe. Erst mehrere Tagesreisen von hier entfernt, trifft man vielleicht auf tharonische Truppen. Doch ich frage mich inzwischen, ob sie überhaupt mit einem solch starken Gegner fertig werden würden. Bis dahin sind wir auf uns selbst angewiesen.“

„Und wir werden es wahrscheinlich auch bleiben“, bemerkte Moriano etwas zynisch. „Jetzt rächen sich die Machenschaften des tharonischen Senates, der bisher der Meinung war, ein Bündnis mit dem Feind geschlossen zu haben.“

„Woher habt Ihr diese Vermutungen über den Senat?“, fragte Alus ihn erstaunt.

„Fragt diese beiden Männer“, antwortete der Gholaner, „sie werden meine Worte bestätigen.“

Der Tharoner blickte Barra und Yassur, die gemeint waren, fragend an.

„Er hat Recht“, bestätigte der Dwane nickend. „Wir haben es selbst gesehen, wie ein Abgesandter des Senates sich mit den Angehörigen des dunklen Volkes traf.“

„Wann, wo und in welcher Form?“, fragte Alus. Diese Nachricht erschütterte erneut sein bisheriges Denken und Handeln. Er war, ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Gewohnheit, sehr aufgeregt.

Barra druckte ein wenig herum, als er antwortete: „Es war in einer Schwefelmine im Land des Feindes. Wir befanden uns dort und sahen, wie sich der genannte Tharoner mit dem Lagerkommandanten unterhielt und eine bestimmte Person suchte. Er ließ dabei einen Gefangenen foltern, erreichte jedoch glücklicherweise nicht sein Ziel. Mehr dürfen wir euch nicht sagen, um den Eid, den wir schworen nicht zu brechen.“

Alus nickte und sein Gesicht glättete sich wieder. Der Scharfsinn des tharonischen Offiziers fügte langsam die Teile zusammen, die in seinen Gedanken herumswirrten. Vor seinem inneren Auge wurde ein Komplott ersichtlich, den der Senat in seiner Machtgier eingefädelt und vor seinen Untergebenen bisher geschickt verborgen hatte. Alus begann die Zusammenhänge der jüngsten Ereignisse zu begreifen und es wurde ihm bange um seine Heimat. Doch noch konnte er nicht alles erraten und er benötigte das Wissen der Männer, die ihm nun zu Freunden geworden

waren. Er kannte die Geschichte ihrer Gemeinschaft und wusste, dass man an höchster Stelle in Tharon an ihnen interessiert war. Er selbst hatte ja schließlich den Befehl zu ihrer Festnahme erhalten und beinahe, aber nur beinahe, wäre sie ihm ja auch gelungen. „Wahrlich zum Glück“, dachte er und betrachtete nun viele Dinge mit anderen Augen.

All diese Gedanken gingen ihm durch den Kopf, während die Männer sich inzwischen über die weitere Verteidigung der Stadt beratschlagten. Die Gholaner warteten dabei mit einer erneuten Überraschung auf, denn außer die beiden geenterten Schiffe hatten sie auch die großen Waffen erbeutet, die sich darauf befanden.

„Vielleicht gelingt es uns, die Katapulte einzusetzen“, schlug Moriano vor und sein Vorschlag wurde begeistert aufgenommen.

Gleich am nächsten Tag machte sich eine ausgesuchte Gruppe von Männern daran, die Idee in die Tat umzusetzen. Auf jedem der zwei Schiffe standen jeweils drei der riesigen Schleuderwaffen. Die Rumpfe der Schiffe waren so gebaut, dass man einen Teil von ihnen herunterklappen und die fahrbaren Ungetüme von Bord rollen konnte.

Aufgrund der Größe der Konstruktionen war das natürlich kein einfaches Unterfangen; doch schnell fanden sich genügend Helfer, um diese Aufgabe zu erfüllen. Die Katapulte wurden zunächst von Bord geholt und dann genau untersucht.

Unter den Begutachtern befand sich auch ein Zimmermann. Der alte Hinrich, ein Mann veromanischer Abstammung, und seine Gehilfen betrachteten die hölzernen Riesen mit Kennerblick. Alus fragte den Mann, ob man die Waffen einsetzen und nutzen könne.

„Es ist kein komplizierter Mechanismus“, antwortete Hinrich. „Der Wurfarm besteht aus dem Holz der skalizischen Weide, das sehr biegsam ist. In diesen Hebel hier“, er deutete auf ein kleines, keilförmiges Stück, „rastet der Arm ein und wird dann mittels des Seilzuges an seinem Kopfstück ausgelöst.“

„Ihr meint also, dass Ihr unseren Männern die Funktion erklären könnt?“, fragte Alus zuversichtlich.

„Ich denke schon“, antwortete der Alte sichtlich stolz. Daraufhin wurden die schweren Waffen durch das Hafentor in die Stadt geschoben. Um sie jedoch an das Nordtor zu schaffen, benötigten die Männer zwei volle Tage. Es mussten viele Umwege gemacht und sogar etliche Mauern eingerissen werden, um die sperrigen Katapulte an ihren vorgesehenen Platz zu bringen.

Während dieser Zeit herrschte relative Ruhe in der Stadt. Außer einigen Scheinangriffen der feindlichen Armee fand kein ungewöhnliches Ereignis statt. Dennoch zeigte die begonnene Belagerung ihre ersten Wirkungen. Die ohnehin schon knapp gewordenen Lebensmittel mussten noch weiter eingeschränkt werden, da sich viel mehr Menschen als gewöhnlich in Markestiana aufhielten und es keinen Nachschub mehr gab.

Trotz allem beruhigte sich die Stimmung unter den Bewohnern und man hatte nun Zeit, sich richtig um die Verwundeten und Gefallenen zu kümmern und Aufräumarbeiten zu beginnen.

Auch Alus entspannte sich in diesen Tagen und hatte Muße, die harmonische Zusammenarbeit der unterschiedlichen Volksgruppen zu bewundern. Es war eine Insel der Gemeinsamkeit in der Stadt entstanden

und die Not schweißte die Menschen, gleich welcher Herkunft sie auch waren, zusammen.

Während der Tharoner durch die Gassen schritt, etwas, das er vorher nie zu tun gewagt hätte, traf er unerwartet auf Barra und Yassur. Er hatte diese beiden ungleichen Freunde lieb gewonnen und bewunderte deren Mut bei der Verteidigung einer Stadt, die nicht die ihre war.

„Wir haben vor, einen Freund zu besuchen, so lange es noch so ruhig ist. Kommt doch mit uns“, schlug der Dwane vor. Barra fügte erklärend hinzu, dass sie in das Wirtshaus von Lurgast einkehren wollten, um sich ein wenig von den Strapazen der vergangenen Tage zu erholen.

„Gern nehme ich Eure Einladung an“, antwortete Alus, „wenn man mich als Tharoner dort einlässt.“

„Ich glaube, die Meinung der Menschen über Euch hat sich in den vergangenen Tagen sehr verändert“, ermunterte Barra ihn.

„Ihr habt sicher Recht. Aus diesem Grund möchte ich mit Euch über einige Dinge sprechen. Ich stelle mir selbst viele Fragen, auf die Ihr und Euer Freund vielleicht Antworten wisst.“

„Soweit uns das möglich ist, werden wir es gern tun“, sagte der Dwane, während sie am Wirtshaus anlangten.

Bei ihrem Eintreten gab es einen freudigen Empfang seitens des Wirtes. Lurgast war sichtlich froh, die beiden Männer gesund und munter wiederzusehen. Doch auch Alus hatte sich durch seine Taten den Respekt der Leute verdient und wurde ebenfalls freundlich begrüßt. Der neugierige Wirt wollte natürlich sofort alles über die Gefährten erfahren und fragte Barra

und Yassur über etliche Dinge aus. Doch die beiden Männer vertrösteten ihn auf später mit dem Hinweis, dass sie sehr hungrig und durstig seien.

„Ja, da sieht es leider etwas schlecht aus“, bemerkte Lurgast bedauernd. „Ich bekomme keine Vorräte mehr und habe nur noch wenig, was ich euch anbieten kann. Doch ich will sehen, was ich tun kann.“ Er entfernte sich und ging in seine Vorratskammer.

Inzwischen nahmen die drei Männer an einem abgelegenen Tisch Platz und sprachen über das Erlebte und das, was noch kommen mochte. Nach einiger Zeit kehrte Lurgast zurück, brachte etwas Brot und eine Karaffe Wein, die er noch für besondere Freunde hätte, und stellte alles auf den Tisch. Die wenigen Gäste, die sich zurzeit im Schankraum aufhielten, verabschiedeten sich bald und die Männer waren nun ungestört.

„Wenn ihr mir vertrauen möchtet, würde ich euch bitten, mir etwas mehr über eure Gemeinschaft zu erzählen“, begann Alus das kommende Gespräch.

„Obwohl wir Euch vertrauen, ist und das leider nicht möglich“, antwortete Barra. „Nur so viel dürfen wir Euch sagen, als dass unsere Gemeinschaft aus Männern bestand, deren Länder von der dunklen Macht bedroht sind und die nach einem Ausweg suchten und noch suchen.“

„Wir sollten ihm sagen alles“, warf Yassur plötzlich ein. „Er meint es ehrlich und vielleicht wir können helfen ihm bei seinen vielen Fragen.“

Alus nickte dankbar und versicherte seine Verschwiegenheit. Die beiden Freunde berichteten ihm also alles, was sie wussten. Angefangen von der Flucht aus dem Lager, bis hin zu den Ereignissen in Kayhlien, wo ihre Gemeinschaft entstanden war. Dabei verschwiegen sie

jedoch noch immer die genaue Aufgabe Yards und seiner Suche nach den Metallen.

Der scharfsinnige Tharoner erriet jedoch mehr, als sie dachten. „Ihr habt mir noch nicht alles gesagt“, bemerkte er lächelnd. „Doch ich will nicht noch weiter nachfragen, um euch nicht zu Verrätern eurer Sache zu machen. Doch eines möchte ich gern noch erfahren: Was genau hat sich in dem Lager, das ihr erwähntet, abgespielt? Wer war jener Abgesandte des Senates, kennt ihr ihn?“

„Sein Name ist Vendorian und er ...“, begann Barra, doch er wurde von Alus unterbrochen.

„Vendorian?“, fragte der Tharoner aufgeregt. „So hat dieser hinterlistige Intrigant also auch hier seine Finger im Spiel. Jetzt erst wird mir einiges klar.“

„Ihr kennt diesen Mann offenbar“, sagte Barra.

„Oh ja, ich kenne ihn. Er ist der Liebling des Senates und erledigt alle unangenehmen Dinge für die hohen Herren. Dabei ist er von einer sagenhaften Arroganz beseelt, die ihresgleichen suchen muss. Ich habe ihn kennen gelernt, als große Lieferungen von unbekanntem Waren von Markestiana in den Norden verschifft wurden. Er achtete darauf, dass niemand irgendwelche Fragen stellte, während er alles überwachte. Doch ich ahne jetzt, worum es sich bei diesen Lieferungen gehandelt hat und weshalb man es so geheim hielt. Wahrlich eine unglaubliche Sache.“

„Wovon spricht Ihr?“, fragte Barra neugierig.

„Waffen“, antwortete Alus. „Tharon hat dem Feind tatsächlich Waffen zugeführt. Das Holz aus dem die Wurfarme der Katapulte bestehen, stammt hier aus Skalizien und wird nur in Tharon und in unserer Stadt gehandelt. Diese Narren des Senates haben den Fein-

den jene Mittel in die Hand gegeben, mit denen sie uns jetzt angreifen. Oh, diese Verräter an ihrem Volk. Und ich habe ihre Befehle befolgt und ihnen auch noch dabei geholfen.“ Der Tharoner war deutlich außer sich vor Wut und schämte sich gleichzeitig. „Wer weiß, was durch meine Fehler alles geschehen ist. Wie viele Menschen haben dadurch ihr Leben lassen müssen? Ich kenne den Auftrag eurer Gemeinschaft nicht, doch ich muss euch nun für alles, was ich anrichtete um Verzeihung bitten.“ Alus erhob sich plötzlich und stand mit gesenktem Haupt vor den verblüfften Männern.

„Bitte setzt Euch wieder“, bat Barra ihn. „Ihr habt nur getan, was Ihr nicht besser wissen konntet. Vielleicht musste es ja so kommen, denn unsere Freunde sind dadurch noch rechtzeitig aus der Stadt entkommen. Ich bin sicher, dass es ihnen gut ergeht und sie ihre Aufgabe erledigen. Wir sollten uns um unsere kümmern und gemeinsam die Stadt halten.“

„Stets war ich auf meine Herkunft stolz“, erwiderte Alus, noch immer bedrückt. „Aber nun schäme ich mich dafür. Doch Ihr habt Recht, wir müssen uns um die Menschen kümmern. Vielleicht wird es mir dabei ermöglicht, einige Dinge wiedergutzumachen.“

Die beiden Freunde redeten dem Tharoner noch lange gut zu und die Männer unterhielten sich bis spät in die Nacht. Schließlich ruhten sie dann in Lurgasts Zimmern.

Am nächsten Morgen kam ein Soldat in die Gaststube und brachte Alus eine Nachricht: „Herr, es geschieht etwas im Lager des Feindes. Es scheinen neue Trup-

pen anzukommen, die Hügel sind voll von schwarzen Gestalten.“

So schnell es ging, rannten die Männer zum Nordtor, um sich von den schlechten Neuigkeiten zu überzeugen. Benjagus, Moriano und viele andere erwarteten sie schon auf der Wehrmauer. Leider bestätigte sich der Bericht des Soldaten und sie konnten es selbst sehen. Wie eine riesige Schlange wand sich eine neue schwarze Flut in das Lager und wollte dabei kein Ende nehmen.

Das war der Hauptteil der dunklen Armee und er bestand aus Zehntausenden von Kriegern. Hohe Belagerungstürme wurden mitgeführt, die sich wie drohende Arme in den Himmel streckten. Sie wurden von seltsamen, vierbeinigen Wesen gezogen und rollten langsam die Hügel hinab.

Alus starrte ungläubig auf das Geschehen und konnte kaum fassen, was er dort sah. Niemals zuvor hatte er eine Armee von solcher Größe gesehen. „Beim Vater des Lichtes, wie viele von ihnen werden noch hinzukommen?“, fragte er niedergeschlagen.

Auch die anderen Männer wurden regelrecht erdrückt von diesem Schauspiel. Selbst Moriano, dem ansonsten nichts beeindrucken konnte, zeigte sich angesichts dieser Massen erschrocken. „Wer kann diese Armee aufhalten?“, fragte er leise. „Wenn Yard es nicht schafft die Völker zu einen, werden diese Wesen alle Länder unter ihren Füßen begraben.“

Alus wurde bei den Worten des Gholaners hellhörig. „Das also ist der wahre Auftrag eurer Gemeinschaft“, sagte er zu Yassur und Barra. „Ich weiß nicht wer dieser Mann ist, von dem ihr sprecht, aber ich hoffe, dass er seine Aufgabe bewältigt. Ich selbst wünschte mich

jetzt nach Tharon vor den Rat der Generäle. Wenn ich dort sprechen könnte, würde sich die Armee vielleicht endlich gegen den Senat erheben, was schon längst hätte geschehen müssen. Aber möglicherweise wäre es dann schon zu spät für Markestiana, denn den kommenden Sturm wird diese Stadt nicht überstehen.“

„Verzweifelt noch nicht“, entgegnete Barra. „Oft schon haben uns auf unserer Fahrt unerwartete Umstände geholfen und den Weg gewiesen. Vielleicht wird es auch hier so sein. Der Feind ist wahrhaft stark, aber bis jetzt haben wir widerstanden. Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, denn wir sind nicht allein.“

„Eure Worte klingen seltsamerweise überzeugend und so will auch ich noch nicht verzagen. Es sollen sich alle wehrfähigen Männer auf die erneute Verteidigung vorbereiten.“

Der Tharoner gab seine Befehle aus und in kurzer Zeit waren die Wehrmauern wieder voll besetzt. Tharoner, Gholaner, Skalizier und viele andere Volksgruppen standen nun fest und geschlossen zusammen und erwarteten den neuerlichen Angriff.

Den gesamten Vormittag konnten die Männer die Truppenbewegungen der Feinde beobachten. Es wurde deutlich, dass der nächste Sturm bald zu erwarten war. Die Spannung unter den Verteidigern wurde langsam unerträglich und viele der Männer wollten angesichts der Überzahl des Feindes verzweifeln. Doch wieder gelang es dem erfahrenen Offizier, sie zu beruhigen und zusammenzuhalten.

Zur Mittagsstunde war es dann soweit: Die ersten Truppen der verstärkten Feindesarmee rückten in langen Reihen vor. Dabei ließen sie ihr furchtbares Gebrüll erschallen und schossen wieder Unmengen von

Pfeilen ab. Die hinteren Reihen führten etliche Rammböcke mit, mit denen sie auf das Tor zuhielten. Gleichzeitig wurden die hohen Belagerungstürme in Stellung gebracht und mit Hilfe der Vierbeiner nach vorn gezogen. Wieder erklangen die Kampfeschreie und die Schlacht tobte erneut.

Die Verteidiger antworteten nun ihrerseits mit Pfeilen und Speeren, die sie den Angreifern entgeschleuderten, doch die Todesschreie der getroffenen Wartans wurden von dem übrigen Kampfgetöse übertönt. Die Türme rückten näher und auf ihren Plattformen befanden sich Bogenschützen und Steinschleudern, mit denen die Männer von den Wehrmauern geschossen werden sollten.

„Schießt auf die Zugtiere“, rief Alus seinen Soldaten zu. Er erkannte sehr schnell die Gefahr, die von den Türmen drohte. Einige Skalizier, die als gute Schützen bekannt waren, kamen seinem Befehl nach und zielten auf die gehörnten Monstren. Es brauchte allerdings viele Pfeile, bis sich endlich eine Wirkung zeigte. Eines der Tiere brüllte schmerzerfüllt auf und ging dann in langsamen Bewegungen zu Boden, wobei es viele seiner Führer unter sich begrub.

Als die Angreifer die Absichten der Menschen erkannten, schützten sie fortan die Tiere mit ihren eigenen Körpern, indem sie auf deren Rücken stiegen. Jeder getroffene Wartan wurde sofort durch einen Artgenossen ersetzt; ihr eigenes Leben schien diesen Wesen vollkommen egal zu sein. Schließlich erreichten sie damit, dass die Vierbeiner mit den schweren Türmen immer näher an ihr Ziel gelangten. Im Schutz der großen Holzgestelle stießen immer zahlreichere Gruppen von Feinden nach vorn.

Der tharonische Offizier war nun gezwungen einen weiteren Trumpf der Verteidigung einzusetzen. Alus hob seinen Arm und gab damit das Zeichen für die Katapultbesatzungen.

Hinrich, der Zimmermann, hatte eine Gruppe von Soldaten mit den schweren Waffen vertraut gemacht und diese kamen jetzt zum Einsatz. Sie spannten die Wurfarme, legten die mit Sprengstoff gefüllten Kugeln hinein und entzündeten sie an deren Zündschnüre. Gleichzeitig schleuderten die Katapulte ihre verheerende Last über die hohe Wehrmauer mitten in die Reihen der Feinde hinein. Die Explosionen richteten beträchtlichen Schaden unter den vollkommen überraschten Wartans an. Offenbar hatten sie nicht damit gerechnet, mit ihren eigenen Waffen geschlagen zu werden, und viele von ihnen kamen bei diesem ersten Einsatz der Geschosse um ihr Leben.

Wieder wurden die sechs Katapulte gespannt und abgefeuert, doch diesmal waren die Angreifer gewarnt und gingen in Deckung. Doch ein weiteres Mal geriet ihr Sturm deshalb ins Stocken. Wütend und drohend reckten die Wolfsmänner ihre Fäuste und Waffen gegen die Verteidiger, die diesen Erfolg bejubelten.

Währenddessen gab Alus weitere Handzeichen und seine Männer verstanden ihn. Die Wurfweite der Waffen konnte mittels hölzerner Zahnstangen und Rädern verstellt werden. Dabei musste der Unterbau in eine schrägere Lage gebracht werden. Die Besatzungen der Katapulte machten sich an ihr anstrengendes Werk und die nächsten Wurfgeschosse flogen deutlich weiter als bisher.

Zwei der Belagerungstürme wurden getroffen, die anderen Sprengkugeln rissen große Löcher in die Angriffslinien.

Doch diesmal ließ die dunkle Armee sich nicht so leicht aufhalten, denn ihr Anführer war nun ein anderer als jener Versager vorher. Er war der ausgesuchte Liebling des erhabenen Herrschers und er hatte diesen Titel auch verdient. Von einem erhöhten Platz aus beobachtete er das Kampfgeschehen, das unvermindert weitertobte. Sein auffälliger Kamm schwoll auf und ab, während zwei Diener um ihn herumliefen und seine schuppige Haut pflegten. Auf einem Tablett neben ihm lag der abgetrennte Kopf seines Vorgängers, der versucht hatte, die Stadt einzunehmen.

Manchmal streichelte er diesen Kopf und gab zischende Laute von sich, bei deren Klang die beiden anderen Sauroden ängstlich zurückwichen. Er saß einfach nur da und beobachtete mit zu Schlitzen verengten Augen die Schlacht. Dann gab er endlich das Zeichen und eine dumpfe Fanfare erklang. Das war das Aufbruchssignal für seine Brüder, die sich nun erheben und mit diesen Weißhäuten ein Ende machen würden.

Auf der Wehrmauer standen die Männer dicht an dicht und schossen ihre Pfeile und Speere ab. Immer wieder flogen die Katapultgeschosse über sie hinweg und explodierten auf dem blutigen Schlachtfeld. Viele tote Körper lagen dort schon und der widerliche Geruch von verbranntem Fleisch wehte zu den Männern herüber. Noch immer wurde Markestiana trotz der gewaltigen Übermacht der Feinde gehalten und die Menschen verspürten sogar ein wenig Zuversicht angesichts ihrer Erfolge.

Doch plötzlich erklang dieses dumpfe Hornsignal, das sich anhörte, als komme es aus einem tiefen Grab. Seine Bedeutung schien nichts Gutes zu verheißen. Um die Herzen der Menschen legte sich mit einem Mal ein eisiger Ring und zog sich langsam zusammen. Nur ein einziges Mal war dieses Signal zu hören gewesen, doch es erweckte einen neuen Schrecken, der jetzt auf die Stadt zukam.

Moriano entdeckte ihn zuerst, und zwar in Form einer riesigen, schwarzen Wolke, die hinter den Hügeln aufstieg. Sie rollte mit rasender Geschwindigkeit heran und teilte sich dann in viele Punkte auf. Es war keine gewöhnliche Wolke, sondern ein großer Pulk von schwarzen Drachen des Feindes. Entsetzt und verstört starrten die Verteidiger auf dieses Schauspiel des Todes.

„Das wird unser Ende sein“, flüsterte Alus und stand wie gebannt auf der Wehrmauer ...

Ein Kaiser inkognito

Am zweiten Tag, nachdem sie das Waldland verlassen hatten, führte sie der Weg immer in westliche Richtung, bis sie schließlich am Abend die alte tharonische Küstenstraße erreichten, auf der sie nach Süden ziehen wollten. An dieser Stelle war die Straße noch intakt und angenehm zu bereisen. Ein frischer, aber dennoch milder Wind wehte vom nahen Meer herüber.

Yard genoss diese frische Luft. In den nördlichen Ländern war die kalte Jahreszeit weit vorangeschritten und sicher bedeckten Eis und Schnee das Land. Er versuchte es zu vermeiden, an die schrecklichen Dinge zu denken, die in seiner früheren Heimat wohl gerade passieren mochten und stellte sich einen schönen Wintertag im Welkenland vor. Doch sehr schnell holte ihn die Realität wieder ein und er konzentrierte sich auf seine Aufgabe.

Yard ritt mit Toren, Gwendon und Lesio an der Spitze von zwei Tausendschaften und befand sich auf dem Weg nach Tharon. Diese Straße führte immer an der Küste entlang, direkt bis in die große Stadt. Sie war in früheren Jahren einer der Haupthandelswege des Reiches gewesen, endete jedoch heute einige Meilen weiter nördlich in der Wildnis, von der sie überwuchert wurde.

An der Stelle, auf der sich der Reitertrupp nun bewegte, war sie allerdings in jüngster Zeit neu bebaut worden, das war eindeutig zu erkennen. Offenbar zeigte man wieder Interesse an diesem alten Landweg und es war möglich, dass Yard und seine Begleiter schon recht bald auf Menschen stießen. Weiter südlich würden sie auf jeden Fall Soldaten begegnen, denn es lagen einige Garnisonen in dieser Richtung.

Der junge Mann war in seine Gedanken vertieft, als er plötzlich sein Pferd zurückfallen ließ und die lange Reiterkolonne an sich vorüberziehen sah. Dann lenkte er sein Tier neben das von Vendorian, der noch immer als Gefangener mitgeführt wurde. Die Hände des Mannes waren auf seinem Rücken zusammengebunden und er befand sich zwischen zwei Bewachern, von denen einer Yard sofort Platz machte.

Der ehemalige Senatsabgesandte blickte finster zu Boden und zeigte keinerlei Regung auf seinem Gesicht. Yard ritt ebenso schweigend neben ihm her und studierte die Züge des Mannes. Erst nach einer geraumen Weile sprach er ihn an: „Ihr könntet einiges von dem wiedergutmachen, was Ihr angerichtet habt“, sagte er in der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten.

Sofort kehrte wieder der hochmütige Gesichtsausdruck Vendorians zurück. „Ich wüsste nicht, was ich Euch angetan haben sollte“, antwortete er im zynischen Ton.

„Mir persönlich habt Ihr natürlich nichts getan, obwohl Ihr mir damals im Gefangenenlager des dunklen Volkes nachstelltet und ...“

„Doch nur um Euch zu schützen“, unterbrach der Mann Yard.

„Ihr lügt, das sehe ich Euch an. Ihr wolltet meiner habhaft werden und habt dafür einen Unschuldigen opfern lassen. Nennt mir den wahren Grund.“

„Ich bin kein Verräter, also schweige ich.“

„Ihr habt Euer Volk bereits verraten.“

„Woher nehmt Ihr diese unsinnigen Anschuldigungen? Ihr und diese Männer seid die wahren Verräter.“ Plötzlich wurde die Stimme Vendorians lauter, so dass

alle ihn hören konnten. „Aber dafür werdet ihr alle am Pfahl sterben.“

Keiner der Männer zeigte eine Reaktion. Zumindest nicht eine derartige, die er sich insgeheim erhofft hatte, denn er hatte seine Worte nicht ohne Grund lauter gesprochen.

„Wie würdet Ihr Waffenlieferungen an den Feind nennen?“, fragte Yard unbeeindruckt von dem Versuch Vendorians, sich Gehör zu verschaffen.

Das Blut wich dem Angesprochenen aus seinem Gesicht und er antwortete nicht.

„Ihr seht also, dass wir einiges über euch wissen. Wollt Ihr mir nicht endlich der Wahrheit nach antworten?“

Vendorian schwieg noch immer, also bohrte Yard noch etwas nach und beschrieb ihm die Eroberungszüge des Feindes und die Tatsache, dass sie gerade Markestiana angriffen.

„Was interessiert mich dieses kleine Hafennest?“, bekehrte der Mann plötzlich auf. „Ja, wir haben einen Pakt mit dem dunklen Volk geschlossen und ihnen auch Waffen geliefert. Sie sind stark und Tharon ist noch nicht wieder mächtig genug, um es mit diesen Wesen aufzunehmen. Wir haben alles zum Wohle der Stadt gemacht und Ihr versucht das nun zu zerstören.“

„Ihr glaubt doch nicht, dass sie Tharon verschonen würden?“, bemerkte Yard kopfschüttelnd. „Diese Bestien überfallen bereits den Süden und Ihr wollt das nicht wahrhaben? Nur mit der vereinten Kraft aller freien Völker gelingt es uns vielleicht, die Gefahr zurückzuschlagen.“

„Ihr seid ein Narr und ein Träumer“, antwortete Vendorian barsch. „Euer Vertrauen in andere Völker ist

ebenso töricht, wie Eure Suche nach den Metallstücken ...“

Im nächsten Moment hätte der Senatsabgesandte sich am liebsten auf die Zunge gebissen, so sehr ärgerte er sich darüber, dass er sich hatte hinreißen lassen, zu plaudern. Doch Yard hatte nun mehr erfahren, als er anfangs zu hoffen gewagt hatte. Der Senat kannte offensichtlich die Geschichte der Metalle und wusste von Yards Suche. Auf jeden Fall wollten die Herren von Tharon verhindern, dass er sie fand. Die Frage war nur: woher hatten sie die Informationen?

Yard fand innerlich eine Antwort darauf und sie erschreckte ihn ein wenig. Nur der dunkle Herrscher konnte genügend Wissen darüber besitzen und hatte die Senatoren zu seinen Handlangern gemacht. Damit wurde es für Yard natürlich noch gefährlicher, nach Tharon zu reisen, aber er blieb bei seinem Entschluss. „Ihr habt mir letztendlich doch noch sehr geholfen“, sagte er zu Vendorian und trieb sein Pferd wieder nach vorn an.

Der Abgesandte wurde rot vor Zorn und rief Yard hinterher: „Ich hoffe, dass Ihr mit Eurer wahnwitzigen Idee scheitert.“

Yard kehrte nochmals um und sah dem Mann ernst in dessen Gesicht. „Euer Hochmut wird eines Tages auch Euer Untergang sein“, sagte er zu ihm.

„Euer Vertrauen in Eure sogenannten Freunde, der Eure“, erwiderte Vendorian spitz.

Der junge Mann hörte nicht auf diese Worte und kehrte wieder zu Toren, Gwendon und Lesio zurück. Er erzählte ihnen von seinem Gespräch und was er darin erfahren hatte.

„Ich habe mir so etwas schon gedacht“, bemerkte Toren. „Sie wissen von den Metallen und deren Bedeutung. Marwinar hat das bereits ebenfalls vermutet. Das macht unsere Sache natürlich nicht einfacher. Bleibst du dennoch bei deinem Entschluss?“, fragte er Yard.

„Ja, ich gehe nach Tharon. Es gibt für mich keinen anderen Weg. Ich muss endlich Klarheit erlangen, egal was auf mich zukommt.“

Toren nickte. „So sei es, lassen wir dem Schicksal freien Lauf.“

Geradewegs und mutig ritten die Männer ihrem Ziel weiter entgegen. Am Abend machte der Trupp halt und suchte sich etwas abseits der Straße einen Platz zum Lagern. Die Pferde wurden an einem kleinen Bach getränkt und die Zelte nach tharonischer Art in Reih und Glied aufgeschlagen. Da man am nächsten Tag noch einen anstrengenden Ritt vor sich hatte, wurden die Wachen eingeteilt und man legte sich früh schlafen.

Mitten in der Nacht wurde Yard plötzlich von lauten Rufen und Hufgetrappel geweckt. Irgendetwas war geschehen. Er stürzte aus dem Zelt und blickte sich um. Die Wachen waren in heller Aufregung und riefen alle durcheinander. Sie standen vor dem Zelt, in dem der Gefangene gelegen hatte und deuteten dabei wild gestikulierend in die Dunkelheit.

Als Yard sich ihnen näherte, kam Lesio ihm entgegen. „Vendorian ist geflohen, die Rückwand seines Zeltes wurde zerschnitten und ein Pferd ist von ihm gestohlen worden“, sagte der Unterführer aufgeregt. „Ich werde die verantwortlichen Männer sofort zur Rede stellen und bestrafen lassen.“

„Lasst gut sein“, antwortete Yard. Die Flucht des Gefangenen war natürlich ärgerlich, wenn nicht sogar gefährlich für die Männer. Doch sie war nun nicht mehr rückgängig zu machen, denn in der Dunkelheit war eine Verfolgung beinahe unmöglich. „Wie ist das geschehen?“, fragte er einen der Wachsoldaten.

„Ich kann es mir nicht erklären, Herr“, antwortete der Mann sichtlich verlegen. „Der Gefangene hatte keinerlei scharfe oder spitze Gegenstände bei sich. Ich selbst habe ihn kurz vor der Nachtruhe noch einmal durchsucht. Er muss einen heimlichen Helfer gehabt haben, denn wir glaubten, zwei Pferde zu hören.“

Inzwischen war auch Toren eingetroffen und er bestätigte die Vermutung des Soldaten, nachdem er die Rückwand des Zeltens untersucht hatte. „Die Schnitte sind von außen geführt worden. Vendorian hatte sicher einen Gefährten, der uns die ganze Zeit gefolgt ist und einen passenden Moment abgewartet hat. Ich hätte es bei diesem hinterlistigen Kerl wissen müssen. Unser Lagerplatz eignet sich nämlich durch den kleinen Wald dort vorn hervorragend für ein solches Unternehmen.“ Toren ärgerte sich, das war ihm deutlich anzusehen. Trotzdem wusste auch er, dass sie bis zum Morgengrauen mit der Verfolgung warten mussten, also fügte er sich den Gegebenheiten. „Gebt nicht Euren Männern die Schuld. Ich selbst hätte besser aufpassen sollen“, sagte er zu dem Unterführer.

„Er wird augenblicklich nach Tharon reiten und die Senatoren warnen“, vermutete Yard.

„Ja, und er hat eine halbe Nacht Vorsprung. Außerdem ist er allein schneller als wir“, antwortete Toren.

„Noch können wir umkehren, Yard. Wie lautet deine Entscheidung?“

„Ich bleibe dabei“, antwortete der junge Mann entschlossen. „Wir hätten uns bei unserer Stärke ohnehin nicht länger verbergen können; doch ich überlasse es euch, mir zu folgen oder zurückzureiten.“

„Niemals werden wir Euch im Stich lassen, Herr“, sagte Lesio stolz und sprach damit auch im Namen all seiner Männer. Sie hatten ihre Wahl getroffen und würden Yard weiterhin folgen, egal was geschah. Die Persönlichkeit des jungen Mannes hatte sie alle überzeugt.

„Ich danke euch für das Vertrauen. So lasst uns alles zum Aufbruch vorbereiten, mit dem Morgengrauen reiten wir weiter.“

Der Befehl wurde rasch und mit der den Tharonern eigenen Disziplin umgesetzt. In der letzten Stunde der Nacht befand sich der Zug bereits wieder auf der Straße. Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, kamen sie schließlich in bewohnte Gebiete. Die vormalige Wildnis wurde von kultiviertem Ackerland abgelöst. Die Felder waren in Parzellen abgeteilt und wurden von niedrigen Steinwällen umsäumt. Hier und dort unterbrachen kleine Pinienwäldchen die landwirtschaftlichen Flächen und die Männer genossen die friedliche Landschaft.

Gegen Mittag erreichten sie den Rand eines kleinen Dorfes, das an der Hauptstraße lag. Es bestand aus einer Anzahl von weiß getünchten Hütten, auf denen rote Ziegeldächer saßen. Vor dem Dorf befand sich ein umzäuntes Tiergatter, in dem auch größere Herden Platz fanden, welches jetzt allerdings leer stand. Auch das Dorf selbst schien verlassen zu sein, denn als der Trupp einritt ließ sich keiner der Bewohner blicken.

In der Mitte des Dorfplatzes lag ein Brunnen. Hier machten die Männer halt, tränkten ihre Pferde und füllten die eigenen Flaschen auf. Noch immer war kein Mensch zu sehen und die Fenster und Türen der Hütten blieben verschlossen.

„Seltsam, ich kenne dieses Dorf. Es ist normalerweise recht belebt“, sagte Lesio zu Toren und Yard. „Die Bewohner scheinen es alle verlassen zu haben. Ich werde die Hütten durchsuchen lassen.“

Gerade wollte der Unterführer das Gesagte umsetzen, als sich eine der lichtblauen Türen einen Spalt weit öffnete und ein älterer Mann heraustrat. Unsicher blickte er sich zu zwei weiteren Männern um, die ihn mit aufmunternden Handzeichen zum Weitergehen aufforderten, dann aber selbst wieder in der Tür verschwanden.

Der alte Mann stand nun allein vor der Hütte und blickte scheu zu Boden. Seine Kleider bestanden aus zerschlissem Leinentuch und in der Hand hielt er eine Art Strohhut, den er krampfhaft festhielt. Seine Füße waren nackt und bewegten sich nur langsam auf die Soldaten zu. Als er nahe genug herangekommen war, blickte er auf und schien vollkommen ratlos zu sein. Offenbar wusste er nicht genau, welchen der Männer er ansprechen sollte.

Toren dauerte der Anblick dieses völlig verängstigten Mannes und er sprach ihn seinerseits an. „Tretet ruhig näher und sprecht offen, wir werden Euch nichts antun.“

„Herr“, begann der Alte mit zitteriger Stimme, „ich möchte nicht ungebührlich erscheinen, aber bei uns ist nichts mehr zu holen. Wir sind sehr arm und besitzen nichts mehr zum Bezahlen.“

„Wir haben auch nicht vor, euch irgendetwas zu nehmen“, antwortete Toren verwundert. „Was ist hier geschehen?“

Der alte Mann wusste zunächst nicht, was er antworten sollte. Doch dann nahm er all seinen Mut zusammen und fing an zu erzählen: „Vor zwei Tagen kamen die roten Milane und nahmen all unsere Tiere und das Wintergetreide mit sich. Es wären die nicht gezahlten Steuern, sagten sie. Wir haben gebettelt und gebeten uns etwas zurückzulassen, doch sie nahmen alles mit. Unsere Kinder haben seitdem nichts mehr gegessen und auch wir haben gehungert. Bitte lasst uns in Frieden, wir haben auch für Gäste nichts mehr.“

„Wer sind die roten Milane?“, fragte Toren, sich zu Lesio wendend.

„Eine Schutzgarde des Senates“, antwortete der Unterführer wütend. „Sie erledigen jedoch auch deren Drecksarbeit, wie Ihr seht. Ihr Name rührt von den roten Umhängen und Masken her, die sie tragen. Niemand soll sie erkennen.“

„Verständlich“, bemerkte Toren sarkastisch. „Wie ist Euer Name?“, fragte er nun den alten Mann wieder.

„Ersephas, Herr“, antwortete der Gefragte jetzt schon deutlich mutiger. „Ich bin der Vorsteher dieses Dorfes.“

„Gut, Ersephas. Sagt mir, wie lange geht das schon mit diesen roten Milanen? Wie lange rauben sie euch schon aus?“

„Schon seit Jahren Herr, wenn ich das so sagen darf. Aber in der letzten Zeit ist es besonders schlimm geworden ...“ Der alte Mann geriet ins Stocken und Tränen liefen ihm im Gesicht herunter. „Früher ..., früher war alles anders. Da waren wir glücklich und hatten

unser Auskommen. Wir bauten so viel an, dass wir damit auf den Markt von Tharon gehen konnten. Damit haben wir die Menschen versorgt und auch für uns war genügend übrig. Doch das war wie gesagt früher.“

„Was meint Ihr damit?“, fragte Toren interessiert.

Ersephas schwieg für einen Moment und blickte die Soldaten skeptisch an. Doch er sah keine Feindseligkeit in deren Augen, also sprach er offen. „Ich meine, als der Kaiser noch auf dem Thron von Tharon saß.“

Toren lächelte, denn er hatte gehofft, so etwas zu hören. Möglicherweise gab es noch viel mehr Menschen, die so dachten. Der tharonische Senat machte sie sich mit seiner Politik zu Feinden und irgendwann würde die Saat der Unterdrückung aufgehen. Vielleicht warteten sie schon lange auf ein Zeichen und das würde Yards Sache nur dienen. „Was würdet Ihr sagen, wenn ich Euch erzählte, dass es möglicherweise einen Mann gibt, der das Anrecht auf den Thron besitzt und ihn zurückverlangt?“, fragte er den alten Mann im verschwörerischen Ton.

Ersephas Augen leuchteten für einen Moment, doch dann blickte er wieder hoffnungslos zu Boden. „Wer sollte das sein?“, fragte er tonlos. „Der letzte Kaiser ist ... gestorben, und alle seine möglichen Nachfolger mit ihm. Ich selbst habe noch unter Andoran Tauris gedient und seinen Tod und den seiner ganzen Familie miterlebt.“

„Ihr irrt Euch in diesem Punkt“, beharrte Toren. „Es hat einer überlebt und seine Zeit ist nun gekommen. Doch bevor wir weiter darüber sprechen, holt die Bewohner Eures Dorfes zusammen und wir wollen sehen, was wir für die Hungernden tun können.“

Ersephas Gesicht begann vor Freude zu strahlen und er lief sofort los, um seine Leute aus den Hütten zu holen. Er klopfte an allen Türen und berichtete von den Neuigkeiten. Erst zögerlich und dann in immer größeren Gruppen kamen Männer, Frauen und Kinder aus ihren Häusern. Sie alle sahen ziemlich zerlumpt und bedauernswert aus und blickten die Reiter ängstlich und scheu an.

Yard, Toren und Lesio wiesen ihre Männer an, die überschüssigen Vorräte aus dem mitgeführten Materialwagen zu holen und sie unter den Dorfbewohnern zu verteilen. Die hungrigen Menschen stürzten sich regelrecht auf die Nahrungsmittel und aßen sich zunächst erst einmal satt. Unter vielem Jubel und Lob bedankten sie sich bei den Soldaten und teilten die restlichen Vorräte, vor allem Brot und geräucherten Schinken, untereinander auf. Die Rationen würden sogar noch einige Tage reichen und so waren die Menschen von ihrer größten Not befreit.

Mit Tränen in den Augen trat Ersephas mit seiner Familie nun vor die Anführer ihrer Wohltäter hin und schüttelte ihnen dankbar die Hände. „Wenn wir nur wüssten, wie wir euch das vergelten könnten“, sagte er gerührt und beinahe beschämt.

„Es gibt etwas, das ihr alle tun könnt“, antwortete Toren.

„Sagt was es ist, und wir werden es sofort ausführen.“

„Habt Ihr Verbindungen zu den anderen Dörfern dieser Gegend?“

„Oh ja, wir Dorfältesten kommen bei ungewöhnlichen Ereignissen zusammen und halten einen Rat ab. Doch ich befürchte, dass es den anderen Dörfern ähnlich wie uns ergangen ist.“

„Nun, so geht zu ihnen und berichtet, was ihr hier gehört habt. Versucht so viele Menschen zu erreichen, wie möglich. Sagt ihnen, dass es wieder einen Kaiser gibt und er ihre Hilfe braucht. Doch seid klug und wendet keine Gewalt an. Wenn ihr nach Tharon geht, so zieht friedlich doch bestimmt dort ein. Das ist es, worum wir Euch bitten.“

Die Worte Torens waren Balsam für die Ohren der Menschen. Tatsächlich hatten sie schon lange auf eine solche Gelegenheit gewartet und jetzt sollte der ersehnte Moment gekommen sein. Zu lange waren sie gedemütigt worden, jetzt wollten sie sich endlich gegen das Joch erheben.

„Wir werden nach Tharon kommen“, versprach Ersephas stolz.

Toren nickte und schüttelte ihm zum Abschied nochmals die Hand. Dann ließ Lesio die Männer aufsitzen und gab das Zeichen zum Aufbruch. Die Menschen des Dorfes winkten ihnen hinterher, bis auch der letzte Reiter das Dorf verlassen hatte.

Wieder auf der Straße, ritten Yard und seine Begleiter lange schweigend nebeneinander her. Vor allem Lesio machte ein sehr nachdenkliches Gesicht und grübelte offensichtlich über einige Dinge.

Toren bemerkte das und sprach den Unterführer lächelnd an: „Ihr scheint mir sehr nachdenklich geworden zu sein“, sagte er zu ihm.

Lesio schreckte aus seinen Gedanken auf und blickte seinen Nebenmann etwas verunsichert an. „Darf ich offen mit Euch sprechen?“, fragte er.

„Natürlich, redet frei heraus.“

„Ich denke die ganze Zeit über Eure Bitte an die Dorfbewohner nach. Ich muss zugeben, dass ich sie nicht ganz verstanden habe. Was bezweckt Ihr damit?“

Toren schmunzelte und sah zu Yard herüber, der ebenfalls geschwiegen hatte, aber durchaus mit den Gedanken seines Freundes vertraut war. „Willst du es ihm erklären?“

Yard nickte und wandte sich dann an den jungen Unterführer: „Toren hat eigentlich nichts anderes getan, als den Stein ins Rollen zu bringen, der schon lange am Abhang gelegen hat. Ihr habt selbst gesehen, in welchem Zustand diese Menschen waren. Es fiel also nicht schwer, sie auf unsere Seite zu ziehen. Wenn wir Erfolg haben wollen, brauchen wir die Hilfe des Volkes und der rechte Augenblick scheint dazu gekommen zu sein.“

„Verzeiht mir Herr, aber das kann sehr gefährlich werden“, warf Lesio ein. „Wenn die Leute in ihrer Wut unbedacht handeln, könnte sich ihnen die Armee entgegenstellen und es gäbe ein furchtbares Blutvergießen.“

„Ich glaube nicht, dass die Soldaten sich gegen ihr eigenes Volk stellen“, antwortete Yard. „Wir müssen dafür sorgen, dass es nicht dazu kommt. Ich selbst werde mich in Tharon dem Volk zeigen und wenn die Menschen mir folgen, wird keine Macht sie aufhalten können. Glaubt mir, ich möchte das Leben keines einzigen Menschen gefährden, aber welche Wahl gibt es denn? Früher oder später wird die dunkle Armee in dieses Land eindringen und alles vernichten, was sie vorfindet. Wir befinden uns leider in solchen Zeiten, in denen es heißt, sich entweder gegen alle Feinde zu erheben, oder geschlagen und verloren zu sein. Ihr hättet

sehen müssen, was diese Bestien mit dem Land, in dem ich aufgewachsen bin, gemacht haben. Sie zerstörten alle Städte und Dörfer, töteten die Menschen, gleich welchen Alters, verbrannten die Erde und versklavten die Überlebenden. Nein, es bleibt uns allen leider keine andere Möglichkeit, als jetzt alles zu riskieren.“

Lesio war von Yards Worten sehr beeindruckt und dachte eine Weile darüber nach. Dann sah er wieder auf und sagte: „Verzeiht mir, dass ich es wagte, Eure Entscheidungen anzuzweifeln. Ich werde mich in Zukunft in solchen Dingen zurückhalten.“

Toren legte dem Unterführer seine Hand auf die Schulter und lächelte. „Entschuldigt Euch nicht dafür, dass Ihr einen klaren Verstand und ein gutes Herz besitzt. Es ist niemals verwerflich, die Meinung anderer zu prüfen und skeptisch zu sein. Bleibt so wie Ihr seid.“

Dieses Lob machte Lesio sichtlich stolz und er beabsichtigte, Torens Worte zu beherzigen. Nun ritten sie wieder frohen Mutes weiter und folgten dem Verlauf der Straße, die sich allmählich immer weiter vom nahen Meer entfernte. Die Landschaft veränderte sich zusehends und aus der vormals flachen Ebene wurde ein Gebiet aus sanft ansteigenden Hügelketten, das von dichten Wäldern bewachsen war. Die Luft roch nun nicht mehr salzig, sondern war voller Kräuterduft. Der Reitertrupp kam nun oft durch Täler, in deren Sohlen man nicht ersehen konnte, was einem in den nächsten Meilen erwartete.

„Wenn ich mich noch recht erinnere, gelangen wir bald in die Nähe einer Garnison“, vermutete Toren.

„Ja, der Ort Nessias liegt hinter diesen Hügeln“, bestätigte Lesio. „Wenn wir weiterreiten, erreichen wir ihn in etwa einer Stunde.“

„Wie stark ist die Besatzung dort?“, wollte Yard wissen.

„Die zehnte Armee liegt in Nessias. Sie soll das Umland von Tharon schützen und ist in voller Stärke vorhanden,“ antwortete der Unterführer.

„Also über siebentausend Mann“, bemerkte Toren nachdenklich. „Es wäre vielleicht ratsam, einen unauffälligen Spähtrupp vorzuschicken und die Lage erkunden zu lassen.“

Dieser Vorschlag sollte gerade in die Tat umgesetzt werden, als ein zweiter Reitertrupp ihnen von den Hügeln entgegenkam und bei ihrem Erblicken sofort Halt machte. Wie stark dieser Trupp war konnte man nicht genau erkennen, da sich ein Großteil der schwerbewaffneten Soldaten noch hinter der Bergkuppe verbarg.

Beide Gruppen standen sich für einen Augenblick reglos gegenüber; wie Feinde, die sich plötzlich begegneten. Doch dann ritten sie langsam aufeinander zu.

Das Gesicht des Anführers der anderen Gruppe war angespannt und er wirkte sehr nervös. Offenbar beruhigte ihn die Tatsache, ebenfalls tharonische Soldaten vor sich zu haben, nicht sonderlich. Nach dem üblichen Gruß sprach er die Männer an der Spitze von Yards Trupp an: „Zu welcher Einheit gehört ihr und was ist euer Ziel?“

Lesio blickte Toren und Yard fragend an. Beide Männer nickten und überließen ihm die Antwort. „Wir sind Teil der dritten Armee und kommen aus Tarr, dem Land der Alven, an dessen Grenzen wir gelegen

haben. Unerwartete Ereignisse haben uns gezwungen, unseren Auftrag dort zu beenden und nach Tharon zurückzukehren.“

Das Gesicht des anderen Anführers erhellte sich plötzlich und sein Ton wurde weitaus freundlicher. „So seid ihr die Erwarteten? Das ist endlich einmal eine gute Nachricht, denn wir haben schon nicht mehr mit eurer Ankunft gerechnet.“

Die Gesichter der Angesprochenen machten wohl einen zu verblüfften Eindruck, denn der Mann fing bei ihrem Anblick an zu lächeln. „Ich weiß, dass ihr sehr verwundert sein müsst, aber ich kann euch alles erklären.“

„Woher wisst Ihr von uns?“, fragte Lesio verwundert. „Vor zwei Tagen kam ein Bote aus Markestiana nach Nessias und brachte neben seinen wirklich schlechten Nachrichten noch einen Gruß vom General Tiemonas mit, dem er unterwegs begegnet war. Ihr könnt euch sicher vorstellen, dass seine Geschichte zunächst auf Unglauben stieß. Doch der Mann konnte alle Zweifel beiseite räumen und bat um schnelle Hilfe.“

„Es handelt sich also um jenen Boten, der auch im Kriegslager von Tarr erschienen war. Er ist also nicht nach Markestiana zurückgeritten, sondern kam bis hierher?“, bemerkte Toren.

„Richtig“, bestätigte der Anführer der anderen Gruppe. „Seitdem ist eine Menge geschehen. Es wurden Boten nach Tharon ausgesandt, die von der Bedrohung durch die Feinde berichten und entsprechende Befehle abwarten sollten. Doch stattdessen erhielten sie ein sofortiges Dekret des Senates, nach dem die Nachrichten zu ignorieren und der Bote sofort zu töten sei. Niemand sollte davon erfahren und die

Offiziere hätten absolutes Stillschweigen darüber zu wahren. Unser General empörte sich über diesen Befehl und verweigerte ihn. In der Nacht darauf erfolgte ein hinterhältiger Angriff durch die roten Milane, der aber zum Glück vereitelt werden konnte. Die Männer der Garde wurden alle überwältigt und gefangengenommen. Ich befürchte nun, dass wir am Rande eines Bürgerkrieges stehen und das erklärt euch sicher unsere anfängliche Vorsicht euch gegenüber. Es ist niemandem mehr zu trauen.“

Der Bericht des Anführers wurde allgemein mit großer Bestürzung aufgenommen und die Nachrichten machten schnell die Runde unter Lesios Männern.

„Es ist nicht zu fassen“, sagte Yard wütend. „Sie können oder wollen einfach nicht begreifen, was hier geschieht. Die Senatoren sind dermaßen geblendet, dass sie ihr eigenes Volk zur Schlachtbank führen. Wir sind nicht einen Augenblick zu früh gekommen.“

Der Anführer der anderen Reiter wurde auf Yard aufmerksam und betrachtete ihn eingehend. „Ist dieser Mann derjenige, den wir erwartet haben?“, fragte er Lesio

Doch Yard antwortete stattdessen lächelnd: „Ja, ich bin es. Doch wir sollten unterwegs darüber sprechen und uns jetzt auf den Weg machen, wenn Ihr erlaubt.“

Der Angesprochene nickte verwundert über die Einfachheit und Gradlinigkeit Yards. Nach den Berichten des Boten hatten die Soldaten von Nessias eine strahlende Figur mit Krone und Zepter erwartet, die vor Erhabenheit nur so strotzte; nicht einen normal wirkenden jungen Mann, der wie unter Seinesgleichen ritt.

„Ihr habt uns noch nicht Euren Namen genannt“, sprach Yard ihn wiederum an.

„Artias, Herr. Ihr müsst meine Verblüfftheit entschuldigen, die ich Euch gegenüber anfangs zeigte, denn ...“
„Ich weiß, was Ihr meint“, unterbrach der junge Mann ihn. „Ihr seid Hochmut und Arroganz von den Herren Tharons gewohnt, denn die Senatoren umgeben sich mit Prunk und ihre Geltungssucht kennt keine Grenzen. Doch ich bin nicht so. Ich wusste viele Jahre nichts von meiner Herkunft und lebte in einfachsten Verhältnissen, das prägt einen Menschen.“

Artias Verwunderung verwandelte sich nun in Wohlgefallen, das er dem jungen Mann gegenüber verspürte. Er begann zu begreifen, weshalb Yard auf Anhieb so viele Männer folgten.

Der ganze Tross setzte sich wieder in Bewegung; verstärkt durch die rund zweihundert Mann die der tharonische Offizier anführte. Während des Rittes berichtete er seinen neuen Gefährten die Ereignisse der letzten Tage noch etwas genauer. Nach seinen Worten standen alle Soldaten der zehnten Armee fest hinter ihrem General der Optian hieß. Außerdem vermutete Artias, dass es in den anderen Garnisonen rund um Tharon ähnlich aussehen mochte, wenn es zum Äußersten kommen sollte. „Der Rat der General ist eine starke Institution“, erklärte er. „Der Senat sieht das natürlich nicht gern, wagt es aber nicht, offen dagegen vorzugehen. Ihr Versuch, uns mit ihrer Garde zu überwältigen, dürfte ihnen große Schwierigkeiten einbringen.“

„Nach allem was ich zu hören bekommen habe, wird das in der Tat so sein“, antwortete Yard. Seine Zuversicht, die Armee geschlossen hinter sich zu bekommen, steigerte sich mit Artias Worten. Es war offensichtlich, dass die Soldaten sehr unzufrieden mit

ihrem Senat waren. Vielleicht war ja der Angriff der roten Milane jener Tropfen gewesen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Dennoch wollte Yard nicht allzu optimistisch sein, denn noch war die Schlacht nicht geschlagen.

Zunächst gelangten er und seine Begleiter in die Garnisonsstadt Nessias, wo er weitere Überzeugungsarbeit leisten musste. Die genannte Stadt glich eher einer Burg und besaß die typische Form von tharonischen Festen. Die rechteckigen Außenmauern stiegen steil an und bekamen im oberen Drittel einen Überhang. Somit war es für einen eventuellen Angreifer beinahe unmöglich, Sturmleitern an die Mauern anzulegen. An jeder der vier Ecken stand ein trutziger Wachturm, dessen glatte Außenwand nahtlos mit den übrigen Mauern verschmolz. Lediglich auf der Nord- und Südseite befanden sich jeweils ein Haupt- und ein Ausfalltor, die im Notfall durch absenkbare Eisengitter verstärkt werden konnten.

Es war also fast unmöglich, eine solche Garnison einzunehmen. Bei entsprechender Verpflegung konnten die Insassen der Festung lange widerstehen und waren dann wie Inseln in einem feindlichen Meer. Zudem verfügte jede der in der Nähe von Tharon liegenden Burgen über geheime, unterirdische Gänge, die meilenweit in das Landesinnere reichten und den Bewohnern die Flucht ermöglichten.

Der Einritt durch das nördliche Tor führte die Reiter­schar an langgezogenen, stets baugleichen Gebäuden vorüber, welche die Hauptstraße flankierten und nur gelegentlich von einigen Abzweigungen unterbrochen wurden. Vor den Wohnhäusern befanden sich zumeist kleine Gärten, in denen Getreide und Gemüse

angebaut wurde; obwohl hier und da auch einige Zierpflanzen standen, die wohl das ansonsten eher nüchterne Erscheinungsbild der Garnison auflockern sollten.

Trotz allem war dies hier eindeutig ein militärisch zweckmäßiger Ort und eher streng als wohnlich eingerichtet. Am Ende der Hauptstraße lag ein größerer Platz, auf dem sich eine beträchtliche Anzahl von Menschen versammelt hatte und den ankommenden Reitern entgegensah.

Inmitten der Menge konnten die Männer den sich durch seine Erscheinung deutlich abhebenden Garnisonsführer erkennen. Der verhältnismäßig junge Mann besaß eine auffällig schlanke und hochgewachsene Figur, die durch seinen roten hohen Helmbusch noch unterstrichen wurde. Der General begrüßte die Neuankömmlinge freundlich und blickte sich dann fragend unter den Reitern um. Offensichtlich war er auf der Suche nach einer majestätisch wirkenden Person, die sich irgendwie von den anderen Männern unterschied.

Erst der Bote aus Markestiana, der sich ebenfalls in der Menge befand, konnte ihm heimlich anzeigen, um wem es sich bei dem Gesuchten handelte.

Optian ging auf Yard zu und betrachtete ihn eingehend. Das also sollte der Sohn des letzten Kaisers sein. Der General erinnerte sich, wie er als kleiner Junge einmal den Kaiser gesehen hatte. Es war ein unvergessliches Ereignis für ihn gewesen und das Gesicht des gütigen Herrschers hatte sich ihm eingeprägt. Der junge Mann vor ihm trug in der Tat die gleichen Züge, das war unverkennbar. Dennoch verspürte er in diesem

Moment ein unangenehmes Gefühl, dass in ihm aufstieg und dessen Grund nur ihm allein bekannt war. Schon wollte Optian sich verbeugen, doch Yard gebot ihm Einhalt. „Erweist mir bitte keine Ehre, die ich nicht verdiene“, sagte er zu dem General „Wir sollten uns auf das Wesentliche konzentrieren und miteinander sprechen.“ Damit hatte Yard Recht. Es bedurfte vieler Erklärungen, bis alle Anwesenden über die Umstände dieses ungewöhnlichen Treffens aufgeklärt waren.

Da es mittlerweile schon später Nachmittag geworden war, bekamen die Reiter ihre Unterkünfte zugeteilt und Optian bot Yard und seinen Gefährten das gemeinsame Abendmahl an. „Bei dieser Gelegenheit können wir noch alles Weitere besprechen. Ich muss zugeben, dass ich noch viele Fragen an Euch habe“, sagte der General zu den Männern, während er sie in die Offiziersunterkunft führte.

Das Gebäude war mehrstöckig und besaß im unteren Teil einen großen Saal in dem die Offiziere gewöhnlich speisten. Der Saal war von Säulen gestützt und wurde von mehreren von der Decke hängenden Feuerschalen erleuchtet und gewärmt. Er besaß wirklich eine beachtliche Größe und bat sicher einigen hundert Menschen Platz. Hier wurden die Männer hineingeführt und an einen langen Tisch geleitet. Außer ihnen befand sich jetzt niemand in dem Saal.

Optian entschuldigte sich für einen Moment, wobei er ziemlich nervös wirkte, und verließ die Männer dann. Jetzt fanden sich nur noch Yard, Toren, Lesio und Gwendon in dem großen Raum wieder.

Vor allem der Hochländer machte ein beunruhigtes Gesicht. Er hatte in den letzten Tagen sehr wenig

gesprachen und alle Verhandlungen Yard und Toren überlassen. Doch jetzt konnte er nicht mehr an sich halten und stand besorgt von dem Tisch auf. „Irgendetwas stimmt hier nicht“, bemerkte er sich umblickend. „Es scheint mir alles zu einfach gegangen zu sein. Der General macht mir trotz seiner Freundlichkeit einen aufgeregten Eindruck und die Tatsache, dass wir uns nun allein in diesem Saal befinden, gefällt mir auch nicht.“

Auch seine Gefährten wurden nun unruhig. Optian war schon eine geraume Weile fort, was ansonsten nicht zu den Gewohnheiten der tharonischen Gastlichkeit gehörte; zumal es sich um so wichtige Gäste handelte.

Doch im nächsten Moment überschlugen sich die Ereignisse. Plötzlich sahen sich die Freunde einer großen Anzahl von rotmaskierten Männern gegenüber, die durch die Saaltür hereindrangen und sie mit Waffen bedrohten. Auch durch die zweite Tür am hinteren Ende des Saals kam eine ebenso große Gruppe auf sie zu und schnitt ihnen somit einen möglichen Rückzugsweg ab.

„Verrat“, schrie Toren und zog sein Schwert. Doch er musste bald einsehen, dass die Übermacht der Gegner diesmal zu groß war. Er ließ seine Waffe also wieder sinken und trat neben seine Freunde die dichtgedrängt beieinanderstanden. Die Speere und Schwerter der Maskierten kamen stetig näher und hatten die vier Männer bald eingekreist.

Sie wurden aufgefordert, sich zu ergeben und die Waffen fallen zu lassen. Da es keine Möglichkeit zum Widerstand oder zur Flucht mehr gab, kamen die Gefährten der Aufforderung auch nach.

Nachdem sie dermaßen entwaffnet und bewacht waren, getraute sich der Urheber dieser Aktion in den Saal. Es handelte sich um keinen Geringeren als Vendorian, der ihnen mit höhnischem Lachen entgegenkam und sie ansprach: „Sieh da, sieh da. So schnell sehen wir uns wieder, und diesmal unter umgekehrten Vorzeichen.“ Er trat dicht vor Yards Gesicht und grinste weiter. „Dein Plan hat leider nicht funktioniert, Bauernbengel. Ich habe dir doch gesagt, dass du es niemals schaffen wirst. Du hast eben den falschen Männern vertraut und nur dein Wahnwitz ist noch größer als deine Dummheit.“

Als nächsten blickte er Toren an. „Und Ihr, alter Narr. Habt wohl geglaubt, Ihr könntet noch einmal eine Armee befehligen? Doch der traurige Haufen der euch begleitete, wird in diesem Moment ebenso festgenommen wie ihr alle. Der Rest des kleinen Aufstandes, den ihr angestiftet habt, wird mit geeigneten Mitteln unterdrückt werden. Ihr seid gänzlich gescheitert. Aber habt keine Sorge“, fuhr er zynisch fort, „ihr werdet dennoch nach Tharon gelangen – nämlich als meine Gefangenen.“

Vendorian blickte die Männer siegessicher an, dann wandte er sich erneut mit sarkastischer Stimme an Yard. „Ich werde Euch persönlich vor den Senat bringen, Eure Hoheit.“ Wieder lachte er laut auf und gab den Gardisten dann den Befehl, die Gefangenen abzuführen und sicher unterzubringen. „Aber sperrt sie in einen separaten Raum, sie dürfen mit den anderen Männern in keinen Kontakt treten. Ihr seid mir persönlich für sie verantwortlich und haftet deshalb mit euren Köpfen.“

Der Anführer der roten Milane nickte und die vier Männer wurden in einen leeren und fensterlosen Raum gebracht. Die stabile Holztür schloss sich hinter ihnen und somit saßen sie in der Dunkelheit.

„Dieser Vendorian wird mir langsam ein wenig zuwider“, bemerkte Gwendon sarkastisch, während er sich in der Finsternis einen halbwegs bequemen Platz suchte.

„Ich könnte dieser Schlange den Hals umdrehen“, antwortete Toren. „Und mir selbst auch“, fügte er hinzu. „Ich bin einfach zu unvorsichtig geworden. Wir haben uns wie kleine Kinder überwältigen lassen.“

„Mach dir keine Vorwürfe“, beruhigte Yard ihn. „Wir alle haben uns blenden lassen. Dabei war die Geschichte, die Artias uns erzählte doch einfach zu glaubwürdig, denn der Bote aus Markestiana war ja tatsächlich hier. Ich kann selbst jetzt noch nicht an einen wirklichen Verrat glauben. Vielleicht wurden diese Männer auf irgendeine Weise dazu gezwungen.“

Wie zur Bestätigung Yards Worte, öffnete sich plötzlich noch einmal die Tür und ein weiterer Gefangener wurde hineingestoßen. Im kurzzeitigen Lichtschein erkannten die Männer, dass es sich um Artias handelte.

Lesio sprang bei dessen Anblick wütend auf und rief: „Verräter, welche List hat dich zu uns geführt?“

Er wollte sich trotz der Finsternis auf den anderen Unterführer stürzen, doch Yard hielt ihn zurück. „Wartet, vielleicht kann er sich erklären.“

„Vielleicht will er uns aber auch nur aushorchen, ich traue ihm nicht“, antwortete Lesio.

„Ich weiß, wie ich auf euch alle wirken muss“, sagte Artias nun gepresst, während er sich niedersetzte und sein Gesicht in die Hände vergrub. „Doch ich bin kein Verräter an euch. Alles was ich euch sagte, stimmt. Auch mein General Optian hat euch nicht verraten, jedenfalls nicht willentlich. Er wurde dazu gezwungen, das hat er mir gebeichtet nachdem ihr festgenommen wurdet. Die roten Milane haben auf Anweisung Vendorians seine Familie, die in Tharon lebt, in ihre Gewalt gebracht. Sie haben ihm gesagt, dass er seine Frau und die Kinder niemals wiedersieht, wenn er sich nicht fügen würde. Nur das allein ist der Grund für eure Lage. Optian musste wohl oder übel gehorchen, denn die Milane sind für ihre Grausamkeit bekannt. Das beeinflusst einen Mann und Vater sicher in seinen Entscheidungen. Bitte verzeiht ihm und mir.“

„Was macht Ihr dann hier?“, fragte Toren ihn mit ruhiger Stimme, denn er konnte die verzweifelte Lage der Männer verstehen.

„Ich habe mich ihren Anordnungen widersetzt, denn ich habe keine Angehörigen mit denen sie mich erpressen können. Aus diesem Grund haben sie mich und auch meine Männer die mit uns ritten, ebenfalls eingesperrt.“

„Und was ist mit dem Rest der Besatzung dieser Garnison?“

„Sie sind wütend, getrauen sich jedoch aus Rücksicht auf den General nicht, etwas gegen die Gardisten zu unternehmen.“

„Diesmal scheinen sie uns überlegen zu sein“, sagte Yard nachdenklich. „Doch noch haben sie uns nicht besiegt. Ihr habt gehört, dass Vendorian uns morgen

vor den Senat bringen will, also warten wir ab, was der nächste Tag uns besorgt.“

„Ein weiteres Mal in fremder Hand“, bemerkte Gwendon, wobei er, für seine Freunde unsichtbar, lächelte. Zu oft schon hatten sie sich in ähnlichen Situationen befunden, als dass die Gefährten jetzt allzu besorgt gewesen wären. Noch immer war am Ende alles gut für sie ausgegangen und darauf verließen sie sich auch jetzt. Diese Gelassenheit führte schließlich dazu, dass sie es sich so bequem wie möglich machten und sogar einschliefen ...

Die weiße Stadt

Am frühen Morgen wurden die Männer durch das Geräusch der aufgerissenen Tür geweckt. Mehrere der maskierten Soldaten drangen in den Raum hinein und zogen die Gefangenen unsanft in die Höhe. Die Hände wurden ihnen zusammengebunden und man legte kurze Ketten an ihre Unterschenkel, so dass sie nur kleine Schritte machen konnten. Dermaßen gefesselt wurden sie nach draußen geführt.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen und in der Dämmerung konnten sie nur undeutlich die Umrisse von etwa zweihundert Maskierten erkennen. Die Gefangenen wurden auf Pferde gesetzt, wobei man ihnen kurzzeitig die Fußfesseln löste, um sie dann unter den Bäuchen der Tiere wieder zu verschließen. Dann wurden Yard und seine Freunde getrennt und jeweils zwischen zwei Reiter gesetzt, so dass sie nicht miteinander reden konnten.

Vendorian legte scheinbar Wert darauf, dass Yard in seiner Nähe, nämlich vorn an der Spitze des Zuges ritt. Das ausgeprägte Kinn des Mannes reckte sich vor Stolz über seinen Fang und sein Gesicht bekam den ihm eigenen, überheblichen Ausdruck. Bevor er das Zeichen für den Aufbruch gab, wandte er sich nochmals an Optian, der dem ganzen Schauspiel mit seinen Männern zähneknirschend zusehen musste. „Denkt daran, was ich Euch gesagt habe“, sprach Vendorian den General warnend an. „Versucht nicht, etwas hinter meinem Rücken zu unternehmen. Ich glaube jedoch, dass die Argumente, die ich Euch nannte ausreichen, um Euch zur Vernunft zu bringen. Die Männer die mit Eurem Unterführer ritten, könnt Ihr nachher freigeben. Doch achtet mir auf sie, Ihr seid mir für alles

verantwortlich. Wer für eine Unachtsamkeit von Eurer Seite zu büßen hat, wisst Ihr ja. Auf dann.“

Optian nickte mit verbissenem Gesichtsausdruck. Es war ihm deutlich anzusehen, dass er seinem Gegenüber am liebsten an die Kehle gesprungen wäre. Doch das schien Vendorian nicht sonderlich zu stören. Nein, er genoss es förmlich. Viele Männer hassten ihn, das war ihm durchaus bewusst. Aber sie konnten ihm nichts anhaben, denn er war im Besitz der Macht der Mitläufer, die sich unentbehrlich gemacht hatten, und diesen Triumph kostete er stets voll aus. „Ein herrliches Gefühl“, dachte Vendorian und atmete tief ein. Dann hob er den Arm zum Zeichen des Aufbruchs.

Die Reiterschar setzte sich in Bewegung und zog aus dem Südtor der Garnisonsstadt hinaus. Auf der Straße angelangt, legten die Reiter eine schärfere Gangart ein, denn man wollte gegen Mittag die Außenbezirke von Tharon erreichen. Das war für die Gefangenen natürlich sehr unangenehm, da sie sich nicht richtig festhalten konnten und ordentlich durchgeschüttelt wurden. Auch Yard hatte Mühe, sich halbwegs richtig im Sattel zu halten. Einige Male drohte er abzurutschen und wurde dann von seinen Begleitern wieder unsanft aufgerichtet.

Vendorian ritt öfter neben ihm her und grinste verschlagen. Zum Glück verlangsamte sich das Tempo nach einer Weile und die Gefangenen konnten sich von dem für sie sehr anstrengenden Ritt ein wenig ausruhen. Zudem bekamen sie Gelegenheit sich die Gegend anzusehen, was vor allem für Yard sehr interessant war, sah er doch zum ersten Mal seine wirkliche Heimat.

Die Hügel stiegen nun schon bedeutend sanfter an und in einiger Entfernung zeichnete sich die Nähe eines größeren Tals ab. Die Straße wurde belebter und immer öfter begegneten die Reiter einzelnen Bauern oder Händlern, die jedoch nur scheu zu ihnen aufblickten und dann schnell weiterzogen. Ab und zu kamen sie an Häusern vorbei, die allerdings einen heruntergekommenen Eindruck machten und verlassen zu sein schienen.

Später passierten sie aber auch bewohnte Höfe, auf deren Feldern rechts und links der Straße viele Menschen arbeiteten. Sie blickten alle nur kurz auf und gingen dann wieder ihrer Arbeit nach. Yard erklärte sich dieses Verhalten mit der Angst der Leute vor den maskierten Gardisten und er hatte recht mit seinen Vermutungen. Die roten Milane waren überall in dieser Gegend gefürchtet und verhasst. So hatte der junge Mann sich die letzte Etappe seiner Reise nach Tharon sicher nicht vorgestellt, dennoch blickte er ohne große Furcht auf das, was noch vor ihm liegen mochte.

Die Straße zog sich nochmals über einen weiteren Berg und wurde dahinter erkennbar abschüssig. Vendorian gesellte sich wieder an Yards Seite und deutete nach vorn. „Hinter diesem Hügel liegt das Ziel unseres Ritts. Ihr werdet endlich nach Hause kommen, freut Ihr Euch darauf?“, fragte er hämisch.

Yard blickte ihn ernst an. „Ja, ich komme nach Hause und Euch wird das noch leidtun.“

„Ich bin tief verängstigt“, erwiderte Vendorian mit gespielter Betroffenheit. Dann ließ er Yard jedoch in Ruhe und ritt wieder an die Spitze des Zuges. Kurz darauf erreichten die Reiter endlich den Grat des

Hügels und befanden sich somit oberhalb des Tales, in dem Tharon lag.

Der Anblick war wirklich phantastisch und verschlug Yard den Atem. Die bereits hochstehende Sonne beschien einen silbern glitzernden, sich durch das weite Tal schlängelnden Fluss, der die große Stadt wie eine Insel umspülte. Yard hatte sich oft auszumalen versucht, wie Tharon wohl aussehen mochte; doch was er nun sah, hätte er sich in seinen kühnsten Träumen nicht erdacht. Wie ein riesiger, weißer Edelstein lag diese gewaltige Ansammlung von Gebäuden, Türmen, Plätzen und Schutzmauern unter ihm. Etliche Brücken überspannten den Iheas, jenen Fluss, der in den Gebirgen weit im Osten entsprang und der ein Bruder des Markesta war.

Bevor man die ersten Brücken erreichte, musste man der sich hinabschlängelnden Straße in das Tal folgen, die sich nach einiger Zeit zu einer regelrechten Prachtallee entwickelte. Große, über zwei Mannslängen hohe Säulen flankierten den Weg auf eine der Brücken samt Haupttor zu. Neben den Säulen standen in regelmäßigen Abständen seltsame Marmorsteinblöcke, auf denen früher einmal Skulpturen gestanden haben mussten. Auf einigen der Blöcke konnte Yard noch die verschlissenen Reste von Namen erkennen. Andere wiesen zudem noch Bruchstücke jener Figuren auf, die wohl mal auf ihnen gestanden hatten. Hier ragte noch ein Fuß, dort sogar ein halbes Bein empor.

Yard erkannte bald, womit er es zu tun hatte. Die Abbilder der Kaiser von Tharon hatten einst auf diesen Marmorblöcken gestanden. Irgendwann waren sie wohl heruntergerissen und zerstört worden. Auf beiden Seiten der Straße sah er viele solcher Steine und

manche Inschriften waren noch deutlich zu lesen. Einige der Namen erinnerten Yard an Geschichten über die Kaiser, die er von Toren gehört hatte.

Gerade ritt er an dem Namen von Trajais, dem Edlen vorüber. Dieser Mann hatte während seiner Regentschaft mit vielen Völkern Frieden geschlossen und war somit zu einem der bedeutendsten Gründer des wachsenden Reiches geworden. Daneben stand der Name von Hastria, jenem Kaiser, der den Norden so geliebt hatte. Kurz bevor er den Sitz der Herrscher nach Kayhlien verlegen konnte, hatte ihn eine schlimme Krankheit hinweggerafft. Seine Nachfolger teilten seine Liebe für die kalten Länder allerdings nicht.

Vesparo, las Yard auf einem weiteren Stein. Er trug den Beinamen „Der Fröhliche“, denn so mancher Streich wurde diesem Kaiser nachgesagt und sein Lachen hatte oft durch den Palast gehallt. Viele andere Namen fand Yard noch und sie alle gehörten zu jener langen Reihe von Herrschern, deren Abbilder zerstört und verschwunden waren.

Schließlich gelangte er an das Ende der Straße und ritt an den beiden letzten Blöcken vorüber. Auf ihnen standen die Namen von Persivan I. und seinem Sohn Persivan II.

Der letzte Name, nämlich der von Andoran Tauris, fehlte. Sein Bildnis hatte nie hier gestanden, denn er hatte es nicht gewollt. Für einen Moment verspürte Yard eine nie gekannte Traurigkeit in sich und er wurde sich bewusst, dass er niemals erfahren würde, wie sein Vater ausgesehen hatte. Kein Bildnis, keine Statue erinnerte an Andoran Tauris, und der letzte Kaiser von Tharon lebte lediglich in den Erinnerungen der Menschen, die ihn gekannt hatten, weiter. „Aber

das ist vielleicht die beste Art des Gedenkens“, dachte Yard und wischte seine Bedrücktheit fort.

Der Reitertrupp gelangte jetzt an den Anfang der steinernen Brücke, die zu einem der Haupttore führte. Sie stand auf dicken Pfeilern und besaß die Form eines Bogens, der sich über den Fluss spannte. Die seitlichen Abgrenzungen erinnerten ein wenig an die Saiten eines Zupfinstrumentes, da sie aus dünnen, aber fest geschmiedeten Metallstreben gefertigt waren. Die Hufe der Pferde erzeugten seltsam dumpfe Töne, die sich mit dem Gurgeln des Wassers unter ihnen vermischten. Am Ende der Brücke ragte eine gewaltige Wehrmauer mit etlichen Türmen und Erkern empor. Rechteckige Zinnen saßen wie eine Krone auf dem Rand der Mauer.

Über dem großen Tor, von denen es insgesamt sieben in der Stadt gab, thronte eine mächtige Ausbuchtung, in welche der Mechanismus zum Verschließen der riesigen Tore untergebracht war. Die Baumeister der Stadt hatten die Verteidigungsstruktur wirklich klug angelegt. Ursprünglich hatte an dem Ort, an dem Tharon heute lag, eine natürliche Furt bestanden. Durch den Bau der ersten Gebäude auf dem kiesigen Boden der Furt, war das Wasser des Ihreas gestaut worden und stieg an. Das war durchaus beabsichtigt gewesen, denn den höheren Wasserstand hatten die Menschen zu ihren Gunsten genutzt. Eine Überflutung wurde dadurch verhindert, dass man Gräben angelegt hatte, die sich in vielen Schleifen durch die Stadt zogen und die dadurch entstandenen Stadtteile voneinander trennten.

Die Gräben wurden einerseits als kleine, interne Handelswege genutzt und dienten zudem auch als her-

vorragende Schutzeinrichtung. Da Tharon ausschließlich über Brücken erreichbar war, konnte kein Feind auf breiter Front angreifen. Selbst wenn es gelänge die Wehrmauer einzunehmen, stellten die Wasserstraßen und die darüber führenden Zugbrücken weitere Hindernisse dar.

Alles in allem war Tharon noch immer eine prächtige und stolze Stadt. Ihre einstige Bedeutung spiegelte sich in vielerlei Form wider und die Geschichte des vergangenen Reiches war noch überall zu spüren. Die Bauwerke zeugten von hoher kultureller Entwicklung und die geographische Größe von Tharon war wirklich bemerkenswert. Doch der Glanz hatte auch seine Makel, die in den Außenbezirken deutlich zu sehen waren.

Hier wohnte der ärmste Teil der Bevölkerung und die Armut hatte sich wie ein Ring um die Stadt gezogen. Die Häuser befanden sich zum größten Teil in einem erbärmlichen Zustand. Manche drohten sogar einzustürzen. Die Menschen waren eher zerlumpt als bekleidet und viele von ihnen bettelten die Händler und Kaufleute an, die durch die Tore der Stadt kamen.

Das war der erste Eindruck den Yard erhielt, als die Reiterkolonne in die Stadt einritt. Der Anblick der maskierten Soldaten erschreckte die Bettler dermaßen, dass sie so schnell wie möglich flohen. Zügig durchquerte der Trupp das Elendsviertel und lenkte die Pferde über einen Wassergraben in einen anderen Stadtteil.

Doch auch hier schienen die Menschen nicht gerade froh über den Anblick der Gardisten zu sein und auch sie verschwanden schleunigst in ihren Häusern.

Die Reiter überschritten noch etliche Brücken und bewegten sich dabei in einem Schlängelkurs durch die Stadt.

Je näher sie dem Zentrum kamen, desto eleganter wurden die Häuser, an denen sie vorüberritten. Dazwischen erstreckten sich weitläufige Parkanlagen und Plätze die von begrünten Säulengängen beschattet wurden. Schließlich gelangte der Trupp an eine weitere Wehrmauer, die jedoch neueren Ursprunges sein musste und nicht auf natürliche Weise mit den übrigen Gebäuden gewachsen war. Hinter dieser Mauer verbarg sich das Regierungsviertel und die großen und pompösen Villen der Senatoren. Üblicherweise wollten die Herren der Stadt unter sich bleiben, deshalb hatten sie die Wehrmauer errichten lassen, der viele Wohnhäuser einfacherer Leute gewichen waren.

Ein schmiedeeisernes Tor wurde den Reitern geöffnet und sie ritten hindurch. Sie befanden sich nun im eigentlichen Stadtkern von Tharon; früher allen Bewohnern zugänglich, doch heute nur den hohen Staatsbeamten und ihren Familien vorbehalten. Die Straßen waren breit und mit weißen Steinen gepflastert. Die Gebäude machten einen prachtvollen Eindruck und waren sämtlich von großen Gärten umgeben. Der Weg führte die Reiter an Theatern, Thermen und Badehäusern vorbei. Es wimmelte von Menschen die zwischen den Verwaltungsgebäuden hin- und hereilten und sicher dem Senat unterstellt waren.

Andere bewegten sich gemächlicher voran und waren ihrer Kleidung nach zu urteilen hochgestellte Persönlichkeiten, die in den Grünanlagen lustwandelten. Auffällig waren die allgegenwärtigen maskierten

Wachen, die für die Ungestörtheit der Bewohner dieser Stadt in der Stadt zu sorgen hatten. An jeder Ecke, vor jedem Gebäude und auf allen Straßen standen die Gardisten und behielten das ganze Treiben im Auge. Die Reiter gelangten schließlich auf eine der sternförmig aufeinander zulaufenden Hauptstraßen, die alle zum Zentrum von Tharon führten. Dort trafen sie an einem großen Platz zusammen, der das Herzstück der Stadt bildete. Der Völkerplatz – diese Bezeichnung stammte noch aus alten Tagen – war ein kreisrundes Becken, das von seinem Niveau her etwas tiefer lag und von einer flachen, weißen Mauer umsäumt wurde.

In der Mitte dieses viele Felder großen Beckens wuchs ein Palast mit einer hochragenden Kuppel und zwei ausladenden Seitenflügeln empor. Das war der ehemalige Kaisersitz und Ort des Rates, der nun vom Senat genutzt wurde. Der Anblick des gewaltigen Palastes versetzte Yard dermaßen ins Staunen, dass er für einen Moment sogar die ernste Situation vergaß, in der er und seine Freunde sich befanden. Erst als ihm die Fußfesseln geöffnet wurden und man ihn aufforderte abzusteigen, löste sich sein Blick von dem Gebäude.

Den Rest des Weges mussten die Gefangenen zu Fuß zurücklegen, wobei sie quer über den Platz und direkt auf den Palast zugeführt wurden. Vendorian schritt mit erhobenem Haupt wie ein Triumphator vor ihnen her. Eine mehrstufige, breite Treppe führte endlich zum Eingangsportal des Kuppelpalastes.

Zwei Wachreihen von jeweils zehn Mann präsentierten ihre Speere und schlugen bei Vendorians Ankunft die Hacken zusammen; eine Geste, die dem Mann sichtlich gefiel. Durch den zweiflügeligen Eingang

ging es schließlich in eine Vorhalle hinein. Hier befahl Vendorian den Wachen zu warten und verschwand selbst über eine breite Wendeltreppe in das obere Stockwerk des Gebäudes.

Zum ersten Mal seit sie die Garnison verlassen hatten, standen die Gefangenen wieder beisammen und konnten sich flüsternd unterhalten. „Nun, was hältst du jetzt von der Stadt deiner Träume?“, fragte Toren mit einem leichten Lächeln, als er neben Yard stand.

„Die Stadt ist wundervoll“, antwortete Yard. „Nur einige ihrer Bewohner gefallen mir überhaupt nicht.“

Beide Männer grinsten sich an, sie hatten trotz ihrer Gefangenschaft nicht den Mut verloren. Auch Gwendon, der neben ihnen stand, schien es ebenso zu ergehen. „Was wird wohl nun mit uns geschehen?“, fragte er neugierig, jedoch nicht ängstlich.

„Sie werden uns vor den Senat führen, der sicher bereits zusammengetreten sein wird“, antwortete Toren.

„Wenn man diese Wendeltreppe hinaufgeht, gelangt man in einen großen Kuppelsaal, dort ist der Sitz des Senates. Sicher wird uns ein Schauprozess gemacht und unser lieber Vendorian gibt sich die größte Mühe, uns so richtig hineinzureiten. Dabei spart er bestimmt nicht mit Eigenlob über seine Verdienste bei unserer Gefangennahme.“

Torens Worte waren sarkastisch gemeint, doch kamen sie der Wahrheit ziemlich nahe. Vor den versammelten Senatoren berichtete Vendorian gerade in hochtrabenden Worten über die jüngsten Ereignisse. Dabei gab er jedoch noch nicht die Identität seiner Gefangenen preis; das würde ein anderer Mann für ihn tun. Zunächst sollte er die neugierigen Ratsherren auf die kommenden Dinge vorbereiten.

Ein heimlicher Beobachter, der sich noch verborgen hielt, verfolgte das Geschehen und war mit seinem Zögling sehr zufrieden.

Nach längerer Zeit erschien Vendorian wieder an der Wendeltreppe und gab den Wachen den Befehl, die Gefangenen nun hoch zu führen. Das Ende der Treppe mündete in einem wirklich beeindruckend großen Saal, dessen Decke aus eben jener Kuppel bestand, die den Palast krönte. Durch die hohen Lichteinlässe wurde der Saal gut beleuchtet und die Gefangenen konnten sehen, was sie dort drinnen erwartete. Ein Podest in Form eines großen Halbkreises, bestückt mit samtbezogenen Sitzen, die in mehreren stufenförmigen Reihen hintereinanderstanden, beherrschte die Mitte des Saales. Auf dem Fußboden waren rechteckige Platten mit kunstvollen Bildern aus Tharons Geschichte eingelassen. Riesige Wandteppiche zierten die Mauern und von der hohen Kuppeldecke hing eine mächtige Feuerschale an einer goldenen Kette herab.

Die Neuankömmlinge wurden von genau fünfundvierzig Senatoren angestarrt, die in ihren zahlreichen Diskussionen innehielten und die Gefangenen verwundert betrachteten. Jeder der zum Großteil recht beleibten Herren trug ein weißes, wallendes Gewand und eine seinem Stand entsprechende Schärpe um den Bauch. Je älter, also auch ranghöher ein solcher Träger war, desto dunkler war auch das Tuch.

Nach einer kurzen Zeit des Schweigens geriet die Menge der Ratsherren wieder in heftige Bewegung, wobei die Männer alle wahllos durcheinanderriefen. Sie ergingen sich in wilde Vermutungen und schienen

nicht recht zu wissen, was sie mit den seltsamen Gefangenen anfangen sollten.

Erst nachdem wieder etwas Ruhe eingekehrt war, erhob sich einer der älteren Senatoren aus seinem Sitz und blickte Vendorian fragend an. „Guter Freund, würdet Ihr uns nun endlich verraten, mit wem wir es bei diesen gebundenen Männern zu tun haben? Ich sehe tharonische Offiziere bei ihnen, die wohl zu den Aufständischen gehören. Aber wer sind die anderen Männer?“

„Hoher Cherias“, antwortete Vendorian, „geduldet Euch noch ein wenig und ich verspreche Euch, dass Ihr sehr überrascht sein werdet, wer mir hier in die Fänge geraten ist. Die anderen Männer sind bei Weitem nicht so wichtig, wie dieser junge Mann hier.“ Er deutete dabei auf Yard, auf den sich nun alle Augen richteten.

„Was soll an diesem jungen Kerl so wichtig sein?“, riefen viele der Senatoren aufgebracht. Sie liebten es nicht, dass man sie so lange im Ungewissen hielt und fanden es an der Zeit, sie endlich über alles aufzuklären.

„Er ist ein Tauris“, rief plötzlich eine tiefe Stimme die aus einer anderen Richtung kam. Der Umriss eines hochgewachsenen Mannes erschien im Eingang des Saales und ein erstauntes Raunen ging durch die Reihen der Senatoren. Langsamem Schrittes kam der Mann auf sie zu, bis er in den Lichtschein der Kuppel trat. Sein Haar war ihm bis auf einen kleinen Kranz ausgefallen und die braungebrannte Kopfhaut schimmerte wie poliert. Der Mann war deutlich älter als die meisten anderen Senatoren und trug deshalb das Amt des Ratsvorsitzenden, was eine schwarze Schärpe

verdeutlichte. Seine Gestalt war im Gegensatz zu vielen seiner Mitratsherren schlank und er schien trotz seines Alters noch sehr kräftig zu sein; zumindest verriet sein Gang eine große Gewandtheit.

Yard hätte schwören können, dass er diese Art sich zu bewegen schon einmal bei jemand anderem gesehen hatte. Auch die Züge des Mannes kamen ihm irgendwie vertraut vor. Doch das konnte eigentlich nicht sein, denn er war sich sicher, dass er ihm noch niemals zuvor begegnet war.

Dennoch kannte der Mann Yards Namen und er führte seine Ausführungen fort: „Er ist der Sohn von Andoran Tauris, des letzten Kaisers. Jenem Mann der sich des Hochverrats schuldig machte und dafür den Zorn des Volkes zu spüren bekam. Eben dieser Sohn versuchte in die Fußstapfen seines Vaters zu treten und den Senat zu stürzen, um sich dann selbst auf den Thron zu heben. Doch das ist ihm dank meiner Voraussicht und der tatkräftigen Hilfe unseres guten Vendorian zum Glück nicht gelungen.“

Während seiner Rede schritt der Mann immer wieder um die Gefangenen herum und blickte ihnen scharf in die Augen. Die Senatoren waren über diese Enthüllungen entsetzt und riefen wieder wild durcheinander. Auf das Handzeichen des Redners kehrte jedoch sofort wieder Ruhe ein.

„Teurer Pargon“, rief Senator Cherias dem Mann zu. „Wie ist es Euch nur gelungen, diesen geradezu bestürzenden Komplott aufzudecken?“

„Ich habe viele ruhelose Jahre geforscht und war stets wachsam“, antwortete der Gefragte, wobei er in übertriebener Gestik seine Augenbrauen massierte. „Ich ahnte, dass ein Mitglied der Familie des Verräters

überlebt hatte und mir war klar, eines Tages würde dieses Mitglied hier erscheinen und sein vermeintliches Recht auf den Thron fordern. Zudem wusste ich von einem Mann, der seine Fäden aus dem Hintergrund spann, um dann später selbst an die Macht zu gelangen.“

Pargon ging auf Toren zu und deutete mit dem Finger auf ihn. „Dieser hier ist es, der den neuerlichen Verrat zu verantworten hat. Er hat sich viele Jahre verborgen gehalten um den Sohn von Tauris zu bewachen und ihn dann für seine Rachegeleüste zu nutzen. Ich habe ihn gesucht, habe alle großen Städte nach ihm durchforscht. Doch er hielt sich weit im Norden in einem kleinen Dorf auf, dessen Bewohner seine wahre Identität nicht kannten. Sie haben ihre Unwissenheit nun mit dem Leben bezahlt. In seinem Wahn, ein neues Reich seiner eigenen Macht schaffen zu können, hat dieser Mann jenes Volk gereizt, das jenseits der Eisgrenze lebt. Wir haben uns bisher bemüht mit diesem Volk in Frieden zu leben, doch jetzt hat es das Land der Welken überfallen und zerstört. Er hat es dazu getrieben, das ist sein wahres Gesicht.“

Toren behielt bei diesen ungeheuerlichen Anschuldigungen die Ruhe und in seinem Gesicht zeigte sich keine Regung.

Yard hingegen kochte innerlich vor Wut und schließlich platzte es aus ihm heraus. „Ihr seid ein unglaublicher Lügner“, rief er und übertönte dabei noch den Lärm der Senatoren. „Weder war mein Vater, noch Toren, noch bin ich ein Verräter. Andoran Tauris wurde hinterhältig ermordet und wäre dieser Mann, den Ihr so schamlos verleumdet habt nicht gewesen, so hätte man auch mich als Säugling umgebracht.“

„Diese Geschichte hat man Euch sicher erzählt“, erwiderte Pargon. „Sie kursiert ja auch heute noch unter dem einfachen Volk, wird dadurch allerdings nicht wahrer. Außerdem hast du zu schweigen, bis man dich fragt, Bauernlummel.“

„Ihr wisst recht gut, dass ich die Wahrheit sage“, antwortete Yard, nun noch wütender über die plötzliche Grobheit des obersten Senators. „Das Land, in dem ich aufwuchs, wurde zerstört, weil das dunkle Volk aus dem Norden sich erhebt. Ihr habt ihm Waffen geliefert und es damit auch noch unterstützt.“

Wieder erhoben die Senatoren ihre Stimmen und riefen durcheinander, doch Yard ließ sich nicht beirren und setzte seine wütende Rede fort: „Der Feind dringt mit oder ohne euer Wissen und Wollen immer weiter in den Süden vor und wird schließlich auch Tharon bedrohen. Vor dieser Gefahr schließt ihr alle eure Augen. Ihr glaubt, dass ihr einen Pakt mit ihm geschlossen habt? Er wird wie ein Sturm über euch hinwegrollen.“ Yard baute sich nun regelrecht herausfordernd vor den Senatoren auf. „Ihr habt nicht begriffen, welche Gefahr euch droht. Eine riesige Armee steht bereits vor Markestiana oder hat es vielleicht sogar schon zerstört. Wenn ihr mir nicht glaubt und jetzt nicht aufwacht, dann ist es auch für Tharon zu spät.“

Der junge Mann wollte seine feurige Rede noch weiterführen, doch er wurde von Pargon unterbrochen, der zwei Wachen den Befehl gab, den jungen Mann abzuführen. Es war dem Senatsoberen anzusehen, dass er langsam nervös wurde. Die deutlichen Worte Yards waren nicht von ihm geplant gewesen und einige der Senatoren machten sehr nachdenkliche Gesichter.

Das Ränkebauwerk Pargons bekam einige Risse, die er nun durch beschwichtigende Worte zu beheben versuchte. „Mit diesen an den Haaren herbeigezogenen Geschichten hat er Teile der Armee geblendet, aber er wird doch euch, die Elite des Volkes, den Senat von Tharon nicht damit täuschen können“, rief Pargon den Senatoren zu. „Ich glaube, wir haben nun genug von diesem Unsinn gehört. Das sogenannte dunkle Volk würde sich niemals nach Tharon wagen. Wachen, führt diese Männer in die tiefsten Verliese und bewacht sie gut. Wir werden alsbald ein gerechtes Urteil über die Umstürzler sprechen.“

Die Wachen kamen dem Befehl rasch nach und führten die fünf Männer aus dem Palast hinaus. Sie brachten sie in ein Gebäude, das sich schräg gegenüber dem Palast befand und in dem ihre eigene Einheit untergebracht war. In den Kellergewölben befanden sich die gefürchteten Verliese der roten Milane. Hier war schon so mancher Gefangener hinein-, aber nie wieder herausgekommen.

Als Yard und seine Gefährten die Ebene mit den Zellen betraten, hörten sie dumpfe Schreie in der Ferne. Einige ausgemergelte Hände streckten sich ihnen zwischen rostigen Gitterstäben entgegen und vor manchen Zellen standen unberührte Tröge mit Wasser; die Gefangenen hinter diesen Türen waren offenbar schon tot oder zu schwach, um sich ihre Ration zu holen.

Die Gefährten wurden jeweils in eine einzelne Zelle gesperrt, deren Wände mit grünem Schlick behaftet waren. Auch Yard landete in einem solchen Verlies. Die einzige Ausstattung bestand in einer schmalen Pritsche, die mit zwei rostigen Ketten an der Wand befestigt war. Er setzte sich auf das Holzgestell und

vergrub sein Gesicht in die Hände. War das nun das Ende ihrer Fahrt und der Gemeinschaft? Verzweiflung wollte in ihm aufsteigen und er musste deutlich dagegen ankämpfen. Von seinen Gefährten getrennt, grübelte er einige Zeit. Er hatte es sich so oft in Gedanken vorgestellt, wie er die Tharoner von seiner Herkunft und Mission überzeugen und sie dann gegen den Feind führen wollte. Ganz so, wie es vielleicht sein Vater getan hätte. Doch er war gescheitert und erst jetzt wurde ihm klar, wie töricht er doch gewesen war. Er, ein Junge aus dem unbedeutenden Welkenland wollte die Welt vor einem übermächtigen Feind retten.

Dieser Gedanke kam ihn plötzlich nahezu lächerlich und hochtrabend vor. Wie hatte er sich nur jemals auf das alles einlassen können? Und wie leicht waren nun all die Pläne der großen Leute, die ihn hierhergeschickt hatten, gescheitert. Marwinar, Toren, Aldanon, sie alle hatten ihr Vertrauen umsonst in ihn gelegt. Yard erhob sich und lehnte sich verzweifelt gegen eine der glitschigen Wände. Zu all den niederschmetternden Gedanken und Gefühlen kamen ihm auch noch Zweifel an seinem engsten Freund. Woher hatte Pargon so viel über Toren gewusst? Im Senatssaal war es Yard beinahe so vorgekommen, als bestünde sogar eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den beiden Männern. Doch dann verwarf er diese Gedanken wieder. „Ich grübele zu viel und es kommt nur Unsinn dabei heraus“, sagte er zu sich selbst.

In seiner Verlorenheit fiel ihm auf einmal wieder etwas ein, das er schon sehr lange bei sich trug und welches man ihm nicht genommen hatte. Es waren die beiden Metallstücke in seinem Brustbeutel. Yard wusste eigentlich nicht genau, warum er sie jetzt her-

vorholte; vielleicht, um etwas Licht in die finstere Zelle zu bringen. Diesmal erweckte seine Hand jedoch kein Leuchten und die Barren blieben dunkel. „Sogar ihr versagt“, flüsterte er und wollte die Metalle schon wieder einstecken, als er plötzlich eine entfernte Stimme vernahm, die seinen Namen rief. „Yard, Yard wo bist du?“ fragte diese Stimme verwundert.

„Wer ist dort?“, rief er selbst in die Dunkelheit. Die Stimme konnte nicht aus seiner Zelle kommen, niemand außer ihm befand sich hier drinnen. Möglicherweise hatte er einen seiner Freunde gehört, der mit ihm Kontakt aufzunehmen versuchte. Doch das war fast unmöglich, die Wände waren viel zu dick dazu. „Ich habe mich getäuscht“, dachte er. „Ich mache mir schon selbst etwas vor.“

„Yard, ich kann dich ... hören. Wo bist du denn nur?“ Diesmal war die Stimme eindeutig und viel klarer zu hören und ihm blieb fast das Herz stehen. Es handelte sich eindeutig um Anikas Stimme, die er gehört hatte. Er konnte nicht ahnen, dass die junge Frau zur selben Zeit wie er, wenn auch Tausende Meilen von ihm entfernt, in einem dunklen Verlies saß. Sie hatte so fest an ihn gedacht, als sie plötzlich seine Stimme vernommen hatte. Auch sie glaubte zunächst an eine Täuschung ihrer Sinne, doch die Worte Yards konnte sie ganz deutlich vernehmen ohne sich erklären zu können, woher sie kamen.

„Anika?“, fragte Yard zaghaft und kam sich sehr albern dabei vor.

„Yard, du bist es wirklich. Wie ist denn das nur möglich? Ich kann dich hören, bist du etwa ein ... Geist?“ Anika klang jetzt sehr erschrocken.

„Nein, nein, ich lebe“, antwortete Yard nun schon etwas lauter. „Wo bist du und was ist geschehen?“

„Ach Yard, wenn du es nur wirklich bist ...“ Anika begann zu weinen. „Ich befinde mich nun schon so lange hier, dass ich gar nicht mehr weiß, wie viel Zeit verstrichen ist.“

„Wo bist du denn? In einer Nachbarzelle?“

„Zelle? Nein, ich bin im tiefsten Schlund des schwarzen Berges gefangen und ich habe ihren Herrscher gesehen. Oh Yard, es war alles so schrecklich und ...“

Plötzlich verstummte Anikas Stimme und Yard versuchte verzweifelt, sie wiederzufinden. Er drückte die Metallbarren in seiner Hand so kräftig, dass es anfang ihm weh zu tun. Er wusste nun, dass die seltsame Verbindung zwischen ihm und Anika nur durch die Barren entstanden sein konnte. Ihre Magie hatte ihn und die junge Frau seelisch zusammengeführt. Er hatte recht mit dieser Vermutung, doch auch ein anderer verspürte diese Macht und machte sie sich nun zu Nutze.

Schlagartig wurde es noch finsterer in Yards Zelle und eine neue Stimme, böse und dunkel, war zu hören: „Suche sie alle und bringe sie dann mir. Ich bin der wahre Besitzer und Nutzer der uralten Macht der Druiden“, sprach die finstere Stimme.

Schweiß brach in Yards Gesicht aus und war unfähig, sich zu rühren. „Was ...?“, bekam er gerade noch mit krächzenden Worten heraus, denn es schnürte seine Kehle zu.

„Die Metalle“, donnerte die andere Stimme. „Bringe sie mir und dein armseliges Volk wird am Leben bleiben. Nur dann werde ich sie alle verschonen.“

Yards Herz raste und sein Atem ging so stoßweise, als würde er ständig aus ihm herausgepresst. Die dunkle Macht hatte anscheinend auch körperlich von ihm Besitz ergriffen und er war nicht fähig, seine Hand zu öffnen und die Metallbarren fallen zu lassen, um die Verbindung damit zu unterbrechen.

„Du kannst mir nicht widerstehen“, flüsterte sein Gegner böseartig.

Doch endlich regte sich Widerstand in Yard. Vor seinem inneren Auge zogen die Bilder vorbei, die er in der Höhle der Alven gesehen hatte. In einem der Bilder hatte der dunkle Herrscher nach den Metallen in Form des Schwertes verlangt und Yard hatte es ihm schließlich verwehrt und die Prüfung somit bestanden. Doch das hier war kein Schein, sondern die nackte Realität und hier musste er sich wahrhaft bewähren. „Niemals werde ich ... die Metalle ... preisgeben, eher ... sterbe ich“, presste Yard mühsam und unter großer Willensanstrengung heraus.

„Narr, du bist bereits tot. Unterwerfe dich und du wirst leben.“

„Nein, ... ich ... wer ... werde nicht ... nachgeben.“ Yard war kaum noch fähig zu sprechen, so sehr stand er in der Gewalt seines Feindes. Es begann ein furchtbarer Willenskampf, der dem jungen Mann die letzte Kraft raubte. Er war bereits kurz davor ohnmächtig zu werden, als der dunkle Herrscher ihn wieder freigab.

„Wenn du nicht aufgibst, wird ... sie sterben“, hörte er die Stimme drohend, aber auch irgendwie fragend sagen.

„Anika“, dachte Yard erschrocken und wusste, dass der Feind nun seine schwache Stelle gefunden hatte.

An diese Möglichkeit hatte er nie gedacht; er war niemals vor diese Wahl gestellt worden.

Die furchtbare Stimme begann zu lachen, denn sie erkannte in diesem Augenblick ihren Sieg über den jungen Mann.

Schon wollte der dunkle Herrscher seine ganze Macht auskosten, als Yard plötzlich abgelenkt wurde und seine Gedanken sich von seinem Gegner abwandten. Der Schlüssel zum Schloss seiner Zellentür wurde herumgedreht und sie flog krachend auf. Vor Schreck ließ Yard die Metallbarren fallen und die fremde Macht, die ihn beinahe besiegt hatte, verließ ihn gänzlich. Eine helle Fackel erhellte den Raum und blendete den Gefangenen für einen Augenblick. Vier Männer kamen herein, wobei einer von ihnen ebenfalls ein Gefangener, und zwar Toren war. Er war an Händen und Füßen mit Ketten gefesselt und befand sich zwischen zwei Wächtern. In seinem Gesicht erkannte man deutliche Spuren von Misshandlung und auch sein übriger Körper wies einige Wunden auf.

Der vierte Mann war Pargon, der oberste Senator. Er hielt die Fackel in der Hand und der lodernde Schein verlieh seinem Gesicht ein unheimliches Aussehen. Pargon kam auf Yard zu und blickte ihn drohend an. „Ich denke, du hast etwas für mich“, zischte er und hielt eine Hand auf.

„Ich weiß nicht, was Ihr meint“, antwortete Yard.

„Durchsucht ihn“, befahl der Senator den Wachen. Die beiden Männer packten Yard und fanden schließlich den Lederbeutel, den er um seinen Hals trug. Mit einem heftigen Ruck riss einer der Soldaten den Beutel ab und brachte ihn zu Pargon. Doch der Beutel war leer und der Senator blickte Yard böse an. Plötzlich

bemerkte er ein Glitzern auf dem Fußboden und bückte sich danach. Als er sich wieder erhob, hielt er einen der Barren in seiner Hand und grinste. Mit funkelnden Augen betrachtete er das Metallstück, das Yard von Aldanon erhalten hatte. „Ich wusste, dass du im Besitz eines dieser Prachtstücke bist. Deine dumme List hat dir nichts genutzt, denn jetzt gehört der Barren mir.“

„Du kannst nichts mit ihnen anfangen, versteh doch endlich“, sagte Toren plötzlich.

Verblüfft über diese Vertrautheit blickte Yard zwischen den beiden Männern hin und her.

Pargon bemerkte die Verwunderung in Yards Augen und fing an zu lachen. „Ich sehe, dein Freund und Mentor hat dir noch längst nicht alles aus seinem Leben erzählt“, sagte er höhnisch. „Ja, für Überraschungen war Toren schon immer gut. Ihr beiden werdet noch genug Gelegenheit bekommen, um euch auszusprechen, denn hier kommt ihr niemals wieder heraus.“ Dann sah Pargon wieder zu Toren herüber und sagte verächtlich: „Ich habe deine Bevormundung noch nie geschätzt, das weißt du. So kurz vor dem Ziel gebe ich nicht auf. Bald habe ich alle Metalle zusammen und dann werden wir sehen, wem das Schwert der Macht gebührt, Bruder.“ Wieder laut auflachend, drehte Pargon sich um und verließ mit den beiden Wachen die Zelle.

Die beiden Gefangenen standen nun wieder allein in der Dunkelheit. Pargons letzte Worte hatten Yard wie Schläge getroffen. „Bruder?“, fragte er leise.

„Ja, Yard, er ist mein Bruder“, antwortete Toren. Seine Stimme klang sehr bedrückt und er war hörbar um die richtigen Worte bemüht. „Ich habe dir von ihm nichts

erzählt, weil ich nicht wusste, dass er noch lebt; obwohl auch er einst den Trank der Alven gekostet hat.“

„Wie kommt es nur, dass er dich so sehr hasst?“

„Die Gründe dafür reichen weit in die Vergangenheit zurück. Einst waren wir miteinander verbunden, wie es richtige Brüder auch sein sollen. Wir dienten als junge Männer zusammen in der Armee und waren praktisch unzertrennlich. Dein Großvater Oleg war mit uns in einer Einheit und wir überstanden viele Gefahren an den verschiedensten Orten des Reiches. Pargon war ein guter Soldat, er war gewissenhaft und ehrgeizig. Schließlich übernahm er sogar ein eigenes Kommando und erzielte einige Erfolge bei der Verteidigung des damals schon zerfallenden Reiches. Er machte sich Freunde im Senat und diente ihnen schließlich auch gegen den Kaiser, denn sein Mentor war ein Gegner des Herrscherhauses, dessen Vater in die Lagunenstadt Venuela verbannt worden war und auf Rache sann.

Immer mehr nahm Pargon ebenfalls diese Meinung an, so dass ich ihn eines Tages nicht mehr wiedererkannte. Unaufhörlich stieg er als General auf und gehörte bald zu den wichtigsten Männern Tharons. Nach dem Tod von Persivan erhofften sich die Verräter das Ende des Kaiserreiches und versuchten selbst an die Macht zu kommen. Doch stattdessen wurde Andoran Tauris, dein Vater, zum neuen Kaiser durch das Volk ausgerufen und er durchkreuzte die Pläne seiner Gegner.

Ich habe mich danach oft mit Pargon gestritten, denn er kritisierte ständig die milde Hand Andorans und warf mir den Verrat an unserer Familie vor. Am Ende entfremdeten wir uns vollkommen und er hörte nur

noch auf jene, die ebenfalls unzufrieden mit deinem Vater waren. Es kam letztendlich zu der so verhängnisvollen Verschwörung, an der er sicher maßgeblich beteiligt war. Sie führte zum Tod von Andoran und vieler seiner Getreuen ...“ Diese letzten Worte fielen Toren besonders schwer und Yard bemerkte, dass sich sein Freund unendlich seines Bruders schämte.

Lange Zeit standen die beiden Männer schweigsam beieinander, bis Toren Yard leise um Verzeihung für die vorenthaltene Wahrheit bat.

Der junge Mann umarmte Toren und drückte ihn an sich. „Dieses Wissen hast du all die Jahre mit dir herumgetragen und es lastet schwer auf dir. Doch ich habe dir nichts zu verzeihen, denn du bist nicht Pargon“, sagte Yard tröstend.

„Dennoch hätte ich dir einige Dinge schon viel früher erzählen sollen, dann wären manche deiner Entscheidungen vielleicht anders ausgefallen und er hätte jetzt nicht die Metalle in seinem Besitz“, erwiderte Toren.

In diesem Moment fiel Yard wieder ein, was er in jenen schicksalhaften Augenblicken vor dem Erscheinen Pargons erlebt hatte. „Er hat nicht beide Metalle bekommen“, sagte er und begann hastig auf dem Boden nach dem zweiten Metallstück zu suchen. Irgendwo hier in der Dunkelheit musste es sich befinden.

„Wie kann das sein?“, fragte Toren verwundert, während Yard den Boden vor der Zellenwand abtastete. Im selben Moment stieß die Hand des jungen Mannes gegen einen kalten Gegenstand und Yard wollte schon zugreifen, doch dann zuckte er wieder zurück. Er erinnerte sich an die furchtbaren Augenblicke, die er im Bann des dunklen Herrschers gewesen war.

„Yard, was ist los mit dir?“, fragte Toren laut, und riss ihn damit aus seinen Gedanken.

Yard erzählte seinem Freund von der unheimlichen Begegnung und der Macht, die ihn beinahe besiegt hätte. „Der erste Barren, den ich von Marwinar erhielt, liegt hier vor mir. Ich getraue mich nicht ihn zu berühren; zu stark war die Finsternis die mich umgab.“

„Er versucht dich zu verängstigen, doch du darfst seinem Drängen nicht nachgeben“, sagte Toren. Er war froh darüber, dass sein Bruder nun doch nicht alle Metalle besaß. „Nimm den Barren wieder an dich und verdränge die Angst. Du bist der Besitzer des Metalls und nur du bestimmst, ob Gutes oder Schlechtes damit geschieht.“

Zögerlich kam Yard der Aufforderung Torens nach und tastete mit der Hand langsam nach vorn. Endlich berührte er den Barren wieder und umschloss ihn schließlich mit seinen Fingern. Er erwartete jeden Moment einen erneuten Kontakt mit seinem Gegner, doch nichts dergleichen geschah. Das Metallstück blieb kalt in seiner Hand liegen und zeigte auch keine andere Reaktion. Schnell steckte Yard den Barren in eine seiner Taschen, da man ihm den Beutel abgenommen hatte.

Mittlerweile musste es wohl schon späte Nacht geworden sein, aber die beiden Männer konnten nicht schlafen. Sie suchten nach einer Möglichkeit, aus ihrer Zelle zu entkommen. Stundenlang untersuchten sie in der Dunkelheit die nackten Wände, konnten aber keine Schwachstelle entdecken. Die inzwischen wieder aufgegangene Sonne sahen sie nicht, kein Lichtstrahl erhellte ihr Verlies.

Zur selben Zeit saß ein Mann im Kuppelpalast in seinen privaten Gemächern und betrachtete seine Beute. Es war Pargon, auch er hatte die Nacht über gewacht und studierte das rotglänzende Metallstück, das er Yard abgenommen hatte. Nun hatte er endlich genug gesehen und holte eine mit silbernen Beschlägen ausgestattete Schatulle aus einem Geheimfach in der Wand und öffnete sie. Zwei weitere Barren lagen dort drin: ein kupfer- und ein goldfarbener. Der Barren Tharons und des inzwischen als ausgestorben geltenden Volkes der Berggolianden von Thrak, zu denen er das dritte Stück legte. Mit einem zufriedenen Lächeln verschloss er die Schatulle wieder. Gerade wollte er sie zurück in das verborgene Fach legen, als es an seiner Tür klopfte. Nachdem er das Geheimfach wieder verschlossen hatte, befahl er dem Störer unwirsch den Eintritt. Es handelte sich um einen Boten, der recht betreten wirkte und nur zögerlich eintrat.

„Ich hoffe du hast wichtige Gründe, mich zu stören“, fuhr Pargon ihn an.

Der Bote verbeugte sich und machte seine Meldung: „Herr, eine große Menge Volk ist auf dem Weg in die Stadt. Es scheint sehr aufgeregt zu sein, die Menschen rufen nach einem Kaiser, der sich hier aufhalten soll. Viele Bewohner der Außenbezirke sind darauf aufmerksam geworden und schließen sich ihnen an. Die Stadtwache weiß nicht, was sie tun soll.“

„Verwehrt diesem Pöbel den Eintritt in die Stadt“, rief Pargon wütend. „Die Wache wird doch noch mit ein paar Bauern fertig werden. Stellt euch ihnen entgegen und wenn das nicht hilft, tötet welche von ihnen.“

„Herr“, sagte der Bote ängstlich, „es befinden sich Frauen und Kinder unter den Leuten.“

Er erhielt eine schallende Ohrfeige als Antwort. „Wage es nicht noch einmal, mir zu widersprechen“, fauchte der Senator. „Geh und führe meine Befehle aus. Wenn die Stadtwache nicht mit den Menschen fertig wird, so holt eine Abteilung der Milane hinzu. Geh jetzt!“

Der Bote verbeugte sich wiederum, wobei er sich die immer noch schmerzende Wange hielt und den Raum verließ.

Pargon stellte sich an eines der Fenster und blickte hinaus. Nicht, dass er sich wegen des Mobs ernsthaft Sorgen machte, aber es konnte zu Unannehmlichkeiten kommen, die er jetzt nicht gebrauchen konnte. „Dieser verfluchte Aufrührer“, sagte er zu sich selbst, denn er ahnte, wer für diesen Streich verantwortlich war. Tief in seinem Inneren bewunderte er die Handlungsweise seines Bruders, denn er selbst hätte es nicht anders getan. Er und Toren waren sich noch immer ähnlich, auch wenn die Wahl ihrer Mittel und ihre Ziele grundverschieden zu sein schienen. Pargon hoffte, dass die Anwesenheit der Soldaten ausreichte, um die aufgebrauchte Menge im Zaum zu halten.

Doch leider wurde er enttäuscht, denn nach etwa einer Stunde kehrte der Bote mit neuen Nachrichten zurück: „Herr, wir haben versucht, Euren Befehl auszuführen und bedrohten das Volk. Die Menschen ließen sich aber nicht zurückweisen und drangen trotz allem in die Stadt ein. Als die Milane herbeieilten wichen sie zwar zurück, doch plötzlich erhielten die Leute Verstärkung aus den Reihen der Armee. Es sind offenbar große Truppenteile im Anmarsch und sie kommen aus allen Richtungen. Es müssen sich also noch mehr Garnisonen in Aufruhr befinden.“

Pargon fluchte, als er das hörte. Genau das war die Situation, die er befürchtet hatte. Es lagen vier vollzählige Garnisonen im Umland von Tharon. Wenn sie sich alle an dem Aufstand beteiligten, dann war ihre Stärke zu groß, um sie durch die roten Milane bekämpfen zu können. Jetzt war guter Rat teuer und er dachte fieberhaft nach, was zu tun sei. Der Senator überlegte hin und her, bis er schließlich zu einem nach seiner Meinung guten Entschluss gekommen war. „Geh zu den folgenden Senatoren“, sagte er zu dem Boten, während er einige Namen auf ein Pergament schrieb. „Sage ihnen, dass der Fluss über die Ufer steigt. Sage ihnen nur diese Worte und sie werden dich verstehen.“

Der Mann entfernte sich wieder und Pargon begann damit, seine wichtigsten Sachen zusammenzusuchen. Er hatte nun vor zu fliehen, denn an diesem Ort war er nicht mehr länger sicher. Zum Glück hatte er für eine solche Stunde schon lange vorgesorgt und so konnte er nach einem bestimmten Plan vorgehen. Er hatte bereits ein Ziel vor Augen und jetzt hieß es nur noch, sich zu beeilen. Einige seiner engsten Vertrauten würden ihn begleiten, der Rest sollte seinen Weg mit der gesamten Stadt untergehen, denn das würde ohnehin irgendwann geschehen.

Nach einiger Zeit konnte er schon die tobende Menge hören, die sich dem Regierungsviertel zu nähern schien. Sollten sie nur kommen, er hatte alles vorbereitet und niemand würde ihn aufhalten können. Er nahm alle seine Sachen auf und begab sich in sein Schlafgemach. Dort berührte er einen versteckten Schalter im Kaminsims, der eine geheime Tür öffnete.

Pargon verschwand durch diese Geheimtür und sie schloss sich wieder hinter ihm ...

Die Revolution von Tharon

Langsam ritt die Armee der tharonischen Soldaten den Hügel auf der nördlichen Hauptstraße zur Stadt hinab. Schneller hätten sich die Reiter auch nicht bewegen können, denn die Straße war voller Menschen aus den umliegenden Dörfern Tharons. Sie alle hatten die Gerüchte vernommen, dass es einen Nachkommen des Kaisers geben sollte, der nach Tharon gekommen sei. Aus der anfänglichen Neugier der Leute wurde recht bald ein regelrechter Marsch gegen die Obrigkeit; die große Masse Menschen bewegte sich wie ein riesiger Wurm auf die Stadt zu. Zögerlich bildeten diese Pilger eine Gasse, um die Reiter hindurchzulassen, die offen-sichtlich ebenfalls Tharon als Ziel hatten, aber keine Anstalten machten, die Leute aufzuhalten.

Von der kleinen Anhöhe aus betrachtete Optian das Treiben vor den Toren der Stadt. Auch aus anderen Richtungen kamen nun Reiterkolonnen herbei, die sich in voller Armeestärke einfanden. Seine Kameraden waren seinem Ruf also gefolgt und der General nickte zufrieden. Noch in derselben Nacht nach Yards Festnahme hatte Optian heimlich Boten ausgesandt, um die anderen Garnisonen von den Ereignissen zu unterrichten. Lange hatte der junge Offizier mit sich gerungen, denn das Leben seiner Familie stand schließlich auf dem Spiel. Doch gerade das war der ausschlaggebende Punkt gewesen. Diesmal waren der Senat und seine Helfer zu weit gegangen. Die Familie war einem tharonischen Offizier heilig und niemand durfte sich an ihr vergreifen. Aus diesem Grund hatte Optian sich entschlossen, zu handeln und er wusste,

dass er mit der Hilfe der anderen Generäle rechnen konnte.

So wie es aussah, kamen er und seine fast siebentausend Reiter auch gerade rechtzeitig, denn vor dem Nordtor spielten sich in diesem Moment sehr ernsthafte Szenen ab. Ein großer Teil von Leuten, die durch das Tor hineinschritten, wurde plötzlich wieder hinausgedrängt. Eine Panik brach in der Menge aus. Die Menschen begannen zu schreien und versuchten eindeutig vor irgendetwas zu flüchten, wurden aber von den entgegenkommenden Massen daran gehindert, so dass das Chaos noch größer wurde.

Bald konnte man erkennen, was die Leute hinausgetrieben hatte. Eine größere Truppe von Gardisten stürmte aus dem Tor heraus und schlug ohne Rücksicht auf jeden ein, der ihnen im Weg stand. Selbst Frauen und Kinder wurden dabei verletzt, die roten Milane schonten niemanden. Erst als sie der Armee ansichtig wurden, zogen sie sich schnell zurück und wiesen die Stadtwache an, die Gitter herabzulassen und jedem den Einlass zu verwehren.

Optian trieb seine Männer zu größerer Eile an und ritt so schnell es ging über die Brücke auf das Stadttor zu. Etliche der vollkommen unbewaffneten Menschen lagen verwundet und blutend davor, während andere geschockt danebenstanden und nicht begreifen konnten, was hier geschah. Der General teilte einige Soldaten dazu ein, den Verwundeten zu helfen, dann sprang er selbst von seinem Pferd und lief auf das Tor zu. Zwei Wachsoldaten erschienen dahinter und sahen ihn eher ratlos als feindselig an.

„Öffnet das Tor, das ist ein Befehl“, herrschte er sie wütend an.

„Herr, wir haben Weisung, niemanden in die Stadt zu lassen“, antwortete einer der Soldaten unsicher.

„Ich bin General, ihr habt mir zu gehorchen. Ich verlange sofort, euren Unterführer zu sprechen“, sagte Optian streng.

Kurz darauf erschien der Genannte auch tatsächlich. Der Mann machte einen sehr unentschlossenen Eindruck und schien hin- und hergerissen zu sein, denn er kannte Optian schon lange Zeit. „Es tut mir leid“, sagte er zögerlich, „aber wir dürfen nicht öffnen.“

„So weit ist es also schon gekommen?“, erwiderte der General. „Aus dem Norden rückt ein bössartiger Feind heran und wir stehen hier vor einem Tor und bekämpfen unser eigenes Volk. Wirklich, der Gegner wird viel zu lachen haben, wenn er nach Tharon kommt.“

Der Unterführer der Stadtwache biss sich auf die Unterlippe und zog die Stirn in Falten. Offenbar dachte er angestrengt nach. In Wahrheit konnte Optian den Mann viel besser verstehen, als dieser dachte. Auch der General hatte sich in diesem Gewissenskonflikt befunden und ihn austragen müssen.

Doch endlich kam sein Gegenüber zu einer Entscheidung und gab den Befehl zum Öffnen des Tores. Langsam wurde das Gitter hochgezogen und die Menge strömte hindurch. Aufgrund der Ereignisse am Tor waren die Menschen natürlich sehr wütend geworden. Optian hatte zunächst alle Hände voll damit zu tun, sie von Ausschreitungen abzuhalten. Er gab seinen Männern den Befehl, die Straßen zu sichern und die Bewohner notfalls zu schützen.

Doch seine Befürchtungen waren zum Glück grundlos, denn die tharonische Bevölkerung stieß nun zu den Leuten hinzu und binnen kurzer Zeit schwoll die

Menschenmenge enorm an. Die lang aufgestaute Wut auf die Regierung brach nun aus den Menschen heraus und so bewegte sich ein protestierender, wenn auch in geordneten Bahnen verlaufender Zug auf den Stadtkern zu.

Inzwischen war es auch den anderen Armeen gelungen, in die Stadt zu gelangen und dabei sogar noch einige Truppenteile der roten Milane festzunehmen. Inmitten des Gewühls der vielen Menschen trafen die Generäle zusammen und vereinigten ihre Truppen. Die etwa zwanzigtausend Mann geleiteten die Bevölkerung auf ihrem Marsch und schützte sie vor Übergriffen etwaiger Verteidiger des Senats. Doch niemand stellte sich ihnen in den Weg, im Gegenteil, viele der Stadtwachen gesellten sich dazu und unterstellten sich dem Kommando der Anführer.

Somit zog der riesige Tross unter Jubel und Rufen nach dem Kaiser immer weiter voran. Selbst als die Menge das gut geschützte Regierungsviertel erreichte, trafen die Protestanten auf keinen Widerstand. Die ansonsten stets allgegenwärtige Garde hatte die große Übermacht erkannt und ihre Angehörigen waren geflohen, oder ergaben sich resigniert. Die Menschen strömten nun dem großen Platz vor dem Palast entgegen, wo sie sich schließlich sammelten und wütend nach dem Senat riefen, dass er sich doch zeigen möge. Die Generäle ließen indessen die Soldaten ausschwärmen und die wichtigsten Stellen des Stadtkerns besetzen. Das alles geschah fast reibungslos und die so plötzlich eingetretene Revolution war nun nicht mehr aufzuhalten.

Optian berief einige seiner Männer zu sich und begab sich dann auf den Weg zu einer wichtigen Aufgabe.

Inzwischen waren auch Yard und Toren in ihren Zellen auf den Lärm, der sich verbreitete, aufmerksam geworden.

„Es geht etwas Seltsames dort draußen vor“, bemerkte Toren verwundert. Beide Männer erhoben sich in der Dunkelheit von ihren Plätzen und lauschten an der Zellentür, um vielleicht etwas zu erfahren.

Nach kurzer Zeit konnten sie schon Schritte und viele aufgeregte Stimmen hören. Es pochte heftig an ihre Tür und jemand rief: „Herr Yardoan Tauris, seid Ihr dort drinnen?“

„Ja“, antwortete Yard verwundert. Das Schloss knirschte und die Tür wurde geöffnet. Heller Fackelschein drang herein und blendete die beiden Zelleninsassen für einen Moment, doch dann erkannten sie ihren unverhofften Befreier.

Verblüfft stellten sie fest, dass es sich um Optian handelte, jenen Offizier, der sie, wenn auch unfreiwillig, verraten hatte. „Bitte kommt heraus“, sagte er. „Viele Menschen stehen draußen auf dem großen Platz und warten auf Euch, Herr Yardoan.“

Die beiden Gefangenen konnten es noch gar nicht fassen, dass sich ihre Situation so schnell geändert hatte.

„Was ist denn geschehen? Wie ist es Euch gelungen, herzukommen?“, fragte Yard.

„Wir haben die Stadt mit vier Armeen unter unsere Kontrolle gebracht“, antwortete Optian. „Das Volk hat sich endlich erhoben und auf dem Platz vor dem Palast versammelt.“

„Und wer hat die Armeen herbeigerufen?“

„Das bin ich gewesen“, sagte der General etwas verlegen. „Ich konnte dem Treiben des Senats nicht mehr zusehen, außerdem habe ich Schande über meine Fa-

milie gebracht, als ich Euch verriet.“ Der Tharoner bat Yard und Toren um Verzeihung.

„Wir wissen um alles“, beruhigte Toren ihn. „Kümmert Euch um Eure Angehörigen so schnell es geht. Doch zuvor sagt uns noch, was mit den Senatoren geschehen ist.“

„Wir haben bisher keinen von ihnen angetroffen. Meine Männer haben die Anweisung erhalten, jeden Angehörigen des Senats festzunehmen. Doch sie werden inzwischen schon auf der Flucht sein.“

„Das befürchte ich auch“, nickte Toren. „Vor allem einer unter ihnen liegt uns besonders am Herzen. Wir müssen ihn möglichst bald finden“, ergänzte er und blickte Yard dabei vielsagend an.

Inzwischen waren auch Gwendon, Lesio und Artias aus ihren Zellen befreit worden und gesellten sich dazu. Toren und Yard erklärten ihren Freunden in kurzen Worten die Lage, denn sie hatten keine weitere Zeit zu verlieren. Pargon hatte mit Sicherheit schon einen Fluchtplan ergriffen und einen Vorsprung erzielt, den es unbedingt aufzuholen galt.

Yard bat Optian, seine Männer überall in der Stadt nach dem ehemaligen Senatsoberen suchen zu lassen und im Fall der Entdeckung sofort festzunehmen. „Doch soll niemandem ein Leid geschehen“, mahnte er.

Optian nickte und gab die nötigen Befehle weiter. Danach verließen die Männer das Gewölbe und begaben sich nach draußen. Als sie aus dem Gebäude heraus auf den Platz traten, waren Yard und seine Freunde regelrecht überwältigt von den Menschenmassen, die sich hier gesammelt hatten.

Nahezu hunderttausend Leute standen dichtgedrängt beieinander und feierten ihren so unerwartet früh eingetroffenen Sieg. Viele von ihnen blickten auf den Palast und warteten auf ein Zeichen des Kaisersohnes, für den sie alle das Wagnis ihres Aufstandes auf sich genommen hatten. Doch noch war die Zeit für Yard nicht gekommen, das wusste er. Zunächst musste er sich auf die Suche nach Pargon machen, um den verlorenen Besitz zurück zu erhalten.

Toren blickte auf den Kuppelpalast und eine Vermutung durchschoss ihn wie ein Blitz. „Ich glaube ich weiß, welchen Weg mein Bruder genommen hat“, sagte er und nickte dabei. „Kommt, schnell.“ Er führte seine Begleiter auf den Palast zu, wobei sich die Männer so unauffällig wie möglich durch die Massen bewegten, um nicht aufzufallen. Bei dem allgemeinen Trubel auf dem Platz fiel das auch nicht besonders schwer. Eine Reihe von Wachsoldaten, die am Fuß der Palasttreppe Aufstellung genommen hatten, erkannten Yard und ließen ihn und seine Freunde passieren. So gelangten die Männer nach kurzer Zeit in das inzwischen menschenleere Gebäude.

„Die alten Mauern des Palastes sind sehr stark und dazwischen befindet sich so mancher Geheimgang“, erklärte Toren. Er wählte den Weg in den Westflügel und bestieg mit seinen Begleitern zusammen eine Marmortreppe, die in die oberen Stockwerke führte. „Einer dieser Gänge führt unterirdisch direkt bis an den Hafen. Ich denke, das wird das Ziel von Pargon sein. Hoffen wir, dass er ihn nicht schon erreicht und ein Schiff bestiegen hat.“

Toren hatte mit seinen Vermutungen durchaus Recht, denn sein Bruder benutzte tatsächlich diesen nur noch

wenigen Menschen bekannten Gang. Er war einst von Persivan I. angelegt worden, da die damaligen Zeiten schon sehr unsicher gewesen waren. Der geheime Weg führte unterhalb der Hafenstraße bis zur Anlegestelle der einstigen kaiserlichen Schiffe und hatte so als letzte Fluchtmöglichkeit des Staatsoberhauptes und seiner Familie gedient.

Der Hafen Tharons befand sich außerhalb der eigentlichen Stadt an einer Stelle, an der das Flussbett deutlich tiefer war. Von dort aus war es möglich, ohne Schleusen direkt bis an die Mündung des Ihreas und somit auf das Meer zu fahren. Das alles berichtete Toren den anderen Männern, während sie in die privaten Gemächer Pargons gelangten.

Natürlich war der Gesuchte nicht mehr hier. Toren begab sich mit Yard und Gwendon in das geräumige Schlafgemach, von dem der ehemalige General wusste, dass sich hier der Eingang des geheimen Ganges befand. Ein riesiges Bett, das mit einem Insektennetz überdeckt war, beherrschte den Raum. Bezeichnenderweise befand sich noch immer das Wappen der Kaiser am Kopfteil und die samtene Wäsche war ebenfalls ein Relikt aus der Zeit der alten Herrscher. Gegenüber befand sich ein Kamin, der mit Abbildern von Fabelwesen und Chimären verziert war. Die Augen der Figuren bestanden aus Edelsteinen.

Toren konnte sich noch dunkel daran erinnern, dass einer dieser Edelsteine als Knopf für den Mechanismus der verborgenen Tür diente. Andoran selbst hatte ihm die Funktion einst gezeigt. Der Schmied wusste nur nicht mehr genau, welcher es gewesen war und so drückte er einige der Steine vergeblich. Doch schließlich fand er den richtigen Knopf und der Kamin

bewegte sich mit einem knirschenden Geräusch in einer halben Umdrehung zur Seite.

Der Fußboden hinter der Öffnung, die sich nun auftat, war sehr staubig und offenbar schon lange nicht mehr betreten worden. Doch jetzt war eindeutig eine Fußspur zu erkennen, die erst kürzlich entstanden sein konnte. „Ich wusste es, er hat diesen Weg genommen“, bemerkte Toren. Er nahm sich schnell eine der Fackeln von der Wand und entzündete sie. Eine schmale, steil hinabführende Wendeltreppe wurde im Lichtschein sichtbar. Ein eiserner Handlauf begleitete diesen engen Durchlass, der sich tatsächlich zwischen zwei Wänden des Flügels befand.

Die drei Männer betraten die Treppe, die sich in vielen Windungen nach unten in das Kellergewölbe des Palastes drehte. Sie endete direkt in einem kerzengeraden Schacht, dessen Wände aus feuchtem Felsgestein bestanden und dessen Decke nur eben eine Mannshöhe erreichte.

Gwendon war am größten und musste bereits seinen Kopf einziehen, um hindurchgehen zu können. Zu seinem Glück änderte sich dieser Umstand jedoch bald, denn der schmale Schacht mündete nach einer Biegung unvermutet in einem größeren Gang, so dass die Gefährten sich nun schneller bewegen konnten. Auch dieser Teil des unterirdischen Systems war schnurgerade und führte in seiner Länge quer durch die gesamte Stadt; nur eben tief unter ihr.

Plötzlich erkannte Toren, der vorausging in weiter Ferne einen Lichtschein, der nur von einer Fackel herühren konnte. Er machte seine Freunde darauf aufmerksam: „Dort vorn, das muss er sein. Schnell, lasst

uns laufen, dann bekommen wir Pargon noch zu fassen.“

Die drei Männer rannten nun in großer Eile los. Der Luftzug wehte ihre eigene Fackel beinahe aus, so dass sie sich praktisch in der Dunkelheit fortbewegten. Doch diese Eile machte sich bezahlt, denn ihr Ziel rückte näher und näher. Bald erkannten sie die Umrisse eines Mannes, der sich ebenfalls eilig durch den Gang bewegte. Er schien sie bisher noch nicht bemerkt zu haben, doch schließlich drehte er sich um und schrie erschrocken auf. Zunächst sah es so aus, als wolle er die Flucht ergreifen. Doch dann blieb er einfach stehen und wartete, bis sich die drei Gefährten auf Rufweite genähert hatten.

Im Lichtschein des Feuers erkannten sie, dass es tatsächlich Pargon war, der dort vor ihnen stand. „Bleibt stehen, oder ich werde ihre Macht an euch ausprobieren“, rief er ihnen warnend zu und hielt den Männern die Metallbarren drohend entgegen. „Es sind Metalle der Stärke und des Mutes und sie besitzen besondere Eigenschaften. Ich kann euch damit töten, wenn ich es will; also, lasst ab von mir und geht zurück.“ Die Stimme Pargons überschlug sich bei seinen Worten, sie schien von einem Wahnsinnigen zu kommen. Aber sie besaß auch einen bestimmten Unterton, als wüsste ihr Besitzer sehr genau, wovon er sprach.

Die Freunde blieben deshalb stehen und berieten sich flüsternd. „Er könnte mit seiner Warnung recht haben“, sagte Toren leise zu Yard. „Pargon weiß sicher sehr viel über die Metalle und hat ihre Wirkung möglicherweise schon ausprobiert. Vielleicht haben sie sich dabei wirklich als Waffen herausgestellt, wir müssen sehr vorsichtig sein.“

Doch statt zurückhaltend zu sein, trat Yard plötzlich vor und stellte sich Pargon selbstbewusst entgegen. „Ihr könnt sie nicht benutzen, denn Ihr seid nicht von ihnen erwählt worden. Gebt sie mir zurück, sonst werden sie Euer Untergang sein.“ Yards Stimme klang in diesem Moment wieder so majestätisch, wie schon einige Male in ähnlichen Situationen. Sein Wesen war kraftvoll und von einem starken Willen beseelt. Weder Toren noch Gwendon sahen die Hand Yards, die in diesem Augenblick den ersten Metallbarren in seiner Tasche fest umschloss. „Gebt sie mir wieder“, wiederholte Yard eindringlich.

Zunächst hatte es auch den Anschein, als folge Pargon tatsächlich der unerklärlichen Macht in der Stimme des jungen Mannes, doch dann erwachte er wie aus einem Traum und begann höhnisch zu lachen. „Bauernbursche, was weißt du schon über ihre Kraft? Ich habe sie lange studiert und weiß, wie ich sie zu benutzen habe. Die drei mächtigsten Metalle sind in meinem Besitz, den Rest benötige ich nicht mehr. Die Waffe, die ich daraus herstelle, wird Macht und Stärke heißen; meine Macht und meine Stärke. Niemand wird mich dann mehr aufhalten können.“

Langsam bewegte er sich rückwärtsgehend von den drei Männern fort. Er war der Meinung, sie würden nun wirklich zurückbleiben, doch die Gefährten folgten ihm weiter.

„Zum letzten Mal, bleibt stehen“, rief er ihnen hasserfüllt entgegen. Drohend hob er seine Faust, in der sich die drei anderen Metalle befanden. Yard und seine Freunde wichen jedoch nicht zurück, sondern kamen Schritt für Schritt näher.

„Gib endlich auf, Pargon. Du kannst sie nicht besitzen“, versuchte Toren auf seinen Bruder einzureden. Doch der nahm keine Vernunft an und verzog plötzlich wie irrsinnig sein Gesicht. „Ihr habt es nicht anders gewollt, sterbt“, brüllte er und streckte seine Faust aus.

Yard wurde von einer bösen Vorahnung angetrieben und lief auf seinen Gegner zu, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. „Lasst sie fallen“, rief er noch, doch da war es bereits zu spät. Drei gleißend helle Lichtstrahlen traten wie Speere aus Pargons Hand hervor. Die Gefährten warfen sich instinktiv auf den Boden, doch nicht sie, sondern der Urheber der Strahlen wurde von diesen mitten in sein Herz getroffen.

Ein armdickes Lichtbündel trat aus seinem Rücken wieder aus. Ein gellender Schrei ertönte in dem Tunnel und wurde hundertfach von den Wänden wieder zurückgeworfen. Pargon sank mit weit aufgerissenen Augen auf die Knie, öffnete seine Hand und ließ die Metallstücke fallen. Dann sackte er gänzlich nieder und blieb mit dem Gesicht nach unten liegen. Die hellen Lichtstrahlen verschwanden und die drei Barren lagen nun wieder vollkommen harmlos aussehend neben ihm.

Toren lief auf seinen Bruder zu, kniete sich nieder und drehte ihn vorsichtig um. Es war noch etwas Leben in Pargon, aber seine Augen waren trüb und er zitterte am ganzen Körper. „Was ..., was ... ist geschehen?“, fragte er mit ersterbender Stimme.

„Du warst nicht würdig“, antwortete Toren ernst und traurig. „Du hättest auf uns hören und die Metalle zurückgeben sollen. Sie erkannten ihren wahren Besitzer und richteten sich deshalb gegen dich.“

„Wir ..., wir waren ... zum Herrschen ... ausgewählt.“
„Nein, das waren wir niemals. Unsere Aufgabe war es, zu dienen, doch du hast das nicht wahrhaben wollen; dein ganzes Leben lang nicht.“ Diese letzten Worte Torens vernahm sein Bruder bereits nicht mehr, seine Augen waren gebrochen und er lag reglos in den Armen des Schmiedes. Stumm vor Trauer legte Toren Pargons Kopf vorsichtig auf den Boden und weinte leise.

Seine beiden Freunde standen schweigend daneben und betrachteten die so ungleichen Brüder. Uneinsichtig bis zum letzten Atemzug war Pargon gewesen, dennoch war Torens Schmerz nur allzu verständlich. Der stille Augenblick wurde jedoch jäh unterbrochen, denn eine Stimme rief plötzlich in der Ferne: „Zurück, zurück, sie haben ihn getötet. Der Senator ist tot, zurück auf das Schiff.“ Es handelte sich eindeutig um Vendorians Stimme, die dort gerufen hatte. Er war mit zwei Begleitern in den Tunnel gestiegen, um nach seinem Herrn zu sehen, der bereits deutlich über der vereinbarten Zeit war. Im Licht des Fackelscheins hatte er nun beobachtet, wie Pargon niedergelegt wurde und sich nicht mehr regte. Sofort machte er kehrt und floh mit den beiden anderen Männern dem Ausgang des Tunnels entgegen.

Gwendon war im Moment allein in der Lage zu reagieren und hastete den Flüchtenden hinterher. „Ich versuche sie einzuholen“, rief er seinen Gefährten noch zu, dann war er bereits in der Dunkelheit verschwunden. Yard wusste zunächst nicht, ob er dem Hochländer folgen oder lieber bei Toren bleiben sollte. Doch sein alter Freund erhob sich jetzt und sagte: „Lass sie laufen. Auch Gwendon wird sie nicht mehr

einholen können. Ihr Schiff ist sicher schon zum Auslaufen bereit und uns liegt im Moment nichts daran, sie in unsere Hände zu bekommen.“

Yard legte Toren die Hände auf die Schultern. „Du hast deinen Bruder verloren. Obwohl er dein erklärter Feind war, tut es mir furchtbar leid. Vielleicht hätten wir ihn gehen lassen sollen.“

„Nein“, antwortete Toren kopfschüttelnd. „Es war wichtig, dass wir die Metalle vor seiner Machtgier retteten. Meinen wirklichen Bruder habe ich schon vor langer Zeit verloren. Er hätte nur sich und uns alle in das sichere Unglück gestürzt. Du bist auserwählt, Yard und nur du kannst die Barren zu ihrem wahren Zweck zusammenfügen.“

Die beiden Freunde wurden nach einiger Zeit durch sich nähernde Schritte abgelenkt und blickten in die Richtung, aus der sie kamen. Es war natürlich Gwendon, er zog ein sehr betrübtetes Gesicht, als er bei seinen Freunden angelangte. „Sie sind mir auf einem Schiff entkommen, das schon auf sie gewartet hatte“, sagte er enttäuscht. „Kurz bevor ich sie erreichen konnte, legten sie ab. Vendorian und mehrere der Senatoren befanden sich an Bord und winkten mir noch hämisch zu. Ich wünschte, ich hätte sie in die Finger bekommen.“

„Sollen sie nur immer fortsegeln“, antwortete Toren. „Sie sind nicht mehr wichtig für uns und ich glaube, ich kenne ihr Ziel.“ Er hob eine der noch brennenden Fackeln auf und warf einen letzten Blick auf den Leichnam seines Bruders. „Lasst uns gehen. Ich werde bald veranlassen, dass man ihn fortträgt und in einem einfachen Grab bestattet. Doch das hier sollten wir nicht

vergessen.“ Toren hob die drei Metalle auf und überreichte sie Yard.

Der junge Mann nahm sie zögerlich entgegen und betrachtete sie im Feuerschein. So harmlos, wie sie nun in seiner Hand lagen, war es fast unglaublich, welche Kraft in ihnen steckte. Yard nahm den Brustbeutel auf, den Pargon ihm abgenommen hatte und steckte alle Metalle dort hinein. Jetzt befanden sich schon vier der fünf Metallstücke in seinem Besitz. Doch auch der letzte Barren musste noch gefunden werden und Yard hatte nicht die geringste Ahnung, wo er suchen sollte. Der einzige Mann, der ihm vielleicht darauf eine Antwort hätte geben können, lag nun tot in diesem Gang. „Kommt, die Menschen warten draußen“, sagte Toren und die drei Freunde schritten daraufhin den langen Weg bis zum Palast zurück.

Als sie aus dem Portal heraustraten sahen sie, dass die Leute noch immer auf dem Platz ausharrten und sich ihre Zahl dabei sogar noch vergrößert zu haben schien. Zunächst achtete niemand auf die drei Männer, doch plötzlich rief eine Stimme: „Dort sind sie. Seht, sie kommen heraus.“ Alle Augen richteten sich nun auf Yard und seine Gefährten und ein unbeschreiblicher Jubel erhob sich wie ein aufkommender Sturm. Es war Ersephas, der Dorfvorsteher gewesen, der Yard erkannt und gerufen hatte. Er ließ es sich nicht nehmen, zusammen mit seiner ganzen Familie nach Tharon zu gehen, um den großen Ereignissen beizuwohnen.

Die Leute auf dem Platz wussten jedoch noch nicht, welcher der drei Männer denn nun der Sohn der Tauris war, und so eilte Optian die Treppe hinauf und deutete auf Yard: „Bewohner von Tharon und anderer

Orte. Seht, dieser junge Mann ist es, auf den wir so lange gehofft haben.“

Wieder brach Jubel aus und Yard fühlte sich angesichts der unerwarteten Situation etwas überrumpelt. Im Grunde hatte er sich schon länger vor einem solchen Augenblick gefürchtet, doch nun kam er nicht umhin, zu all den wartenden Menschen zu sprechen. Mit heftig pochendem Herz legte er sich die Worte zu recht und trat einen Schritt vor. Sofort wurde es still auf dem Platz und Abertausende Augenpaare sahen nur ihn an. „Bürger von Tharon“, begann er seine Ansprache vor Aufregung ganz heiser. „Euer Mut und eure Einigkeit haben heute etwas geleistet, das für alle Völker ein Vorbild sein soll. Ihr habt euch durch eure Entschlossenheit von der Tyrannei des Senats ganz ohne Gewalt befreit.“

Die Menschen begrüßten Yards lobende Worte laut-hals. „Wirst du unser Kaiser sein?“, riefen viele Stimmen ihm zu.

Der junge Mann ließ seinen Blick über die Massen streifen und sah in viele hoffnungsvolle Gesichter. Sie alle hatten harte Jahre der Furcht und Unterdrückung hinter sich und vielleicht standen ihnen noch viel schwerere Zeiten bevor. Wollte und konnte er, der Junge aus dem Welkenland, sich wirklich an die Spitze eines ganzen Volkes stellen und es anführen? In seinen Gedanken beging er noch einmal die Reise, die hinter ihm lag. Er sah all die Gesichter jener Freunde, die er gewonnen hatte. Sie waren so unterschiedlich in ihrer Lebensweise, dennoch würden sie alle für dasselbe Ziel kämpfen und ihm vertrauen. Yard nickte. „Ja“, rief er. „Wenn ihr es wollt, werde ich euer Kaiser sein.“

Wieder brach heftige Begeisterung unter dem Volk aus und die anwesenden Truppen ließen ihr schon bekanntes rhythmisches Schlagen mit Schwert und Schild erklingen.

„Doch vor uns liegt ein steiniger Weg“, fuhr Yard fort. „Ich selbst bin nur ein kleiner Teil von allem und benötige all eure Hilfe. Viele wissen nicht, dass eine große Gefahr aus dem Norden droht.“ Schlagartig wurde es wieder still und die Menschen lauschten gebannt und teilweise verängstigt Yards erklärenden Worten. Die meisten hörten jetzt zum ersten Mal von der Existenz des dunklen Volkes. Yard war sich darüber bewusst, dass er die Worte sehr behutsam wählen musste, dennoch beschönigte er nichts und erzählte den Leuten alles, was er wusste.

Die Zuhörer entsetzten sich bei dem Bericht des jungen Mannes, etliche gerieten in Wut als sie hörten, dass ihr früherer Senat dem Feind Waffen als Pfand geliefert hatte, die nun gegen Menschen eingesetzt wurden. Zudem waren die Tharoner ziemlich ratlos, und die Frage, was denn nun zu tun sei, beschäftigte den Großteil der Leute.

„Ich werde zur Stunde einen Rat einberufen und bitte alle, die etwas Wichtiges dazu zu sagen haben, daran teilzunehmen“, rief Yard dem Volk zu. „Wir werden den Rat im Palast in der Halle des Senats abhalten, die ab jetzt jedem zu diesem Zweck offenstehen soll.“

Der Vorschlag wurde gern und schnell in die Tat umgesetzt. Es meldeten sich viele Redner und Zuhörer an, die sich aus etlichen Dorfvorstehern, Abordnungen der Stadtteile und Armeeangehörigen zusammensetzten. Der große Kuppelsaal füllte sich rasch und war belebt von dem Stimmengemenge der Menschen

Tharons, die ihr Schicksal nun gemeinsam in die Hand nehmen wollten.

Yard und seine Gefährten, darunter auch Lesio und Artias, die nicht mehr von seiner Seite weichen wollten, betraten als letzte den Saal und wurden wieder stürmisch begrüßt. Man einigte sich schnell darauf, Optian den Vorsitz für diese erste, historische Sitzung zu überlassen, da der General den Armeeaufstand initiiert und geleitet und somit zum Gelingen dieser friedlichen Revolution beigetragen hatte. Stolz nahm er die für ihn sehr große Ehre an und eröffnete mit wenigen, aber gewichtigen Worten den neuen Rat von Tharon.

Zur Freude aller Anwesenden war seiner Rede zu entnehmen, dass sich mittlerweile alle Armeeteile dem Aufstand angeschlossen hatten und den Befehlen des zukünftigen Kaisers bedingungslos folgen würden. Damit standen immerhin sechzigtausend Mann unter Bewaffnung zur Verfügung. Zusammen mit vielen anderen wehrfähigen Männern konnte also eine schon recht schlagkräftige Armee aufgestellt werden, um dem Feind entgegenzuziehen.

Doch so weit war es leider noch nicht; zunächst mussten viele Berichte und Erklärungen abgegeben werden. Toren begann diesmal und erzählte seine ganze Geschichte, die dann von Yard und Gwendon später um ihre Anteile ergänzt wurde. Der junge Mann zeigte der staunenden Gemeinde die vier Metalle und erklärte die Bedeutung dazu. Dann erwähnte er das fehlende Stück und bat alle Zuhörer, die jemals etwas darüber gehört hatten, ihr Wissen preiszugeben.

Tatsächlich gab es dann einige Redner, die von der Geschichte der Metallstücke wussten und Vermutungen

über den Verbleib der Barren aufstellten. Doch leider konnte keiner von ihnen genaue Angaben darüber machen und so blieb der Aufenthaltsort des letzten Metalls weiterhin verborgen.

Die Versammlung dauerte bis in die späten Abendstunden dieses so ereignisreichen Tages und trotzdem blieben viele Fragen unbeantwortet. Dennoch waren die meisten Beteiligten zufrieden, denn ein erster Schritt im Kampf gegen den herannahenden Feind war immerhin getan. Die Menschen von Tharon wussten nun, was sie erwartete, und dass sie nicht allein mit ihrem Schicksal waren.

Yard saß noch lange mit seinen Gefährten in einer kleinen Wachunterkunft beisammen, die sie sich als Aufenthaltsort gewählt hatten. Der noch ungekrönte Kaiser ließ von hier aus Boten aussenden, die in allen Himmelsrichtungen um kampffähige Männer werben sollten. Eine große Heerversammlung sollte in Tharon stattfinden, von wo aus man dann dem Feind entgegenziehen wollte.

Das alles beschäftigte die Männer bis in die Nacht. Erst dann brach eine ruhigere Stunde für Yard und Torean an, in der sie zusammentrafen und sich lange unterhielten. Der ehemalige Schmied war aufgrund seiner Erfahrungen und seiner Geschichte vom Rat der Generale zum obersten Heerleiter ernannt worden; eine Aufgabe, die von nun an viel Zeit von ihm forderte. Doch nun stand er allein mit Yard auf einem Balkon des Palastes zusammen. Er hatte seinen jungen Freund träumend in den Nachthimmel blickend vorgefunden. Es war eine klare Nacht, die Sterne leuchteten am südlichen Himmel wie Diamanten die in einem schwarzen Samtkissen lagen.

„Du bist sehr nachdenklich an diesem milden und schönen Abend“, stellte Toren fest.

„Ich muss an unsere Freunde denken“, antwortete Yard. „Wie mag es jetzt Barra und Yassur gehen? Leben sie überhaupt noch?“

„Ich bin sicher, dass sie noch am Leben sind. Mag es ihnen gut oder schlecht ergehen, aber sie werden sich durchschlagen. Doch ich glaube, das ist noch nicht alles, was dich beschäftigt.“

Yard lächelte, obwohl ihm eigentlich gar nicht danach war. Doch Toren hatte ihn wieder einmal durchschaut, es war nicht möglich, etwas vor ihm zu verbergen.

„Nein, das ist noch nicht alles“, gab der junge Mann zu. „Ich frage mich andauernd, ob es wirklich Anikas Stimme gewesen ist, die ich hörte? Oder war es nur ein böses Spiel des Feindes? Ich muss es herausfinden, es ist schon so viel Zeit ungenutzt verstrichen.“

„Du darfst dich nicht zu sehr quälen und vor allem keine übereilten Schritte unternehmen. Darauf lauert er nur“, riet Toren ihm ernsthaft. „Er hat Angst vor dir und deiner Bestimmung bekommen, das beweist sein Versuch, dich schon aus der Ferne zu beeinflussen. Wenn Anika noch lebt, dann weiß er nun, wie sie zu dir steht und wird sie schonen, um sie als Pfand gegen dich einzusetzen.“ Toren hatte schon längst Yards wahren Gefühle für die junge Frau erkannt und wusste, dass sie nicht mehr eine harmlose Jugendschwärmerei und somit der Schwachpunkt seines Freundes waren.

Das konnte natürlich gefährlich für alle werden. Er nahm sich vor, in dieser Beziehung besonders auf Yard zu achten. Dennoch war der ehemalige Schmied auch zuversichtlich, denn der Feind begann Fehler zu

machen. Dessen Furcht vor den vereinten Völkern als Gegner verleitete ihn zu unüberlegten Handlungen. Dass sich bereits etwas Großes in dieser Hinsicht tat, konnte Toren zu dem Zeitpunkt natürlich noch nicht ahnen ...

Die Befreiung

Die geflügelten Wesen stießen furchtbare Schreie bei ihrem Herannahen aus. Viele der Verteidiger gerieten in Panik und flohen von der Wehrmauer. Lediglich die skalizischen Bogenschützen bildeten noch eine feste Reihe und spannten abwartend ihre Sehnen. Die Zahl der Angreifer war noch nicht genau auszumachen, da sie in einem dichten Pulk flogen; es mussten jedoch wenigstens einhundert schwarze Drachen sein, die schon bald in Schussweite kamen.

Als ihnen die ersten Pfeile entgegenflogen, stoben sie auseinander und flogen in kleineren Gruppen über die Stadt. Ihre Reiter warfen rauchende Kugeln ab, die kurz nach ihrer Landung auf dem Boden oder den Dächern explodierten. Die Detonationen rissen riesige Löcher in die Straßen und die getroffenen Häuser fing an zu brennen. Die Menschen schrien auf und liefen ziellos in den Straßen umher, um den verheerenden Waffen der Feinde zu entgehen. Die Geflügelten beließen es aber nicht bei dem einen Mal, sondern warfen wieder und wieder ihre böse Fracht ab.

Die Sprengungen erschütterten das Mauerwerk und den Mut der Menschen. Alus versuchte verzweifelt, genügend Bogenschützen zu sammeln, um sie auf die ganze Stadt verteilen zu können. Zur selben Zeit griffen auch die Bodentruppen des Gegners wieder an, doch die Reihen der Verteidiger waren inzwischen so sehr gelichtet, dass ein weiterer Sturm auf die Wehrmauer kaum noch aufgehalten werden konnte.

Der Widerstand der Menschen von Markestiana brach an allen Stellen zusammen und auch ihre Verbündeten schienen aufzugeben. Hilflos mussten die Gholaner mit ansehen, wie eine große Gruppe der Drachen-

reiter ihre Schiffe im Hafen zerstörte und eines nach dem anderen sank.

Mittlerweile sammelte Benjagus seine Männer, um so viele Frauen und Kinder wie nur möglich in die Kanäle unter der Stadt schaffen zu können. Er hielt den Zeitpunkt für gekommen. Und in der Tat, eine weitere Explosion ereignete sich direkt vor dem Nordtor, welches durch die Wucht der Druckwelle teilweise aus seinen Angeln gehoben und ausgerissen wurde. Holz- und Metallsplinter flogen weit umher und verletzten einige der Menschen, die hinter dem Tor Barrikaden aufgebaut hatten. Überall in der Stadt waren die Schreie der Verwundeten und Verzweifelten zu hören. Schon zwängten sich die ersten Wartans durch den Spalt des Tores und gelangten wild brüllend hinein.

Alus scharfte die letzten Mutigen, darunter Barra und Yassur, sowie die Ritter von Nim Katun um sich und stellte sich mit ihnen den Eindringlingen entgegen. Mit all ihrer Wut trieben sie die Feinde zurück und töteten die, welche nicht weichen wollten. Barras Axt bekam viel zu tun und zusammen mit Yassur stellte der Dwane ein unüberwindbares Hindernis dar.

Der General bewunderte den ungebrochenen Kampfmuth der beiden Freunde. Dennoch war er sich darüber klar, dass auch sie das Blatt nicht mehr zu wenden vermochten. Die gesamte Verteidigung war bis auf die wenigen Männer am Tor zusammengebrochen. Das dunkle Volk würde schließlich auch über Markestiana herfallen, wie ein Raubtier über seine Beute.

Noch immer dröhnten die Explosionen in der schon stark zerstörten Innenstadt und eine wahre Flut von Wartans ergoss sich nun über die Wehrmauer und durch das Tor.

Inmitten all des Schlachtens und Kämpfens lief ein Beobachtungsposten auf Alus zu, kämpfte sich den Weg frei und rief: „Herr, eine Armee ist aus Richtung Osten im Anmarsch und rückt auf das Schlachtfeld zu.“

„Noch mehr Feinde?“, fragte der Offizier resignierend.

„Nein Herr, es sind tharonische Soldaten und sie werden von sehr vielen Dwanen begleitet.“

„Tharoner und Dwanen?“, rief Barra erstaunt aus, denn er hatte die Nachricht mitbekommen. „Von wo genau kommen sie?“, fragte er den Posten.

Der Mann deutete in die ungefähre Richtung. „Sie sind nicht weit entfernt“, sagte er, froh darüber, eine solche Meldung überbringen zu können.

„Dwanen, das muss ich einfach sehen. Komm, Yassur, schnell auf die Wehrmauer zurück.“ Mit unglaublicher Energie und Zähigkeit bestieg der kleine Mann die Treppe und kämpfte gegen die Feinde an, die gerade über die Mauer gelangt waren. Der Dschammallaner und Alus folgten ihm.

Oben angekommen sahen sie etwas, das sie sich nicht mehr zu träumen gewagt hatten. Eine etwa fünftausend Mann starke Reiterei, sowie gut zehntausend schwerbewaffnete Dwanen stürmten mitten durch die Reihen der Feinde und rieben deren östliche Flanke auf. Die wütenden Kampfschreie der neuen Angreifer schallten herüber und verwirrten die vorderen Linien der Wartans. Mitten in ihrem letzten Sturm hielten sie inne und betrachteten ungläubig diese erneute Wende in der schon fast gewonnenen Schlacht.

Tharoner und Dwanen waren dem Gegner an Zahl weit unterlegen, aber ihr Angriff kam so unerwartet und war so präzise geführt, dass es ihnen gelang, eine

breite Schneise in die feindlichen Truppen zu schlagen. Vor allem die Dwanenkämpfer führten eine scharfe Klinge und schafften es bald darauf, einen großen Teil der verwirrten Gegner in die Flucht zu treiben.

Die Ereignisse überschlugen sich nun, während Alus von erneuter Hoffnung beseelt wieder Männer um sich sammelte, um einen Ausfall zu wagen, erlebten auch die Drachenreiter in der Luft eine böse Überraschung. Noch ehe sie richtig begriffen was geschah, wurden sie oder ihre Reittiere von Pfeilen getroffen und stürzten ab. Helle Trompetenklänge erfüllten plötzlich die Luft. Sie stammten von den weißen Cerah der Alven, die in großer Zahl aus dem Süden heranflogen. Die Sonne strahlte diese herrlichen Tiere und ihre Reiter an, während sie sich mutig auf ihre Feinde stürzten. Es erfolgte ein Luftkampf, der von vielen Menschen unten in der Stadt staunend beobachtet wurde.

Die schwarzen Drachen unterlagen den weitaus gewandteren Cerah und ihre Reihen lichteten sich sehr schnell. Einige der hässlichen Wesen fielen auf die Dächer und richteten sterbend noch beträchtlichen Schaden an, während der Rest von ihnen die Flucht ergriff. Die Krieger der Alven ließen sie jedoch nicht entkommen, sondern nahmen sofort die Verfolgung auf. Ihre goldenen Haare wehten wie Rachebanner im Wind und die weißgefiederten Pfeile verfehlten niemals ihr Ziel, so dass am Ende keiner der Feinde seinem Schicksal entging.

Zur selben Zeit kämpfte sich die tharonische Armee unter Tiemonas' Leitung zusammen mit den Dwanen den Weg zum Nordtor frei, während Alus und etwa

fünfhundert Mann aus dem Tor ausfielen. Die vormals so siegessicher gewesenen Belagerer sahen sich plötzlich in der Klemme zwischen den beiden Gruppen und wehrten sich verzweifelt. Der Nachschub ihrer Artgenossen war bereits abgebrochen, da alle Wartans beim Anblick der weißen Cerah panisch die Flucht ergriffen und ihr eigenes Lager überrannt hatten.

Voller Entsetzen musste der Anführer der dunklen Armee mit ansehen, wie sich sein zum Greifen nah geglaubter Sieg nun in Nichts auflöste. Seine geflügelten Brüder waren vernichtend geschlagen worden und die fliehenden Massen seiner Armee konnten nicht mehr aufgehalten werden. Auch ihm selbst blieb deshalb keine andere Wahl, als zusammen mit den anderen Sauroden den Rückzug anzutreten und die Reste der Truppen weiter nördlich von hier wieder zu sammeln.

Diese so plötzlich eingetretene Niederlage würde jedoch ewig an ihm haften bleiben, er hatte sich dafür vor dem Erhabenen zu verantworten, was vielleicht auch sein Todesurteil sein konnte. Fauchend und mit vor Wut aufgerichtetem Kamm gab er das Zeichen für den Rückzug und bestieg sein Pferd.

An einer anderen Stelle des Schlachtfeldes trafen sich zwei ungleich große Gruppen von Kriegern und bejubelten ihren Sieg. Tiemonas und Alus umarmten sich herzlich und schüttelten sich die Hände. Knöcheltief im Blut der Feinde wattend und umgeben von beißendem Rauch, betrachteten sich die beiden tharonischen Offiziere.

„In der Stunde größter Not seid ihr erschienen und habt Markestiana vor dem Untergang gerettet. Wir

glaubten uns schon verloren, denn der Feind drang bereits in die Stadt ein“, begrüßte Alus die Retter.

„Ihr habt einer großen Gefahr wahrlich lange widerstanden“, antwortete Tiemonas anerkennend. „Wir sind froh, dass wir noch rechtzeitig kommen konnten. Euer Bote ist Tag und Nacht geritten, um uns zu erreichen. Doch haben wir schon zuvor von der Belagerung Markestianas gehört. Vor etlichen Tagen kam nämlich ein junger Mann mit seinen beiden Gefährten in unser Kriegslager und berichtete uns von der Invasion der Feinde.“

Eben kamen Barra und Yassur hinzu, hörten die Worte des Generals und bedrängten ihn sofort. „Sagt, war es ein junger Mann in Begleitung eines älteren mit silbernem Haar und eines Hochländers aus Kayhlien?“, fragte Barra aufgeregt.

„Ja, in der Tat, von denen spreche ich gerade. Ihr kennt sie?“

„Natürlich, sie sind unsere Freunde. Wisst Ihr, wie es ihnen geht?“

Der Tharoner ließ ein leises Lächeln auf seinen Lippen spielen, denn er wusste nun, mit wem er es zu tun hatte. „Als sie bei uns waren, ging es ihnen sehr gut. Ihr müsst demnach jener Barra Kan und Euer Gefährte Yassur der Dschammallaner sein, von denen uns eure Freunde so viel erzählt haben.“

„So ist es“, antwortete Barra stolz. „Die Genannten stehen vor Euch.“

„Dann lasst uns die Hände reichen, Herr Dwane. Ich habe viel von euch gehört. Mein Name ist Tiemonas, ich bin General dieser Armee, von der ein großer Teil eure Gefährten nach Tharon begleitet.“

Die Männer schüttelten sich freundlich die Hände, wobei noch so manches erklärende Wort fiel, um sich besser zu verstehen.

Lediglich Alus blickte verwundert lächelnd hin und her. Noch erfasste er die Zusammenhänge nicht ganz, aber die meisten Dinge erriet er bereits. Um jedoch ganz den Überblick zu erhalten, wandte er sich nun wieder an Tiemonas und fragte: „Da diesen beiden Männer während der gesamten Zeit, die ich mit ihnen verbrachte, nicht zu Verrätern an ihren Freunden werden wollten, könnt Ihr mir vielleicht sagen, welche Aufgabe die genannten Männer verfolgen und weshalb Ihr ihnen einen Teil Eurer Armee überlassen habt?“

„Das ist leider nicht so schnell erzählt, wie Ihr Euch das möglicherweise vorstellt“, antwortete der Gefragte ernst. „Und der Grund wird Euch als tharonischen Offizier möglicherweise auch nicht gefallen, denn wir sind im Grunde Aufständische gegen den Senat geworden. Wir handelten nicht im Auftrag Tharons, sondern auf die Bitte des jungen Mannes, von dem wir bereits sprachen.“ Der General blickte Alus forschend an, denn er erwartete nun eine entsetzte, oder zumindest eine stark verwunderte Reaktion seines Gegenübers.

Doch stattdessen nickte der Anführer Markestianas nur verstehend. „Es muss also noch mehr hinter diesem Mann stecken, als ich zunächst vermutete“, bemerkte Alus und blickte Barra und Yassur dabei vielsagend an.

„Es wird Euch vielleicht verwundern, wenn ich Euch sage, dass es sich um einen todgeglaubten Sohn von Andoran Tauris, unseres letzten Kaisers handelt“,

setzte Tiemonas fort. „Er erhebt somit berechnigte Ansprüche auf den Thron und kann seine Herkunft auch beweisen. Meine Männer und ich wurden mit wenigen Worten und Taten überzeugt, obwohl wir anfangs sehr misstrauisch waren. Doch nun werden wir treu zu ihm halten, egal was geschieht.“ Der General war dabei sehr ernst geworden und erwartete heftigen Widerstand, doch keiner der anderen Männer widersprach ihm. Ganz im Gegenteil, Alus stimmte ihm sogar sofort zu.

„Auch ich sehne mich nach einer neuen Zeit“, sagte er mit fester Stimme. „Ihr werdet nicht einen einzigen Stadtrat mehr in Markestiana vorfinden, sie sind alle geflohen und haben ihr Volk im Stich gelassen. Stattdessen kamen uns unsere vermeintlichen Feinde zur Hilfe, ohne die wir längst verloren gewesen wären. Nach dieser unendlich langen, furchtbaren Schlacht hat sich vieles verändert. Wir sollten nach Tharon ziehen und dem besagten jungen Mann dabei helfen, sein Ziel zu erreichen. Es weht ein neuer Wind, ich kann es spüren.“

Tiemonas war hocheifrig und dankbar für diese Worte. Er umarmte Alus erneut und drückte ihn an sich. Es dachten also auch noch andere Männer so wie er. Möglicherweise gelang es ihnen tatsächlich gemeinsam, Yard Tauris bei seiner schweren Aufgabe zu unterstützen, dann war noch nicht alles verloren. Der General ahnte dabei nicht, dass zur Stunde in Tharon bereits alles auf des Messers Schneide stand ...

Während sich die vereinten Truppen nun auf den Einmarsch in die befreite Stadt vorbereiteten, stießen auch die Dwanenkrieger, sowie die Alven hinzu. Sie wurden stürmisch begrüßt und Alus dankte ihnen für ihr

Erscheinen. In der Nähe des Kriegslagers hatten sie die letzten Widerstandsnester der dunklen Armee bekämpft und brachten nun die endgültige Siegesnachricht. Die langen Reihen der kleinen, aber stämmigen Männer gaben ein prachtvolles Bild ab. Vor allem Baras Augen leuchteten vor Stolz bei diesem Anblick.

Der oberste Häuptling, Gasria, vom Stamm der Bal, trat vor. Er war ein mächtiger Mann unter den Dwanen und ein typischer Vertreter seines Volkes. Wie fast alle Krieger trug auch er ein schweres, goldenes Kettenhemd über dem Lederwams. Ein ebenso goldener Helm mit weißen Vogelschwingen an den Seiten krönte seinen Kopf, der von einem langen, bereits ergrauten Bart umrahmt wurde. „Sie sind in die Flucht geschlagen und ihre hässlichen Drachen werden von den Alven verfolgt“, sagte er mit tiefönender Stimme zu Tiemonas. Danach verbeugte er sich höflich vor den anderen Männern und stellte sich vor.

In seiner Begleitung befand sich noch eine andere Gestalt, deren majestätische Erscheinung großen Eindruck auf die Umstehenden machte. Ganz in weiß gekleidet stand nun auch Aldanon, der Fürst der Alven vor den staunenden Männern. Er begrüßte sie mit einem schweigenden Kopfnicken, hielt sich jedoch ansonsten zurück und überließ das Reden den Anderen. Endlich machte sich die bunte Gemeinschaft der Sieger auf den Weg in die Stadt, wobei Tiemonas berichtete, wie es zu der Zusammenkunft mit den Dwanen und Alven gekommen war. Seine Armee hatte den Markesta bei der Furt von Osiak überquert und war so in das Grenzland zwischen Dwanengebirge und Wargland gelangt. Dort stießen sie auf die zehntausend Krieger des Dwanenvolkes, die sich hier gesam-

melt hatten, um ihre Grenze zu sichern. Ausläufer der feindlichen Armee hatten auch in dieser Gegend schon ihr Unwesen getrieben.

Nachdem man sie gemeinsam aufgespürt und geschlagen hatte, erklärten sich die Dwanen bereit, Markestiana zu helfen, was vor allem ein Verdienst von Gasria gewesen war. Nach zwei Tagen kamen sie dann mit Kundschaftern der Alven zusammen, die ebenfalls die Gebiete nordöstlich des Flusses beobachteten. Die Angehörigen des Lichtvolkes wussten bereits durch Yard von der Bedrohung und befanden sich schon auf der Suche nach Tiemonas und seinen fünftausend Reitern, die sie eben hier in dieser Gegend vermutet hatten. Die einstigen Feinde schlossen nun einen Pakt und die Alven versprachen, so bald wie möglich Krieger zur Unterstützung zu schicken.

Aldanon hatte lange nachgedacht, bis er diesen Entschluss gefasst hatte. Schließlich sah er ein, dass sein Volk das Seinige dazu beitragen musste, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen; deshalb führte er nun seine Krieger auch persönlich an.

Während des Berichts von Tiemonas ließ Barra sich etwas zurückfallen und gesellte sich zu den Angehörigen seines Volkes, die er so lange vermisst hatte. Er sprach mit vielen Dwanen, um etwas über seine Familie zu erfahren und er hörte in der Tat viele Neuigkeiten.

Als er gerade in einem Gespräch vertieft war, vernahm er plötzlich eine altvertraute Stimme: „Barra? Barra, bist du das? Aber nein, das kann nicht sein, ich muss mich täuschen.“

Wie vom Blitz getroffen wirbelte Barra herum und blickte in das Gesicht ... seines Vaters. „Vater“, rief er und stürzte dem älteren Dwanen in die Arme.

„Barra, mein Sohn, du bist es wirklich“, schluchzte dieser. „Wie ist das nur möglich? Ich habe gemeint, dich für immer verloren zu haben.“ Weinend vor Glück standen die beiden kleinen Männer nun vor dem Nordtor, mitten unter all den getöteten Feinden, und umarmten sich lange Zeit. Alle, die an ihnen vorübergingen hatten Tränen der Rührung in den Augen, denn viele wussten von dem Schicksal Barras und dem langjährigen Schmerz seines Vaters.

„Wie ist es dir in all diesen Jahren nur ergangen, mein Junge?“, fragte Barras Vater, nachdem er sich ein wenig gefasst hatte.

Ein Schatten der bösen Erinnerung zog über das Gesicht seines Sohnes, doch dann hellten sich dessen Züge wieder auf. Yassur kam nämlich in diesem Moment auf sie zu. Der treue Dschammallaner war wie die meisten Männer schon durch das Tor geschritten, als er plötzlich seinen Freund vermisste und wieder umkehrte, um ihn zu suchen.

„Es war schwer für mich, die Heimat und mein Volk so lange zu vermissen“, antwortete Barra endlich seinem Vater. „Doch dank dieses Mannes hier habe ich es dennoch überstanden. Vater, das hier ist Yassur de-mein Achan, Dschammallaner und mein bester und treuster Freund“, sagte der Dwane und zog Yassur am Ärmel heran. „Das ist mein Vater, Berrack, Sohn Burrods“, stellte er den älteren Dwanen vor.

Die beiden ungleichen Männer reichten sich die Hände und schüttelten sie herzlich. Yassur ließ sein seltenes Lächeln sehen und sagte zur Begrüßung in

seinem ihm eigenen Akzent: „Ich freue mich, endlich zu sehen Euch. Barra hat mir stets erzählt viel von seiner Familie, so wie auch ich ihm erzählte von meiner.“ Berrack verbeugte sich nach Art der Dwanen und erwiderte die freundlichen Worte. „Auch ich freue mich, in Euch einen Freund in der größten Not für meinen Sohn kennen zu lernen. Es muss sehr schlimm für euch gewesen sein, unter diesen Bestien leiden zu müssen. Aber heute haben wir ihnen eine Lektion erteilt, die sie hoffentlich nicht so schnell vergessen werden. Wie ich hörte, habt auch ihr sehr hart kämpfen müssen. Ich hoffe, du hast deiner Familie Ehre gemacht, mein Sohn.“

„Euer Sohn hat gefochten für viele Männer. Ich bin stolz, mich zu nennen seinen Freund“, antwortete Yassur stattdessen. Mehr brauchte er auch nicht zu sagen, denn seine Worte waren so ernsthaft und überzeugend ausgesprochen, dass Berracks Augen vor Stolz leuchteten.

„Wir müssen uns jetzt beeilen, um in die Stadt zu kommen. Ich vermute, dass man bald eine Versammlung einberuft, und wir sollten daran teilnehmen“, schlug Barra vor.

Sein Vater und Yassur stimmten ihm zu und so gingen die drei Männer frohen Mutes auf das Tor zu.

Auf dem Schlachtfeld davor begannen bereits die Aufräumarbeiten, an denen sich viele Freiwillige beteiligten. Es war eine widerliche Aufgabe, welche die Männer vor sich hatten, denn die vielen Tausend Kadaver der getöteten Feinde mussten fortgeschafft werden, um das Aufkommen von Seuchen zu vermeiden. Die Leichen wurden mit großen Fuhrwagen in das zerstörte Kriegslager der dunklen Armee geschafft, wo

man sie zusammen mit den Zelten auf etlichen Scheiterhaufen zu verbrennen begann. Die Feuer sollten fortan tagelang brennen und erzeugten dichten, schwarzen Rauch, der sich darüber wie das Gespenst der vergangenen Schlacht erhob. Zum Glück wehte ein günstiger Wind vom Meer herüber, so dass der beißende Geruch nicht nach Markestiana getragen wurde.

Als Berrack, Barra und Yassur in die Stadt gelangten, folgten sie einfach dem langen Zug der Kämpfer in das Zentrum. Je weiter sie dort hineingelangten, desto mehr zerstörte Häuser sahen sie. Hier und da loderten noch vereinzelt Brände, die aber bald gelöscht wurden. Etliche Männer waren damit beschäftigt, Verwundete und Tote aus den Trümmern zu bergen und fortzutragen.

Trotz des Sieges war die allgemeine Stimmung sehr bedrückt. Es gab beinahe keine Familie in Markestiana, die nicht den Verlust irgendeines nahen Verwandten oder Freundes zu beklagen hatte. Dennoch verloren die Menschen in dieser schweren Stunde nicht den Mut und machten sich sofort an den Wiederaufbau ihrer Stadt, die sie doch mit ihrem Leben verteidigt hatten.

Ein Haus in diesem am schlimmsten betroffenen Viertel war jedoch seltsamerweise und sehr zur Freude nicht nur seines Besitzers verschont geblieben: Das Gasthaus von Lurgast war es, das noch ebenso unverehrt dastand, wie vor der Belagerung. Der Wirt hatte bereits wieder alle Hände voll zu tun, da er sich zum einen dazu bereit erklärt hatte, viele obdachlos gewordene Familien bei sich aufzunehmen (unentgeltlich

nämlich) und zum anderen war sein Schankraum einhellig zum Versammlungsort gewählt worden.

Auf Alus' und Benjagus' Vorschlag trafen sich hier nun alle Anführer und herausragenden Krieger der vergangenen Schlacht. Die gholanischen Kapitäne waren anwesend, ferner die Reste der Ritterschaft von Nim-Katun, Benjagus und seine Mitstreiter, sowie Tielmonas, Gasria und die besten Leute aus ihren Reihen. Selbst Aldanon und zwei seiner Krieger hatten sich eingefunden. Die leuchtende Gestalt des Alvenfürsten im Kontrast zu dem hektisch hin und hereilenden Gastwirt war ein recht seltsames Bild. Lurgast blickte oftmals scheu zu Aldanon herüber und schien bei jedem Mal nervöser zu werden. Viele der Männer im Schankraum konnten sich trotz der wichtigen Bedeutung dieses Treffens ein Lächeln nicht verkneifen.

Da im Gastraum nicht alle Teilnehmer Platz hatten, wurden die Fenster und Türen weit geöffnet, so dass auch die Außenstehenden die Beratung verfolgen und sich daran beteiligen konnten. Die gerade eingetroffenen Dwanen und Yassur erhielten einen Ehrenplatz und somit konnte die Beratung beginnen.

Alus erhob sich von seinem Tisch und sprach zu allen Leuten. Er bedankte sich nochmals bei all den mutigen Rettern in der höchsten Not, die der bedrohten Stadt zur Hilfe gekommen waren. Nicht ohne Freude stellte er dabei fest, dass so viele unterschiedliche Volksgruppen schon seit Jahrhunderten nicht mehr zusammengekommen waren, um sich beizustehen. „Wir sollten diesen besonderen Moment dazu nutzen, dass es fortan so bleibt“, sagte er laut. „Nur vereint können wir ein so schweres Schicksal meistern, die vergangenen Tage haben das bewiesen. Ihr alle wisst, dass es

einen Mann gibt, der für dieses Ziel kämpft und sich in eine große Gefahr begibt. Er will aus Tharon wieder das machen, was es einst war. Ein Hort der Freundschaft und des Friedens zwischen den Völkern. Viele von euch waren gestern noch unsere Feinde und ich weiß jetzt, dass sie einen berechtigten Groll gegen uns Tharoner hegten. Doch zumindest ich habe in diesen schweren Stunden meine Lektionen gelernt. Ich werde nach Tharon gehen und versuchen, dem Sohn von Andoran Tauris mit meiner ganzen Kraft zu helfen; mit so vielen Männern, wie mir folgen wollen.“

Alus erhielt für seine Rede große Zustimmung. Tiemonas schloss sich dem Vorschlag sofort an. Auch die Sprecher der Skalizier, der Wargländer und auch Gasria erklärten sich bereit, zu folgen.

„Eine Sache gibt es dabei allerdings noch zu bedenken“, sagte plötzlich jemand unter den Männern. Es war Aldanon, der sich erhob, um seine Meinung zu sagen. Sofort wurde es still und alle Augen richteten sich auf den Alvenfürsten. Seine tiefe und klare Stimme hallte durch den Gastraum und verwandelte auf unerklärliche Weise die Atmosphäre wie ein Zauber aus längst vergangener Zeit. „Ich kenne die genaue Aufgabe von Yard Tauris“, sagte er und blickte sich unter den Zuhörern um. „Er ist im Besitz einiger wichtiger Dinge, die für uns alle von großer Bedeutung sind.“

Aldanon drückte sich absichtlich sehr vorsichtig aus, doch Tiemonas unterbrach ihn: „Ihr meint die Metallstücke, die er bei sich trägt?“

Der Alve nickte. „Ich wusste nicht, dass ihr Menschen davon Kenntnis habt, doch Ihr habt Recht, ich meine die Metalle. Nachdem Ihr sie genannt habt, kann ich auch sagen, dass er noch nicht im Besitz aller Stücke

ist, die er benötigt. Die Suche nach ihnen und ihre Zusammenführung sind seine wichtigsten Aufgaben und dürfen durch nichts behindert oder gefährdet werden. Wir sollten uns jeden Schritt, den wir tun, sehr genau überlegen.“

„Es kann ihm zumindest von Seiten der Dwanen geholfen werden“, rief Gasria plötzlich. Er nestelte an einer Kette herum, die er um den Hals trug und zog einen grünlichen, etwa hühnereigroßen Stein daran hervor. Doch dieser Stein war nur eine äußere Hülle, wenn auch meisterlich und kunstvoll nach Art der Dwanen gefertigt. Er ließ sich öffnen und ein dunkler, glänzender Gegenstand kam darin zum Vorschein. Es war der Metallbarren, den Gasrias Volk einst von den Druiden erhalten hatte. „Diesen Schatz haben wir lange an einem geheimen Ort in unseren Hallen aufbewahrt, er war fast in Vergessenheit geraten“, erklärte der Dwane. „Doch bevor wir uns aufmachten, um gegen den Feind zu ziehen, zwang mich eine innere Stimme, ihn mitzunehmen. Ich konnte diesem unerklärlichen Drang nicht widerstehen und wie sich nun zeigt, scheint das gut gewesen zu sein.“

„Obwohl es sehr leichtsinnig war, ihn mitzunehmen“, warf Aldanon ein. „Der Barren hätte im Kampf leicht verloren gehen können. Ihr solltet ihn gut aufbewahren, um ihn seinem wahren Besitzer bald zu übergeben.“

„Er ist und war stets sicher bei mir aufgehoben, denn ich habe genaue Anweisungen für den Fall meines Todes gegeben“, entgegnete Gasria. „Doch seid Ihr wirklich sicher, dass jener junge Mann wirklich der rechte ist, dem wir unser Stück anvertrauen können?“

„Er ist es, denn die Cam-Briany haben ihn geprüft und er hat die Prüfung bestanden. Außerdem erkennen die Metalle ihn.“

„Dann sollten wir möglichst bald aufbrechen und diesen seltsamen Metallbarren bei seiner Reise zu seinem rechtmäßigen Besitzer mit möglichst vielen Männern begleiten“, schlug Alus vor.

Sein Vorschlag erhielt breite Zustimmung und sogleich wurde das Begleitheer zusammengestellt, das nach Tharon marschieren sollte. Natürlich konnten nicht alle Männer gehen, denn Markestiana durfte nicht ohne Schutz bleiben. Der Feind war besiegt, aber noch nicht vernichtet. Wenn möglich, sollte jedoch jede Volksgruppe mit einer Abordnung an dem Marsch beteiligt sein, um die so wunderbar entstandene Einheit weiter zu festigen.

Da es in dieser Frage noch viel zu entscheiden gab, dauerten die Beratungen noch bis in die Abendstunden, (wobei sich Lurgasts restliche Vorräte gänzlich und sehr zu seinem Leidwesen, dem vollständigen Ende zuneigten).

Inzwischen waren auch die Alven auf ihren weißen Drachen von der Verfolgungsjagd zurückgekehrt, landeten jedoch nicht direkt bei der Stadt, sondern in einem Wäldchen etwas nördlich von Markestiana, wo sie unter dem freien Himmelszelt übernachteten, nachdem sie die Siegesnachricht überbracht hatten. Lediglich Aldanon und seine beiden Begleiter blieben, um die Präsenz des Alvenvolkes in Markestiana zu zeigen.

Die erste Nacht nach der Befreiung brach über der Stadt herein, brachte den Bewohnern aber noch immer keine Ruhe. Der Schein der großen, von den Menschen

entfachten Feuer erleuchtete alles in weitem Umkreis und die reinigenden Flammen sollten noch Tage brennen. Die Aufräumarbeiten wurden auch in der Dunkelheit fortgesetzt, denn man hoffte, den einen oder anderen Vermissten doch noch wiederzufinden und manchmal wurden tatsächlich noch Verschüttete lebend aus den Trümmern geborgen.

Einzig die ausgewählten Männer der Armee, die nach Tharon ziehen sollte, ruhten ein wenig. Man hatte vor, bereits am frühen Morgen aufzubrechen und der Weg war weit und beschwerlich.

Einer dieser Männer konnte jedoch ganz und gar nicht schlafen und saß bei Kerzenschein an einem Tisch in dem Zimmer, das er sich mit Yassur und Barra teilte. Es war Berrack, er grübelte und grübelte. In der Hand hielt er eine Schreibfeder und auf dem Tisch vor ihm stand ein Tintenfass und etwas Pergament, welches er beides von Lurgast erhalten hatte.

Plötzlich bemerkte der Dwane, dass sein Sohn hinter ihm stand und ihm über die Schulter sah. „Es ist nicht sehr fein, auf die unvollendeten Zeilen eines Liederdichters zu starren“, sagte er mit gespielm Ernst. „Vor allem dann nicht, wenn dieser ins Stocken geraten ist.“

„Du schreibst an einem Lied?“, fragte Barra verwundert. Die Frage bezog sich allerdings lediglich auf die ungewöhnliche Uhrzeit, nicht etwa auf die Tatsache selbst. Dwanen besaßen nämlich eine besondere Vorliebe für selbst gedichtete Lieder. Darin glichen sie den Alven, auch wenn ihre Melodien längst nicht so schön waren, wie die des Lichtvolkes. Die kleinen Leute hatten dennoch einen großen Schatz an Liedgut und sie ließen keine Gelegenheit aus, ihn zu erweitern.

„Es geht mir nicht aus dem Kopf“, antwortete Berrack.
„Die vergangene Schlacht muss besungen werden, damit sie auch späteren Generationen in Erinnerung bleibt. Und wer anderes als wir Dwanen sollte das wohl machen?“

„Lass mich hören“, forderte Barra. „Vielleicht kann ich dir helfen und wir beenden es gemeinsam.“

„Gut, aber es ist nur ein erster Entwurf und vielleicht noch ein wenig holperig, doch höre selbst.“ Der ältere Dwane hob das Blatt und begann leise zu lesen, wobei er sich bemühte, seiner Stimme einen möglichst melodischen Klang zu verleihen:

*Am Saum des Meeres stand sie da,
umwogen von der Wellen Gischt,
umspült vom großen Markesta,
im Glanz der Sonne jung und frisch.*

*Ihr Herz war groß, voll Tatendrang
und vielen Menschen bot sie Platz.
Die Flüchtenden ganz ohne Zwang,
ließ sie hinein, nach großer Hatz.*

*Bedroht von bösem Volk und Werk,
einsam, auf sich allein gestellt,
war Mut und Kraft ihr Augenmerk,
und jeder Einwohner ein Held.*

*Es folgte Sturm auf großen Sturm,
unendlich war der Feinde Zahl.
Der riesenhafte Lindenwurm,
bedeutet' für die Menschen Qual.*

In jener Stunde größter Not,

*der Himmel war von Wolken schwarz,
kam Hilf' herbei mit Schiff und Boot
und Segel, rein und weiß wie Quarz.*

*Der Retter Sieg war groß, doch kurz.
Für Hoffnung blieb nur wenig Zeit,
denn sie erlitt den zweiten Sturz,
dem Feind ersichtig weit und breit.*

Hier endete Berracks Dichtung und er blickte seinen Sohn neugierig an. „Ab dieser Stelle weiß ich nicht mehr so recht weiter. Ich grübele die ganze Zeit darüber nach, wie ich unser und der Alven und Tharoner Erscheinen in Worte fassen soll.“

Barra lächelte seinen Vater an. „Offenbar hast du dich schon mit vielen Leuten über den genauen Hergang der Schlacht besprochen“, stellte er fest.

„Oh, natürlich habe ich das. Ich redete mal mit Diesem, mal mit Jenem und habe mir so ein ziemlich genaues Bild geschaffen. Mein Lied soll ja auch die Wahrheit erzählen und ich würde es gern bis morgen fertig haben, ich habe es einigen Leuten versprochen; hilf mir also bitte.“

Barra setzte sich an den Tisch und überlegte eine Weile, dann hatte er die rechten Worte gefasst und brachte sie auf das Pergament. Als er endlich fertig war, zeigte er die von ihm geschriebenen Zeilen und las sie vor:

*Dem Untergang schon fast geweilt,
fern aller Rettung, ohne Mut,
gab doch ein Bote den Bescheid,
von neuer Hilfe, stark und gut.*

*Zu Lande auf dem Schlachtenfeld,
kam Tharon und das Dwanenvolk;
zu zahlen dem Feind das Rachegeld
und zu zerstören den finsternen Pulk.*

*Die Luft erfüllt von hellem Klang,
befreit von bösem Ungetier,
flog Aldanon mit seinen Mannen
auf weißen Drachen über ihr.*

*Die Stadt, die so viel durchgemacht,
ward so geschunden, so zerstört.
Hat Völker doch nähergebracht,
und Frieden ihr ab jetzt gehört.*

Barra ließ das Pergament sinken und jetzt war er es, der eine Reaktion erwartete. „Nun, entspricht das in etwa deinen Vorstellungen?“, fragte er seinen Vater. „Es ist eine getreue Beschreibung der Dinge und es hat mich sehr viel Mühe gekostet, es in diese Zeilen zu setzen.“

„Sie sind gut, deine Zeilen und ich merke, dass ich das Lied nicht allein auf meinen Schild nehmen kann“, antwortete Berrack. „Zumindest muss ich beim Nichtgefallen nicht den ganzen Spott allein tragen. Doch im Ernst, du hast deine Sache sehr gut gemacht und ich glaube, dass wir damit Gefallen finden. Jetzt, nachdem wir es geschafft haben, sollten wir uns jedoch noch etwas hinlegen, denn die Nacht dauert nicht mehr lange und man wird uns früh wecken.“

Barra stimmte seinem Vater zu und die beiden nächtlichen Dichter begaben sich zu ihrer wirklich sehr kur-

zen Ruhe. Der nächste Morgen ließ nämlich in der Tat nicht mehr lange auf sich warten ...

Bei den Ruinen von Osiak

Bereits nach zwei Stunden klopfte Lurgast, in dessen Gasthaus sie sich ja befanden, an ihre Zimmertür und weckte die beiden Dwanen und Yassur. Wie immer war der Wirt bereits schon wieder in eiliger Betriebsamkeit, wobei er sich jedoch bemühte, seine besonderen Gäste so gut wie möglich zu versorgen.

Nachdem sie ein den Umständen entsprechend reichhaltiges Frühstück zu sich genommen hatten, packten sie ihre Sachen zusammen und verabschiedeten sich von dem beinahe untröstlichen Wirt, der sie an sich drückte und ihnen viel Glück auf ihren Wegen wünschte. Nach etlichen weiteren Umarmungen traten sie dann endlich auf die Straße und bewegten sich in Richtung Nordtor, wo die aufgestellten Truppen sich sammeln sollten.

Der Morgen war noch recht kühl, versprach aber, sich zu einem schönen Tag zu entwickeln. Während die drei Männer nebeneinander schritten, unterhielten sie sich angeregt und betrachteten noch einmal die Stadt, für die sie ihr Leben riskiert hatten. Bald schon reihten sie sich in die große Zahl von bewaffneten Männern ein, die ebenfalls zum Tor schritten, an dem sich bereits eine beachtliche Zahl von Soldaten gesammelt hatte.

Gerade kehrte eine Gruppe von Spähern von einem Erkundungsritt zurück. Sie berichteten dem anwesenden General Tiemonas von ihren Beobachtungen. Die feindlichen Truppen waren wirklich vollkommen aufgerieben worden. Offensichtlich war es während ihrer Flucht zu mehreren Kämpfen untereinander gekommen, denn in einem Waldstück nordöstlich der Hügel-

kette, hatten die Späher Leichen von mehreren erschlagenen Wartans entdeckt.

Wahrscheinlich hatten die berittenen Sauroden versucht, sie von ihrer wilden Flucht abzuhalten, was aber offenbar nicht gelungen war. Intakte Truppenteile hatten die Kundschafter jedenfalls nicht gesehen, so dass kurzfristig nicht mit einem erneuten Angriff der dunklen Armee zu rechnen war. Eine dermaßen große und dabei so undisziplinierte Truppe neu zu sammeln und zu ordnen, dauerte sicher eine geraume Weile, wenn es überhaupt noch gelang. Somit stand dem Aufbruch nach Tharon nichts mehr im Weg.

In der zweiten Stunde nach dem Sonnenaufgang setzte sich der Zug einer bunten Gemeinschaft von Kriegern in Bewegung. Sie wurden von vielen Glückwünschen begleitet, denn die Soldaten zogen einem ungewissen Schicksal entgegen. Keiner von ihnen konnte sagen, was sie an ihrem Zielort erwartete. Die Truppe bestand hauptsächlich aus den fünftausend tharonischen Soldaten von Tiemonas, die jeweils einen Dwanenkrieger hinter sich auf den Pferden sitzen hatten. Die andere Hälfte der kleinen, tapferen Männer blieb zum Schutz von Markestiana in der Stadt. Hinter dieser Hauptgruppe ritten noch einmal etwa tausend Skalizier, Wargländer und Markesta, die sich alle freiwillig gemeldet hatten.

Die Gholaner waren mit Ausnahme von Moriano, der es sich nicht hatte nehmen lassen, seine Freunde zu begleiten, ebenfalls zurückgeblieben. Sie wollten sich um ihre versenkten Schiffe kümmern und wenn möglich, den Hafen wieder befahrbar machen; eine kluge Entscheidung, wie sich später noch herausstellten sollte. Alles in allem war die Besatzung der Stadt nun stärker

und besser gerüstet, als vor der Belagerung, und so konnten die Krieger halbwegs beruhigt ihren Marsch antreten.

Ihr Weg führte sie von Markestiana aus gesehen immer an der linken Seite des Flusses entlang, wobei sie denselben Weg einschlugen, den Tiemonas und seine Truppe schon auf dem Hinweg benutzt hatten. Sie gelangten dabei recht schnell in Richtung Süden und zogen an den Grassteppen und kleinen Wäldern vorbei, ohne eine größere Rast einzulegen. Ihr Ziel, die Furt von Osiak, lag etwa in der Mitte der Strecke zwischen den Irrtumssümpfen, die sie umrunden würden, und dem Land der Alven. In Osiak wollten sie dann den Fluss überqueren und wieder mit Aldanons Kriegern zusammentreffen.

Der Alvenfürst war inzwischen mit seinen Leuten in sein Land zurückgekehrt, um sein Volk von den Ereignissen zu unterrichten und weitere Kämpfer für den Ritt nach Tharon zu sammeln.

Bereits am Abend des vierten Tages hatten die schnellen Reiter mit der Furt ihr erstes Etappenziel erreicht und nutzten das an dieser Stelle niedrige Wasser, um überzusetzen. Auf der anderen Seite lag Osiak, einst eine blühende Handelsstadt im Gebiet der sich kreuzenden Länder, doch jetzt von der dichten Vegetation überwuchert und fast vollständig in Trümmern liegend, denn ein Beben hatte die Stadt zerstört. Dennoch eigneten sich die verfallenen Gebäude sehr gut für ein Nachtlager, welches man hier errichten wollte.

Auf einem noch einigermaßen begehbaren Marktplatz in der Nähe einer Speicherstadt wurden die Zelte aufgeschlagen und die Feuer für das Abendmahl entfacht. Es wurde einträchtig nebeneinander gespeist

und getrunken und bei dem abendlichen Beisammensein auf keine Gruppen- oder Volkszugehörigkeit mehr geachtet.

Berrack erhielt dabei die Gelegenheit, sein Lied über die Schlacht um Markestiana vorzutragen, was er sehr gerne tat. Nach Beendigung der musikalischen Darbietung wurde er von allen Seiten sehr gelobt. Allerdings bekam der Dwane nicht heraus, ob die Begeisterung nur aus reiner Höflichkeit oder tatsächlich aus Interesse entstanden war. Trotzdem war er zufrieden (Barra natürlich ebenfalls) und konnte sich beruhigt schlafen legen. Die Wachen wurden eingeteilt und bald legten sich auch die anderen Männer zur Ruhe.

Mitten in der Nacht erwachte Barra, der neben Yassur lag. Sein dschammallanischer Freund saß aufrecht auf seinem Lager und starrte aufmerksam in die Dunkelheit. „Was hast du?“, flüsterte der Dwane, denn er wusste, dass Yassurs Instinkte sich selten täuschten.

„Die Nacht hat Augen“, antwortete der Gefragte ebenso leise. „Ich konnte sehen sie in dem Gebäude dort drüben.“ Er deutete mit einem leichten Kopfnicken auf eine verfallene Vorratshalle, die auf der anderen Seite des Platzes stand.

Barra blickte nun ebenfalls in die angezeigte Richtung, konnte jedoch nichts erkennen. „Vielleicht hast du ein wildes Tier gesehen?“, vermutete er.

Doch Yassur schüttelte entschieden seinen Kopf. „Es hat beobachtet uns und war sehr unvorsichtig dabei, kein Tier tut so etwas.“

„Dann lasst uns nachsehen“, flüsterte plötzlich Moriano, der auch in der Nähe lag und das Gespräch mitgehört hatte. „Möglicherweise ist es ein Kundschafter

des Feindes und wir müssen ihn unschädlich machen, also los.“

Leise erhoben sich die drei Männer und schlichen sich entlang des Gebäudeschattens bis auf die andere Seite des ehemaligen Marktplatzes. Hier stiegen sie durch ein Fensterloch in das besagte Lagerhaus. Da sie keine Fackeln benutzen konnten, mussten sie sich lediglich auf das spärliche Mondlicht verlassen, das durch einige Mauerspalt und Fensteröffnungen hineindrang. Überall auf dem Boden lagen alte Steingutreste und größere Scherben verstreut, die wohl mal zu Tongefäßen gehört hatten und hier gelagert worden waren. Trotz aller Vorsicht erzeugten ihre Schritte doch ab und zu ein knirschendes Geräusch, wenn sie auf die Scherben oder kleine Steine traten.

Nach kurzer Zeit, die sie sich tastend durch die Dunkelheit bewegten, gelangten sie an den Fuß einer hölzernen Treppe, die in das obere Stockwerk des Gebäudes führte. Sie flüsterten leise miteinander und entschieden sich dafür, die Treppe hinaufzusteigen. Das war nicht ganz ungefährlich, da viele der Stufen schon morsch und brüchig waren. Tatsächlich mussten sie etliche der Treppenbohlen auslassen, weil riesige Löcher in ihnen klapften. Das alte Holz ächzte unter der Last der drei nächtlichen Kundschafter, es war unmöglich, lautlos empor zu steigen.

Barra verfluchte diesen Umstand und wünschte sich in diesem Moment, den leichten Tritt eines Alven zu besitzen. Trotz ihrer lauten Selbstankündigung gelangten sie ohne einem Feind zu begegnen nach oben. Hier schien das Mondlicht stärker durch das löcherige Dach und sie konnten sich sehr gut umsehen. Das obere Stockwerk bestand nicht aus Lagerräumen,

sondern teilte sich in viele Zimmer auf, die alle von einem zentralen Flur abzweigten, in dem sich die Männer nun befanden. Das Haus war in früherer Zeit einmal eine Vorratskammer für Getreide und Mehl gewesen und diese oberen Räume hatten den Verwaltern und Schreibkräften als Arbeitsstätte gedient. In regelmäßigen Abständen befanden sich Fensteröffnungen in der Wand, die auf den ehemaligen Marktplatz blickten, auf dem das Nachtlager errichtet war.

Yassur war sich sicher, dass die Augen, die er gesehen hatte, nur aus einem dieser Fenster geblickt haben konnten. Der heimliche Beobachter konnte sich also noch in diesem Gebäude, und wenn, dann sicher auch in diesem Stockwerk aufhalten. Es blieb den Männern also nichts anderes übrig, als die einzelnen Räume nacheinander abzusuchen. Da der Flurgang in rechteckiger Form einmal um das gesamte Gebäude führte, gab es viel für sie zu tun.

„Es sollte einer von uns an der Treppe bleiben, um zu verhindern, dass jemand unbemerkt von hier entkommen kann“, schlug Barra vor. Moriano übernahm diese Aufgabe gern. Der Gholaner stellte sich lieber im offenen Kampf, als in der Nacht in halbverfallenen Ruinen nach einem verborgenen Feind zu suchen. Er zog sein Schwert und baute sich vor der Treppe auf.

Yassur und Barra durchschritten mittlerweile den Durchgang zum ersten Raum. Bis auf einen vermoderten, umgekippten Holztisch war er leer, nichts rührte sich. Auch in den nachfolgenden Zimmern dieser Seite fanden die beiden Männer nichts Ungewöhnliches.

Hinter der ersten Biegung entdeckte der Dschammallaner jedoch einen sich bewegenden Schatten, der blitzschnell in einem der Räume verschwand. Yassur gab

Barra Handzeichen und schlich dicht an der Wand entlang, bis hin zur Türöffnung des besagten Raums. Vorsichtig lugte er um die Ecke, es war hier wieder stockfinster, denn dieser Raum verfügte über kein Fenster und das Dach wies an der Stelle keine Löcher auf.

Das kurze Aufblitzen von etwas Metallischem ließ Yassur jedoch rasch reagieren. Mit unglaublich schnellen Reflexen zog er sein Schwert und hieb nach der Klinge, deren Reflektion er kurz im Mondlicht des Flures gesehen hatte. Seine große Krummwaffe durchtrennte mit einem Schlag eine hölzerne Stange, an der ein sichelförmiges Metallstück befestigt war, welches nun klirrend zu Boden fiel. Der Dschammallaner holte noch ein zweites Mal aus, hielt dann jedoch inne.

Langsam kroch eine wimmende Gestalt auf Knien aus der Dunkelheit und machte erst direkt vor seinen Füßen halt, wo sie hocken blieb und unaufhörlich in einem seltsamen Singsang jammerte. Offensichtlich flehte das eigenartige Wesen um sein Leben. Yassur ließ seine Waffe sinken, denn er glaubte zunächst, ein Kind vor sich zu haben. Doch als das flehende Bündel vorsichtig seinen Kopf hob, sah er in ein altes, verhärmtes Gesicht. Er fasste das Wesen vorsichtig am Arm und hob es hoch.

Aufrechtstehend war es tatsächlich nicht viel größer als ein Kind. Sein dürrer Körper war mit einem zottigen Fell bekleidet. Die Füße waren nackt und der kleine Kopf war mit braunen, filzigen Haaren bedeckt. Mit einem Bart im Gesicht hätte man das kleine Wesen fast für eine Art Dwanen halten können, auch wenn die typisch stämmige Figur dazu fehlte.

Die beiden Männer waren ziemlich ratlos und wussten nicht, was sie machen sollten. Die fremde Gestalt sah Yassur nun mehr fragend als ängstlich an und als sie Barra erblickte, lächelte sie sogar etwas. Offenbar erkannte das Wesen in dem Dwanen so etwas wie einen Verwandten.

Barra trat einen Schritt vor und lächelte ebenfalls, doch das Wesen wich scheu zurück. „Wir wollen dir nichts tun“, versuchte er es zu beruhigen. „Verstehst du uns?“

Als Antwort erhielt er nur ein hilfloses Schulterzucken der kleinen Gestalt. Barra wusste, dass es vermutlich keinen Zweck hatte, aber dennoch versuchte er es auch noch in der Sprache der Dwanen: „*Kayba ba rieck?*“- verstehst du mich?“, fragte er.

Plötzlich hellte sich das Gesicht des Wesens auf. „*Dala, dala. Rieck gon donges.*“- Ja, ja, ich verstehe deine Worte.“

„Er spricht Dwanisch“, stellte Barra verblüfft fest. „Es ist ein seltsamer Dialekt, aber eindeutig Dwanisch.“

Auch der ansonsten so unerschütterliche Yassur war deutlich überrascht, denn mit einer solchen Begegnung hätten die beiden Männer hier nicht gerechnet.

„Bist du allein?“, fragte Barra ihn nach kurzer Zeit der Fassung den inzwischen schon sehr viel zutraulicher gewordenen neuen Bekannten in der Dwanensprache.

„Nein, der zweite Sohn meiner Mutter ist auch hier“, antwortete der kleine Krieger, womit er sicher seinen Bruder meinte. Er rief einen fremdklingenden Namen in die Dunkelheit und eine weitere, ihm sehr ähnliche Gestalt trat vorsichtig und mit hervorgehaltener Klinge aus dem Raum.

„Du brauchst keine Furcht zu haben, sie sind freundlich“, sagte der erste kleine Krieger zu dem noch misstrauischen Neuankömmling.

„Bist du sicher?“, fragte dieser ebenfalls auf Dwanisch. „Wir wollen euch wirklich nichts antun“, versicherte Barra lächelnd. „Wir haben euch von unserem Lager aus beobachtet und mussten herausfinden, ob ihr uns etwa feindlich gesonnen seid.“

Die beiden Brüder verstanden offenbar nicht alle Worte des Dwanen, das war ihren Gesichtern anzusehen. Dennoch verstanden sie wohl deren Sinn, denn sie nickten verständig.

„Leben noch mehr von euch hier?“, wollte Barra wissen.

„Ja, unser ganzes Volk. Wir sind die Aufrechtgehenden und leben in der grünen Welt dort draußen.“ Die beiden Krieger meinten sicher den dichten Urwald, wie Barra für Yassur übersetzte. „Die großen Silberköpfe haben uns erschreckt und wir wollten spähen“, setzte der erste der kleinen Männer fort. „Ihr bleibt nicht für lange Zeit?“, fragte er dann vorsichtig.

„Nein, wir sind nur auf der Durchreise und morgen reiten wir weiter. Wenn ihr es wünscht, werden wir Stillschweigen über euch wahren“, antwortete Barra.

„Oh, ihr könnt ruhig über uns erzählen, doch bitte erst, wenn wir wieder weg sind. Unser Volk ist sehr scheu und flieht die großen Silberköpfe. Werdet ihr so lange warten?“

Barra und Yassur blickten sich kurz an, und nachdem der Dwane übersetzt hatte, nickte der Dschammallaner ihm zu.

„Ihr habt unser Wort“, antwortete Barra daraufhin.

Die fellbekleideten Wesen flüsternten einen Moment miteinander und richteten sich dann wieder an den Dwanen. „Zum Dank für eure Güte haben wir ein Geschenk für euch.“

„Ein Geschenk?“

„Ja, kommt mit uns.“ Die beiden Krieger zogen Barra und Yassur mit sich und führten sie weiter den Flurgang entlang. Sie betraten einen anderen Raum, dessen Dach allerdings fast vollständig fehlte, so dass sie sich praktisch im Freien wiederfanden. Lediglich einige zerbrochene Ziegeln und herabgestürzte Balken lagen auf einem Schutthaufen zusammen und zeugten von dem einstigen Vorhandensein der Überdachung. Die beiden Wesen machten sich an dem Schutthaufen zu schaffen und hoben daneben eine lockere Fußbodenplatte hoch, die sie an die Seite legten. Darunter kam ein Bündel zum Vorschein, welches sie herausholten und es Barra überreichten. Es handelte sich um einen länglichen Gegenstand, eingewickelt in zerschlissenen Leinenstoff.

„Wir haben es in dieser Steinhöhle gefunden und es hier verborgen“, erklärte der erste der beiden Brüder.

„Es ist sehr schön, aber wir verstehen die Zeichen darauf nicht.“

Barra wickelte das Bündel auf und hielt daraufhin ein stark verrostetes Schwert in den Händen. Es musste einst sehr kunstvoll gearbeitet gewesen sein; rote Edelsteine saßen auf dem Griff, der sich durch ein besonderes Schloss von der Klinge ablösen ließ. Auf der verwitterten Schneide waren noch schwach verschnörkelte Runen zu erkennen, die jedoch zum größten Teil mit Rost besetzt waren. Dennoch war es eindeutig, dass diese Waffe einmal einem Fürsten oder einer

anderen bedeutenden Person gehört hatte, denn sie war auch in ihrem jetzigen Zustand noch beeindruckend und edel.

Die beiden Freunde bewunderten das Schwert und bedankten sich für dieses wundervolle Geschenk. Barra wollte den beiden Brüdern in Gegenzug nun auch etwas schenken und holte deshalb einen schimmernden Kristallstein aus der Tasche, den er stets als Talisman und Erinnerung an seine Heimat bei sich trug. Er überreichte ihn den beiden Kriegern und erklärte ihnen die Bedeutung des Kristalls. „Zum Andenken an eure wahre Herkunft“, sagte er sehr ernst in der Dwanspache, denn er war inzwischen davon überzeugt, Angehörige eines verlorenen Stammes vor sich zu haben, wie auch immer sie einst hierhergekommen sein mochten.

Die beiden Brüder nahmen den Kristall dankend an und verbeugten sich artig; ein weiteres Zeichen für Barra, dass sie ihre Wurzeln im Dwanengeschlecht haben mussten.

„Ich bin gespannt, was Moriano und die anderen dazu sagen werden“, murmelte der Dwane und betrachtete die Waffe nochmals intensiv. Plötzlich bemerkte er, dass ihre neugewonnenen Freunde verschwunden waren. Fragend blickte er sich um, doch sie waren wie vom Erdboden verschluckt.

„Sie sind gegangen“, erklärte Yassur knapp.

Nachdenklich wickelte Barra das Schwert wieder in den Stoff ein und machte sich mit seinem Freund auf den Weg zurück zu Moriano, der sie bereits aufgeregt erwartete.

„Ich habe zwei seltsame Gestalten gesehen, die, als sie mich bemerkten, blitzschnell durch eines der Fenster

dort geklettert sind“, rief der Gholaner ihnen zu. „Ich wollte sie gerade verfolgen, als ich euch kommen hörte. Schnell, sie sind dort hinaus.“

Moriano machte Anstalten, ebenfalls aus dem Fenster zu steigen, doch seine Freunde hielten ihn zurück.

„Wir haben sie auch gesehen und sogar mit ihnen gesprochen“, erklärte Barra. „Sie sind keine Gefahr für uns, eher fürchten sie die Menschen.“

„Ihr habt mit ihnen gesprochen? Wer sind diese Wesen?“, fragte der verwunderte Gholaner.

„Ich glaube, sie gehören zu einem verschollenen Dwanenstamm“, antwortete Barra nachdenklich. „Sie sprechen Dwanisch, aber ihre Geschichte wird in keiner der Chroniken meines Volkes erwähnt. Aus diesem Grund werde ich sie unter dem Stammesnamen Gona-Pa, das bedeutet - *die Aufrechtgehenden* - eintragen. Sie selbst haben sich so genannt.“

„Wir müssen die anderen davon unterrichten, es wird sie sicher interessieren“, sagte Moriano, während die drei Männer wieder in das Lager zurückkehrten. Ihre Abwesenheit war inzwischen schon bemerkt worden und gerade stellte Tiemonas einen Suchtrupp zusammen, als die Gefährten wiederauftauchten. Die Männer machten natürlich bei dem Bericht der drei Freunde große Augen. Vorsichtshalber ließ der General sofort die Wachen rund um das Lager verstärken, obwohl Barra ihm versicherte, dass das nicht nötig sei. Dennoch ließ Tiemonas alle Vorsicht walten und kehrte nach vollbrachter Arbeit wieder zu den Freunden zurück. Jetzt hatte er etwas mehr Muße und betrachtete das Schwert mit Kenneraugen. „Es ist eine veromanische Waffe“, sagte er bewundernd. „Sie muss schon eine Ewigkeit an der feuchten Luft

gelegen haben, denn kein Stahl ist besser, als dieser. Was werdet Ihr damit tun?“

Barra überlegte eine kurze Zeit, denn er hatte sich diese Frage selbst noch nicht gestellt. Doch plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke und zauberte ein verschmitztes Lächeln auf sein Gesicht. „Wir Dwanen können mit Schwertern nicht viel anfangen und ihr anderen besitzt alle eure guten Waffen. Ich glaube dennoch jemanden zu kennen, der dieses Schwert, neu geschmiedet, sehr gut gebrauchen könnte.“

Alle Männer wussten sofort, wen der Dwane meinte. Barra wickelte das Schwert, welches nun ein Geschenk für einen Freund werden sollte wieder ein und begab sich mit seinen Gefährten nach diesem nächtlichen Abenteuer endlich zur Ruhe.

Als die Reiter am nächsten Morgen die Ruinenstadt verließen, blickten Barra, Yassur und Moriano sich nochmals um, doch keiner der kleinen Krieger ließ sich sehen, obwohl die Männer sich sicher waren, dass man sie beobachtete.

Die Armee benutzte am heutigen Tag eine alte Handelsstraße, die durch den dichten Urwald führte und an vielen Stellen dermaßen überwuchert war, dass die Männer sich ihren Weg regelrecht freikämpfen mussten. Sie benötigten mehrere Stunden, um das Waldgebiet endlich hinter sich zu lassen, doch als sie die freie Grasebene erreichten, konnten sie die Pferde weit ausgreifen lassen. Natürlich kamen sie somit schneller voran und benötigten für dieselbe Strecke, die Yard und seine Gefährten zu Fuß gegangen waren, eine weitaus kürzere Zeit.

Schon am frühen Abend erreichten sie das von Tiomonas und seinen Truppen errichtete Kriegslager am

Rande von Tarr. Hier wollten sie rasten und mit den Alven wieder zusammentreffen, um dann gemeinsam nach Tharon zu reiten.

Da das Lager noch vollkommen intakt war, brauchten sie keine größeren Vorbereitungen für die Nacht zu treffen und hatten Gelegenheit, sich etwas auszuruhen und die seltene Landschaft zu genießen. Viele der Männer waren noch niemals in dieser Gegend gewesen und konnten sich über die riesigen Bäume in der Ferne des angrenzenden Waldes nicht genug verwundern. Einen bestimmten Zeitpunkt für das Treffen hatte man nicht ausgemacht, doch die Männer Tiomonas brauchten nicht extra auf sich aufmerksam machen, denn die Reiterschar war längst schon bemerkt worden. Diesmal kamen die Soldaten jedoch nicht als Feinde, sondern als Verbündete. Dennoch wagte es keiner der Männer, den Wald oder auch nur die Schneise zu betreten.

Die Nacht verlief ruhig und nichts Ungewöhnliches geschah, denn unbewusst befanden sich die Krieger unter dem Schutz der Alven und nichts Feindliches wurde in diesem Land geduldet. Doch der ruhige Schlaf der Soldaten wurde am frühen Morgen von lautem Hufgetrappel unterbrochen. In einem wahrhaft beeindruckenden Schauspiel kamen etwa zweitausend Alvenkrieger auf schneeweißen Rössern aus der breiten Schneise des Waldes geritten.

Stunnd betrachtet Menschen und Dwanen die hochgewachsenen und schlanken Tiere. Ihre Hufen schienen kaum den Boden zu berühren und die Mähnen auf den edlen Köpfen waren ebenso goldfarben, wie die Haare ihrer Reiter. Keinerlei Sättel oder Zaumzeug zwängte diese herrlichen Pferde ein, denn sie

waren die Brüder der Alven und Aldanon hatte sie gebeten, ihn und seine Krieger zu tragen. So kam das schöne Lichtvolk auf das Lager zu und stimmte ein kämpferisches Lied in seiner wunderbaren Sprache an, dessen Klang die Zuhörer verzauberte und mitriss.

Auf, Nynhias Volk, der Weite entgegen, zu sehen, zu hören, zu schmecken das Leben.

*Lasst uns wirken gemeinsam mit Freund und mit Feind.
Lasst uns trinken die Luft aller Wesen.*

Auf, Volk von Tarr mit Sonne und Regen, zu fühlen, zu kennen, zu ahnen das Leben.

*Lasst uns kämpfen gegen die Furcht und den Mut.
Lasst uns atmen den Duft aller Zeit.*

Auf, Ahnen Aldafors, dem Tod nun entgegen, zu treiben, zu kämpfen, zu lassen das Leben.

*Lasst uns strahlen gemeinsam mit Schatten und Licht.
Lasst uns essen das Brot aller Völker.*

Barra, Yassur, Moriano und Tiemonas standen am Tor des Lagers und beobachteten staunend den Einzug der leuchtenden Gestalten.

„Sie sind schon ein seltsames Volk, diese Alven“, bemerkte der Dwane sinnend. „Leben auf Bäumen, deren Größe man kaum abschätzen kann, reden mit Tieren und Pflanzen und sind halt einfach ... seltsam. Aber sie sind im Besitz herrlicher Lieder und haben viel Sinn für Schönheit.“

„Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht solche Erhabenheit gesehen“, bestätigte der sichtlich gerührte General. „Und ich bin froh, dass ich sie nicht mehr als meine Feinde betrachten muss“, fügte er hinzu.

Besonders eine Gestalt unter den Lichtkriegern fiel den Betrachtern auf. Sie war etwas zierlicher, als die übrigen Alven und hatte große Ähnlichkeit mit Aldanon. Es war Liana, seine Tochter. Die Alvin hatte darauf bestanden, mitzukommen und ihrer bestimmenden Art konnte auch ihr Vater nicht widerstehen. Ihre goldenen Haare hatte sie zu einem helmartigen Zopf hochgebunden und kriegerisches Rüstzeug schmückte ihren Leib. Alle Blicke folgten der scheinbar jungen Frau, die mit dem Langbogen ihres Volkes bewaffnet war, mit dem sie meisterhaft umzugehen verstand.

Die Alvenkrieger wurden freundlich begrüßt und Tienomas reichte als ranghöchster Offizier Aldanon die Hand. Zu weiteren Höflichkeiten war jedoch keine Zeit mehr, denn Eile drängte die Verbündeten nun. Menschen und Dwanen bereiteten sich ebenfalls auf den Aufbruch vor und schon bald setzte sich die große Reiterkolonne in Bewegung. Sie schlugen zunächst die westliche Richtung ein, die sie auf die alte Küstenstraße führte, welche Yard und seine Freunde bereits beschritten hatten. Noch hielten, Menschen, Dwanen und Alven eine voneinander getrennte Ordnung ein, doch nach einiger Zeit vermischten sie sich untereinander, um sich besser kennen zu lernen.

Von nun an waren die Angehörigen dieser drei so unterschiedlichen Völker Schicksalsgenossen, die nicht wussten, was sie erwartete, die aber dennoch nicht anders handeln konnten. Jeder einzelne Reiter war von

der Notwendigkeit ihres Rittes nach Tharon überzeugt, und jeder von ihnen spürte tief im Inneren dieses unerklärliche Gefühl, auf eine bestimmte Weise gerufen zu werden.

Besonders Garia, dem Häuptling der Dwanen erging es so. Er fühlte sich regelrecht seinem Ziel entgegengezogen und mit jeder Meile, die sie sich Tharon näherten, wurde dieser Drang stärker in ihm. Der Dwane sprach während des Rittes mit Aldanon darüber und der Alvenfürst wusste ihm den Grund davon zu nennen: „Es ist das Metallstück, welches Ihr tragt. Es zieht Euch zu seinem Besitzer hin und wir wollen das als Zeichen werten, dass er wohlauf ist“, sagte er hoffnungsvoll.

Nach einem langen Ritt durch die Wildnis kamen die Reiter endlich auf die alte Straße und folgten ihr in Richtung Süden. Trotz aller Ungewissheit zogen sie nun recht schnell dahin und ihrem Ziel frohen Mutes entgegen.

Wie überrascht waren sie, als sie am nächsten Tag einem Botenreiter begegneten, der ihnen erfreuliche Nachrichten überbringen konnte. Der Mann kam aus Tharon und war einer jener Herolde, die überall um kampffähige Männer werben sollte. Als er bei den Reitern angelangte, verwunderte er sich natürlich über die bunte Gemeinschaft, doch nachdem ihm Tiemonas alles erklärt hatte, war der Bote hochofren. „Es gibt endlich wieder einen Kaiser in Tharon und er sammelt Männer aller Völker um sich, mit denen er der drohenden Gefahr aus dem Norden begegnen will“, berichtete er.

Diese Nachricht verwunderte und begeisterte die Schar so sehr, dass sie den Mann dazu nötigten, ihnen

alles ganz genau zu erzählen. So erfuhren sie von dem Aufstand des tharonischen Volkes und der Armee, der zur Flucht des Senats und schließlich zu Yards Sieg geführt hatte.

„So reitet wieder zurück nach Tharon und kündigt uns an“, bedeutete Tiemonas dem Boten froh. „Berichtet von der Befreiung Markeistianas und davon, dass Alven, Dwanen und Menschen gemeinsam gekämpft und gesiegt haben. Wir werden Euch gemächlichen Schrittes folgen, denn wir sind aufgrund unserer Sorge lange und schnell geritten, so dass unsere Pferde und wir sich ausruhen müssen. Doch sagt dem Kaiser, dass wir bald kommen und ein wichtiges Geschenk für ihn haben, das ihn sicher erfreuen wird.“

Der Herold versicherte Tiemonas, alles genauestens auszurichten, dann verabschiedete er sich und kehrte um. Da die Reiterschar und ihre Tiere nun wirklich eine Ruhepause benötigten, schlugen sie ihr Lager direkt am Rand der Straße auf und rasteten nun weitaus beruhigter für diesen Tag ...

Achtelon

Noch einen guten Tagesritt von den Ereignissen auf der alten Handelsstraße entfernt, sammelten sich inzwischen Tausende von Kämpfern, die dem Ruf Yards gefolgt waren, vor den Toren von Tharon. Aus dem gesamten näheren Umland der großen Stadt, sowie auch aus weit entfernteren Gegenden fanden sich Bauernsöhne, Handwerker, Veteranen und sogar Männer des fahrenden Volkes ein, die alle in der riesigen Zeltstadt am Ufer des Ihreas eintrafen. Sie ließen sich in die langen Listen derer eintragen, die bereit waren, mit dem neuen Kaiser gegen einen unbekanntes Feind zu ziehen. Wenn nötig, erhielten die Leute Kleidung und Waffen; auch sollte keiner von ihnen Hunger oder Durst erleiden, was natürlich eine gewaltige Aufgabe war.

Yard ließ sich so oft wie möglich in der Zeltstadt sehen und begrüßte möglichst viele Gruppen von Neuankömmlingen. Die Menschen waren von dem freundlichen und offenen Wesen des jungen Herrschers sehr angetan. War jemand zuvor nur aus Neugier auf den angeblichen Kaiser gekommen, so blieb er dann danach aus fester Überzeugung.

Niemand sah Yard die Sorgen an, die er sich machte. Er hatte viel Zeit in den alten Archiven der Stadt verbracht, um irgendetwas über den Verbleib des letzten Metallbarrens zu erfahren. Zwar fand er tatsächlich mehrere Schriftrollen, die sich mit diesem Thema befassten, doch war nirgendwo etwas über die einzelnen Aufbewahrungsorte der jeweiligen Stücke zu lesen. Yard befand sich aus diesem Grund in einer sehr misslichen Lage. Er war im Besitz fast aller Barren, doch nur von dreien wusste er um ihre Herkunft. Das

machte die Suche nach dem letzten Stück zu einer äußerst schwierigen und langwierigen Aufgabe, für die ihm vielleicht nicht mehr genügend Zeit blieb.

Und noch weitere Sorgen bedrückten ihn. Ein zusätzlicher Gegner des jungen Kaisers war praktisch aus dem Nichts erschienen, als am Morgen ein unerwarteter Botschafter des ehemaligen Senats in Tharon erschienen war und mit knappen Worten die Feindschaft gegen Tharon ausgesprochen hatte. Die geflohenen Senatoren waren in Dschammall, jenseits des Südmeeres, auf der Landmasse von Aschtia in das Asyl gegangen. Dort befehligten sie nun eine zehntausend Mann starke Restarmee, die in der ehemals tharonischen Provinz stationiert war und dem Herrscher des Landes als Söldnertruppe diente.

Diese Garnison in Drakesch, der Hauptstadt Dschammalls, war gut ausgerüstet und verfügte zudem über eine sehr große Flotte, die durchaus zu einer Bedrohung für Tharon werden konnte. Es kam also ausgerechnet jetzt noch ein zweiter gefährlicher Feind hinzu, mit dem das wiederentstehende Kaiserreich zu kämpfen hatte. Yard wünschte sich nun, er hätte das Schiff mit den Senatoren doch noch aufhalten können. Trotz all seiner Sorgen hegte er dennoch auch Hoffnung, wenn er an die vielen Männer dachte, die ihm fortan die Treue schworen und mit jedem Tag zahlreicher wurden.

Noch war er nicht offiziell gekrönt worden, aber alle Welt sah ihn bereits als den rechtmäßigen Nachfolger der Kaiser und Herrscher über Tharon an. Ohne, dass er es ahnte, sollte schon bald der Tag anbrechen, an dem er einen Teil seiner Aufgabe endlich erfüllen konnte ...

Am folgenden Morgen traf er sich wie schon so oft in den vergangenen Tagen mit seinen Freunden und Ratgebern im Saal des ehemaligen Senats. Yard hatte zum Beratungszweck extra eine besondere Tischreihe aufstellen lassen, die einen fast geschlossenen Kreis bildete und allen Teilnehmer der Runde eine gleichberechtigte Position erlaubte.

An diesem Morgen kehrten viele der ausgesandten Herolde zurück. Sie überbrachten teils gute, teils schlechte Nachrichten, doch keiner von ihnen konnte etwas über das Schicksal Markestianas sagen. Yard wusste, dass er nun nicht länger zögern konnte, die Zeit des Handelns war für ihn endlich gekommen. Er nahm sich vor, so bald wie möglich mit den gesammelten Truppen aufzubrechen, um dem Feind entgegenzuziehen.

Gerade sprach er im Rat über seine Pläne, als ein weiterer Bote in der Tür erschien, mit frohem Gesicht auf ihn zukam und vor Yard niederkniete.

„Erhebt Euch“, forderte Yard den Mann auf. „Niemand muss vor mir knien.“

„Herr“, antwortete der Bote, „Ihr habt mich in Richtung Norden gesandt und ich kehre nun mit guten Nachrichten zurück. Einen Tagesritt im schnellen Galopp von hier entfernt, traf ich auf der alten Straße auf eine große Gruppe, ja auf eine Armee von Reitern, die aus Markestiana kamen. Es handelt sich um die Männer des Generals Tiemonas. Sie haben Dwanen und Alven auf schneeweißen Rössern bei sich. Sie berichteten mir, dass die Hafenstadt von ihrer Belagerung befreit, und die dunkle Armee zurückgeschlagen worden sei.“

Als die Männer des Rates das hörten, brachen sie in großen Jubel aus und ließen Markestiana hochleben. So urplötzlich waren sie von einer großen Sorge befreit worden.

„Wann werden die Reiter hier eintreffen?“, fragte Yard, denn er nahm auf jeden Fall an, dass Tiemonas nach Tharon kommen würde.

„Wenn sie am frühen Morgen aufgebrochen sind und nicht viel Rast halten, dann werden sie am heutigen Abend hier erscheinen“, antwortete der Bote. „Noch etwas soll ich Euch von dem General übermitteln, Herr. Er erwähnte ein wichtiges Geschenk, welches Euch große Freude bereiten würde.“

„Das Erscheinen der Männer ist mir Freude genug, ich danke Euch für Eure Dienste.“ Mit diesen Worten entließ Yard den Boten. Natürlich stellte er im Stillen Vermutungen über den Inhalt des geheimnisvollen Geschenks an, wagte jedoch nicht, zu viel zu hoffen und sprach nicht mehr weiter davon. Vielmehr konnten er und seine Berater sich nun um ihr nächstes Problem, der Kriegserklärung der ehemaligen Senatoren kümmern.

Die Beratungsrunde kam auf Torens Vorschlag zu dem Ergebnis, dass eine Abordnung von wenigen Eingeweihten versuchen sollte, die Armeeführung der Flotte und Garnison von Drakesch auf die Seite des neuen Kaisers zu ziehen. Schließlich standen auch jene Soldaten unter dem Kommando des Rates der Generale von Tharon. Aus welchen Personen die Abordnung bestehen sollte, wollte man später noch klären, doch zeichnete sich ein bestimmter Name bereits jetzt schon ab.

Inzwischen wurde es wieder Abend und die Vermutungen des Boten über den Zeitpunkt des Eintreffens von Tiemonas und seiner Männer bestätigte sich bald. Mit den letzten Strahlen der untergehenden Sonne erschienen die Reiter auf der Prachtstraße vor der Bogenbrücke. Yard, Toren, Gwendon, Optian und viele andere Männer befanden sich bereits vor dem Tor und liefen den Ankömmlingen entgegen.

Als sie Yassur, Barra und Moriano darunter entdeckten, hielt sie nichts mehr. Voller Freude riefen die Gefährten die Namen der verloren geglaubten Freunde und winkten ihnen zu. Die Angerufenen sprangen von ihren Pferden und die wiedervereinigten Weggefährten fielen sich lachend in die Arme. Die unbekümmerte Freude, mit der sie sich begegneten, verwunderte die umstehenden Zuschauer, doch schon bald ließen sich alle von der Stimmung anstecken.

Nach etlichen Umarmungen gelang es dem jungen Kaiser dann endlich, auch seine anderen und neuen Kampfgefährten zu begrüßen. Er reichte Tiemonas und Alus die Hand und beglückwünschte sie zu ihrem Sieg in Markestiana. Zu seiner besonderen Freude erblickte Yard nun auch Aldanon unter den Reitern.

Der Alvenfürst stieg mit anmutigen Bewegungen von seinem Pferd und ging auf Yard zu. „Wie du siehst, habe ich mein Versprechen gehalten und komme dir heute mit meinem Volk zur Hilfe“, sagte er lächelnd.

„Leider ist meine eigene Aufgabe noch nicht ganz erfüllt“, antwortete Yard ernst.

„Sie wird sich bald erfüllen, denn ich weiß, woran es dir fehlt. Sieh, hier ist noch jemand, der ein Geschenk für dich hat.“

Hinter Aldanon trat nun Gasria hervor, der den jungen Mann lange und schweigend studierte. Yard ließ sich diese Betrachtung lächelnd gefallen und hielt dem Blick stand. „Offenbar versucht dieser Dwane ein wenig, dem Alenfürsten nachzueifern“, dachte er. Doch schon bald bemerkte er seinen Irrtum.

Gasria besaß sehr wohl einen guten Grund, Yard zu prüfen. Nach seiner eingehenden Betrachtung des jungen Kaisers nickte er zufrieden und stellte sich vor. „Verzeiht mir meine scheinbare Unhöflichkeit“, begann der Dwanenhäuptling. „Ich bin Gasria vom Stamm der Bal und habe hier etwas, das Euch gehört.“ Er löste die Kette von seinem Hals und holte den grünen Stein hervor, den er dem staunenden Yard überreichte. „Für Euch, von meinem Volk. Ihr könnt den Stein öffnen“, ergänzte der Dwane.

Vorsichtig und unter den gespannten Blicken der Anwesenden kam Yard der Aufforderung nach und öffnete den Stein. Was darin zum Vorschein kam, verschlug ihm beinahe die Sprache. Er hatte es so sehr gehofft und dennoch nicht gewagt, daran zu glauben. Doch in seiner Hand lag nun auch das fünfte und letzte Metallstück. Es schimmerte dunkel und kalt, doch als es in seiner Hand lag, fühlte es sich irgendwie vertraut an, es erkannte seinen Besitzer.

Yard legte es zu den anderen Stücken in seinen Lederbeutel. Erst jetzt bemerkte er das Gewicht der Stücke, die er schon die ganze Zeit mit sich herumtrug. „Ich danke Euch für Euer Vertrauen“, sagte er zu Gasria, meinte jedoch auch all die anderen Männer hier. „Jetzt wird es mir erst möglich, das Schwert der Einheit zu schmieden, welches uns hoffentlich zum Sieg führen wird; obwohl ich eher glaube, dass Mut und Zusam-

menhalt mehr bewirken als eine Waffe, mag sie auch noch so magische Kräfte in sich bergen.“

Yards Worte stießen auf allgemeine Zustimmung, was ihm das aufmunternde Nicken seiner Freunde bewies. Inzwischen waren auch viele Neugierige aus der Zeltstadt erschienen, um zu sehen, was sich vor dem Tor wohl abspielen mochte. Die ganze große Schar zog nun in die Stadt ein, wo eine Siegesfeier zu Ehren von Markestiana stattfinden sollte. Yard und seine engsten Gefährten zogen sich später jedoch ein wenig von dem Trubel zurück, um die kurze, gemeinsame Zeit für erklärende Gespräche zu nutzen. Barra, Yassur und Moriano mussten dabei ganz genau ihre Erlebnisse in der Hafenstadt schildern, die sich seit der Trennung der Gemeinschaft zugetragen hatten. Toren und Gwendon erzählten im Gegenzug von ihren gemeinsamen Abenteuern, wobei sie Yard in den höchsten Tönen lobten, was den jungen Mann sichtlich verlegen machte.

„Du bist also tatsächlich ein richtiger Kaiser geworden“, bemerkte Barra lächelnd. „Wer hätte das je gedacht, als wir damals von Kayhlien aufgebrochen waren?“

Gwendon fühlte sich bei der Erwähnung seiner Heimat schmerzlich an seinen Verlust erinnert und verfiel für einen Moment in traurige Stimmung. Der Hochländer fragte sich bang, wie es jetzt wohl in seinem Heimatland aussehen mochte und wie es seiner Familie erging? Schließlich waren er und die Gefährten nun schon seit Monaten unterwegs und es konnte sich seitdem viel zugetragen haben. Er teilte seine Sorgen mit den Freunden.

Yard legte ihm tröstend die Hand auf die Schulter. „Was immer auch geschehen sein mag, wir werden bald aufbrechen und uns für alles rächen, was der Feind uns angetan hat.“ Der junge Mann erhob sich nun, in seinen Augen leuchtete eine noch nie gesehene Glut. „Seht euch all die Männer vor den Toren der Stadt an. Aus allen Richtungen und Ländern sind sie hergekommen, um sich dem Gegner entgegenzustellen. Dabei wissen viele von ihnen noch nicht einmal, womit sie es zu tun bekommen. Dennoch folgen sie uns und gemeinsam werden wir diese Bestien hinwegfegen. Schon morgen suche ich eine Schmiede auf und füge die Metallstücke zusammen. Dann wehe ihnen, die es gewagt haben, Menschen und andere Völker zu überfallen, zu versklaven und zu töten.“

Yard hatte sich so sehr in seine Worte hineingesteigert, dass er zunächst gar nicht die Ankunft weiterer Zuhörer bemerkte. Tiemonas, Alus, Gasria und Aldanon betraten den Raum und verfolgten staunend die Rede ihres jungen Freundes. Sie alle stimmten ihm zu, denn vor ihnen stand nun nicht mehr der Junge mit den hehren, aber unerreichbaren Zielen, sondern der Kaiser von Tharon, der die freien Völker vereinen und gegen den Feind führen würde ...

Noch vor dem Morgengrauen folgte eine große Anzahl der unterschiedlichsten Männer Yard in die Außenbezirke der Stadt, wo er eine Schmiede in einem Handwerkerviertel ausgemacht hatte. Die Gemeinschaft sollte ihm als Zeugen dienen; ein jeder stand für sein eigenes Volk. Ein Schreiber hatte zu diesem Zweck eine Pergamentrolle vorbereitet, auf die alle Männer ihre Namen setzten. Für die Dwanen schrieben Gasria und Barra ihre Namen auf die Rolle. Für

die Alven wurde Aldanon genannt. Toren und Tiemonas standen für Tharon, Gwendon für die Hochländer, Moriano für die Gholaner, Yassur für Dschammall, Alus für Markestiana, sowie noch etliche andere Anwesende für ihre jeweiligen Volksgruppen und Länder. Schließlich unterschrieb auch Yard stellvertretend für die Welken, in deren Land er immerhin einen Großteil seines bisherigen Lebens verbracht hatte.

Die besagte Schmiede lag in einer Seitengasse am Rand der äußeren Stadtmauer und war trotz der frühen Stunde bereits in Betrieb. Der Schmied, ein noch kräftiger, jedoch schon in recht hohem Alter stehender Mann staunte nicht schlecht, als er die zahlreiche Gemeinschaft auf sich zukommen sah. Er legte die Rohstücke, die er gerade vor der Werkstatt bearbeitete beiseite und wischte sich die Hände an seiner Leder-schürze ab. Yard wünschte ihm freundlich einen guten Morgen und fragte, ob es möglich sei, die Schmiede einmal in Augenschein zu nehmen.

„Ja, natürlich, Herr“, antwortete der alte Schmied verwundert. „Seid Ihr ein Abgesandter unseres neuen Kaisers?“, fragte er etwas unsicher. Offenbar kannte er Yard nicht, aber es war offensichtlich, dass seine Besucher von hohem Rang waren.

Der junge Kaiser nickte lächelnd und antwortete: „So könnte man es sagen. Ihr seid der Besitzer dieser Werkstatt?“

„Ja, Herr.“

„Gut, so lasst sie uns besichtigen. Ich habe vor, sie bei Eignung zu nutzen, wenn Ihr es erlaubt.“

Der alte Mann war nun noch verblüfft. „Dann seid Ihr auch ein Schmied, Herr?“, fragte er.

„Ja, ich habe dieses Handwerk von jenem Mann dort erlernt“, antwortete Yard und deutete auf Toren, der dem Alten freundlich zunickte.

„So kommt bitte herein. Ich hoffe, meine bescheidenen Verhältnisse genügen Euren Ansprüchen.“ Der alte Schmied führte Toren und Yard durch eine mit Eisenbeschlägen verzierte Tür in das Innere des runden Gebäudes. Ein großer, schalenförmiger Schmelzofen bestimmte das Bild in der Werkstatt. Yard fühlte sich sofort an Torens alte Schmiede im Welkenland erinnert und seinem Freund erging es sicher ebenso. Über dem Ofen befand sich ein trichterförmiger Rauchabzug, an dem ein großer, lederner Blasebalg befestigt war. Dicht daneben stand ein Gestell mit Werkzeug und Rohlingen. Ein schwerer, dunkler Vorhang verdeckte den Durchgang in einen angrenzenden Raum, der dem alten Mann sicher als Wohn- und Schlafstätte diente, wie Yard vermutete. Es war sehr warm in dieser Werkstatt, denn der Ofen war voller glühender Kohlen, deren Hitze flimmernd nach oben stieg.

„Nun, seid Ihr zufrieden, Herr?“, fragte der Schmied.

„Es ist gerade so, wie ich es benötige“, antwortete Yard nickend. „Ich werde Euch natürlich einen entsprechenden Mietzins als Entschädigung zahlen, denn ich brauche Eure Schmiede den ganzen Tag.“

„Oh nein, ich bitte Euch“, wehrte der Alte ab. „Wenn ich Euch helfen kann, so bin ich bereits genügend entlohnt.“

„Dennoch werde ich Euch Eure Hilfe vergelten, auf die eine oder auf die andere Weise“, beharrte der junge Kaiser.

„Kann ich Euch bei der Arbeit helfen?“

„Nein, das was ich tun muss, kann ich nur allein tun. Ich danke Euch.“

Die drei Männer begaben sich wieder hinaus und gaben den Zeugen den Bescheid, dass Yard die Schmiede benutzen wollte.

Bevor er jedoch sein Werk begann, nahm ihn Toren noch einmal beiseite und blickte ihm ernst ins Gesicht. „Du stehst nun so dicht vor der Vollendung einer deiner wichtigsten Aufgaben“, begann er mit besorgter Miene. „Besinne dich in diesem wichtigen Moment. Ich sage dir das deshalb, weil der Feind möglicherweise versuchen wird, dich auf irgendeine Weise von deinem Vorhaben abzuhalten. Ich weiß nicht, was dich erwartet, aber sein stark und habe dein Ziel stets vor Augen. Höre nicht auf böse Einflüsterungen und zeige keine Angst.“ Es war Toren deutlich anzusehen, dass er diese Bürde am liebsten auf sich selbst genommen hätte, doch das war leider nicht möglich.

Yard umarmte seinen alten Freund und nickte ihm selbstbewusst zu. Gerade wollte der junge Mann sich endlich in die Schmiede begeben, als Barra ihn noch einmal aufhielt.

„Fast hätte ich es vergessen, dabei schleppe ich es schon die ganze Zeit mit mir herum“, sagte der Dwane atemlos, während er das verrostete Schwert aus der Leinenhülle zog. „Vielleicht kannst du diese alte Waffe bei deinem Werk brauchen. Sie soll aus sehr gutem Stahl bestehen, auch wenn man ihr das jetzt nicht ansieht.“

Barra überreichte das Schwert dem verwunderten Yard, der es genau begutachtete. Die Klinge lag trotz ihres Zustandes gut in seiner Hand, so als wäre sie für ihn geschaffen worden und gehörte ihm schon immer.

„Woher hast du sie?“, fragte er noch immer erstaunt. Der Dwane berichtete ihm von der seltsamen Begegnung in den Ruinen von Osiak, die zum Fund dieser Waffe geführt hatte.

„Wir wollen das als besonderes Zeichen werten“, sagte der junge Mann nach Barras Erzählung. „Ich werde diesen Stahl einschmelzen und als Grundelement für das neue Schwert nutzen.“ Yard grüßte die Gefährten nach diesen Worten nochmals, dann ging er durch die Eingangstür und verschloss sie hinter sich.

Bevor er sich an seine eigentliche Aufgabe begab, machte er sich von allen störenden materiellen Dingen und Sorgen frei. Er legte seine Oberkleider ab, nahm den Lederbeutel mit den Metallen beiseite und atmete tief und ruhig durch. Nichts sollte ihn jetzt mehr stören, er versuchte, die Ängste der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft aus sich zu verbannen, um einen klaren Kopf zu erhalten. Er stand eine Zeit lang vollkommen reglos vor dem Schmiedeofen und betrachtete die Glut, die den Raum in ein anheimelndes und wunderschönes Licht tauchte.

Nach einer Weile ging er zu dem Blasebalg und betätigte ihn, um sich mit der Stärke und Wirkung des Luftstroms vertraut zu machen. Die Glut lebte sofort auf und erzeugte einen Hitzeschwall, der seinen Körper umhüllte. Der junge Mann dachte an frühere Worte Torens, die er ihm an seinem ersten Lehrtag gesagt hatte: „Mache dich mit dem Feuer vertraut und respektiere es, dann wird es dir stets gute Dienste leisten“, waren des Schmiedes Worte gewesen, Yard hatte sie nicht vergessen. Heute sollte das Feuer ihm einen besonders großen Dienst leisten und er machte sich ans Werk.

Zunächst suchte Yard sich eine steinerne Grundform aus besonders widerstandsfähigem Granit aus, die das glühende Werkstück aufnehmen sollte. Er bediente wiederum den Blasebalg und erzeugte mehr Hitze. Funken stoben hoch und brannten sich wie kleine Nadelstiche in seine Haut ein. Er legte die Steinform in die glühenden Kohlen hinein, dann löste er die rostige Klinge von dem Griffschloss und schob sie mit einer Zange in die Form hinein. Jetzt hieß es, den Luftstrom unaufhörlich wirken zu lassen und Yard pumpte, was seine Kraft hergab. Die heiße ihn umgebende Luft brannte förmlich in seinen Lungen und er verfiel in eine Art wache Trance.

Eine Hand wanderte in den Lederbeutel, der direkt neben ihm lag und holte die fünf Metallbarren hervor. Sie ruhten in seiner Hand und während er sie betrachtete, erschienen ihm plötzlich Visionen aus längst vergangenen Tagen und Orten. Er sah eine lange Reihe von weißgekleideten Personen, die eine Prozession abhielten. Ihre Gesichter konnte Yard deutlich erkennen, sie waren besorgt und er kannte auch den Grund dafür. Er konnte ihre Gedanken regelrecht sehen, es war, als stünde er im direkten Kontakt mit ihnen. Sie gehörten zu jenem uralten Druidengeschlecht des Nordreiches von Amun Nur und waren Brüder Marwinars, des letzten Hochmeisters ihrer Kunst.

Die Bilder, die Yard sah, waren schon lange Vergangenheit, aber dennoch waren sie sehr wichtig für ihn. Sie erzählten einen Teil der Geschichte der fünf Barren, die er nun in der Hand hielt. Angst trieb die Druiden in jenen Tagen. Angst und Entsetzen über die Taten ihres einstigen Obersten, dem sie vertraut hatten und dessen Verrat sie nun an den Rand eines dunklen

Abgrundes führte. Seine furchtbaren Züchtungen waren zu einer feindlichen Armee herangereift und zeigten sein wahres Gesicht: Eine Fratze des Wahnsinns und der Machtgier ... aber auch der verlorenen Liebe, die ihn zu einem Monstrum hatte werden lassen.

Doch sein scheußliches Vergehen war nur ein weiterer zerbröckelnder Stein in der Mauer ihrer untergehenden Kultur, die Jahrhunderte des Glanzes hinter sich hatte. Er nutzte diesen Zerfall und griff das Königreich mit seinen Schöpfungen an. Ein letztes Bündnis aus Menschen, Alven und Dwanen kämpfte gegen die Übermacht des Feindes, schlug ihn zunächst zurück und unterlag am Ende doch der Bosheit des einstigen Hochmeisters der Druiden. Das uralte Königreich von Amun Nur ging endgültig unter.

Die einzige Hoffnung bestand nun nur noch in jener aufsteigenden Nation tief unten im Süden, in der Stadt Tharon. Das Kaiserreich war mächtig und stark geworden, handelte aber auch gerecht und edel gegen jedes andere Volk. Diese neue Macht stellte mit ihrem sich ausbreitenden Reich für die Menschen einen Lichtblick in jenen dunklen Tagen dar. Das war einer der Gründe für die Erschaffung der Metallstücke.

In einer letzten, großen Machtsammlung verliehen die Druiden den Barren ihre Kraft und ihre Magie. Fortan sollte diese Macht in den fünf Stücken gebannt und auf die wichtigsten Völker verteilt werden. Der Rat der Weisen wusste, dass einst die Zeit kommen würde, in der das Böse die Welt herausforderte und dann ein Mann aus dem Geschlecht der Tharoner erschien, der die Völker vereinen und gegen den gemeinsamen Feind führte ...

Das alles sah und erfuhr Yard, während er auf das Schmelzen der Schwertklinge wartete. Doch auch die andere Seite schlief nicht und versuchte, sich in seine Gedanken einzuschleichen. Die finstere Stimme, die er schon einmal vernommen hatte, drohte ihm jetzt wieder und wollte ihn von seinem Vorhaben abbringen. Doch die Stimme war längst nicht mehr so stark und beängstigend wie zuvor. Ja, so etwas wie Furcht schwang in ihr mit. Furcht vor der stets größer werdenden Macht des jungen Kaisers und der offenbaren Unaufhaltsamkeit seines Strebens nach dem Ziel.

Yard hörte nicht auf die bösen Einflüsterungen und setzte sein Werk fort. Eine andere, sanfte Stimme ermunterte ihn dazu und er sah vor sich die Augen eines alten, aber weisen und freundlichen Gesichts, das plötzlich auftauchte. Yard wusste nicht, in wie weit die schwere Arbeit und die Hitze seine Sinne tög, aber er vernahm deutlich die Worte: „Lege nun die Metalle in die Glut.“

Der junge Mann warf die fünf Stücke ohne zu zögern in die Form. Blendend gleißende Lichtstrahlen erhellten auf einmal den Raum und Yard musste seine Augen schließen. Die Metallstücke verschmolzen indes mit dem Stahl des Schwertes und lösten sich dabei ebenso wie die Lichtstrahlen in ein scheinbares Nichts auf.

Nach einer Weile der Sammlung holte Yard die rotglühende Zunge der Schwertklinge aus dem Feuer und begann damit, sie mit einem schweren Schmiedehammer zu formen. Woher die Kraft aus ihm kam, wusste er nicht, aber jeder seiner Schläge saß perfekt und schon bald konnte er die neu geschmiedete Klinge zum Abkühlen in den Wasserkessel stecken. Es zischte

und dampfte gewaltig, als er die noch unfertige Waffe wieder herausholte. Zu seinem Erstaunen waren die Löcher für das Griffschloss noch immer vorhanden und auch die eigentümlichen Runen traten wieder hervor.

Yard ging mit der nun abkühlenden Klinge zu einem Schleifstein und schärfte sie lange. Dann nahm er den kunstvollen Griff und passte ihn an. Wie durch ein Wunder schnappte das Schloss sofort zu, als wäre es nie von der Klinge getrennt gewesen. Die Waffe war nun fertig, mit prüfendem Blick betrachtete Yard das Ergebnis seiner Arbeit und war hoch zufrieden damit. Welche Macht ihm auch immer dabei geholfen hatte, und das stand außer Zweifel, diese Aufgabe war nun vollbracht.

Er zog sich seine Kleider langsam wieder an und begab sich zur Tür nach draußen. Als er sie öffnete, ging ein leises Raunen durch die Gemeinschaft, die noch immer vor der Tür ausgeharrt hatte. Der Abend dämmerte bereits, als Yard hinaustrat. Er wunderte sich noch, dass er wirklich so viele Stunden in der Werkstatt verbracht hatte, dann verließen ihn seine Kräfte. „Er hat es vollbracht“, hörte er noch eine bekannte Stimme sagen, bevor ihn die Schwärze umfing und er zusammensackte.

Toren und Gwendon, die ihm am nächsten standen, konnten ihn gerade noch auffangen. Die hinter dem jungen Mann liegenden körperlichen und seelischen Anstrengungen hatten ihn völlig erschöpft und er fiel nun in einen tiefen Schlaf.

Yard erwachte in einem von der Morgensonne durchfluteten Raum. Erlag in einem großen, mit weißen Laken bespannten Bett im Kaisergemach des Palastes.

„Er erwacht“, bemerkte Toren und beugte sich über das Gesicht seines jungen Freundes. „Es freut uns, dass es dir wieder besser geht, wir haben uns schon große Sorgen gemacht“, sagte er lächelnd.

„Was ist geschehen?“, fragte Yard.

„Du bist am gestrigen Abend ohnmächtig geworden und wurdest leichenblass. Dein Atem ging flach und unregelmäßig, so dass wir schon befürchteten, dich zu verlieren. Doch Aldanon ist nicht nur ein sehr guter Freund, sondern auch ein hervorragender Heiler.“

Yard setzte sich auf und bemerkte, dass alle seine Freunde um ihn herumstanden. Der Alvenfürst kam auf ihn zu und befühlte seine Stirn, dann nickte er zufrieden. „Das Fieber ist verschwunden“, sagte er. „Du erholst dich sehr schnell wieder von den Strapazen.“

Langsam kehrte die Erinnerung in Yard wieder zurück und plötzlich ging ein Ruck durch ihn hindurch. „Das Schwert“, rief er aufgeregt und blickte sich suchend um.

Toren deutete hinter sich und zeigte auf die Waffe, die auf dem Tisch auf einem samtene Kissen ruhte. „Hier ist es“, sagte er beruhigend. „Wir haben sehr viel Kraft benötigt, um es aus deiner Hand zu bekommen. Ein wahres Meisterstück ist es geworden. Ich sage dir, wenn du eine solche Waffe der Schmiedegilde des Welkenlandes vorgeführt hättest, wären ihren Herrschaften die Augen übergegangen.“

Yard ließ sich beruhigt zurück in die Kissen sinken und strich sich die Haare aus der Stirn. „Es war wirklich seltsam“, bemerkte er. „Als ob eine fremde Macht mich gelehrt hätte. Das Schwert hat sich fast von allein geschmiedet. Sogar die Runen sind darauf erhalten

geblieben. Wenn ich nur wüsste, was sie zu bedeuten haben.“

„Es sind veromanische Schriftzeichen“, erklärte Aldanon. „Sie sind verwandt mit jener Sprache, die einst im Norden gesprochen wurde. Sie bedeuten: *„Sieh, dies ist das Schwert des Würdigen. Sein Name ist Achtelon.“*

„Achtelon?“, fragte Yard.

„Das heißt, der Friedensstifter“, erklärte der Alvenfürst.

„Ein wirklich seltsamer Name für ein Schwert“, bemerkte Barra. „Es hat sicher unendlich viele Jahre in Osiak gelegen, nur um dann ausgerechnet in unsere Hände zu fallen und zu einem Mann gebracht zu werden, auf den die Worte auf der Klinge genau passen.“ Der Alve stimmte ihm zu. „Es geschehen manchmal wirklich seltsame Dinge, die uns aber zeigen, dass es eine leitende Macht gibt, die über allem steht und es in die letztendlich richtigen Bahnen lenkt.“

Yard unterbrach dieses Gespräch nun, indem er sich nach den Vorbereitungen für den Aufbruch der Armee erkundigte. Tiemonas, Alus und Lesio waren mit dieser Aufgabe betraut gewesen und hatten gute Arbeit geleistet.

„Herr, die Truppen sind so weit geordnet, dass sie zu jeder Stunde losmarschieren können“, erklärte Tiemonas dem jungen Kaiser. „Alle Männer sind mit Waffen und Material versorgt, es stehen beinahe fünfzigtausend Mann zu Eurer Verfügung.“

„Das ist mehr, als ich erwartet hatte ..., aber wahrscheinlich weniger, als wir wirklich brauchen werden“, sagte Yard nachdenklich. „Trotzdem sollten wir

nicht länger warten. Wenn ihr alle einverstanden seid, werden wir noch am heutigen Tag aufbrechen.“

Seine Freunde waren natürlich über diesen so plötzlichen Entschluss überrascht und blickten sich gegenseitig fragend an. „Fühlst du dich denn schon wieder in der Lage, einen so langen und schweren Ritt auf dich zu nehmen?“, fragte Toren besorgt.

„Ich fühle mich besser, denn je“, antwortete Yard und sprang voller Energie aus dem Bett. Jetzt, wo er seine Entscheidung getroffen hatte, kehrte die Kraft tatsächlich in ihn zurück. Er verspürte einen nie gekannten Tatendrang in sich und teilte ihn seinen Gefährten mit. Sein Elan steckte sie schließlich an, und so stimmten sie zu und folgten ihm.

Nach einem recht ausgedehnten Frühstück, (dem letzten, welches sie gemeinsam einnahmen, da ihre Aufgaben sie bald trennte), traten sie hinaus, wo eine Wachtruppe mit ledigen Pferden auf sie wartete. Sie bestiegen die Tiere und ritten unter den staunenden Blicken der Bevölkerung von Tharon aus der Stadt hinaus, geradewegs auf das Zeltlager am Ufer des Ihereas zu.

Artias, der Unterführer, erwartete sie bereits dort und Yard wies ihn an, die Truppen zusammenzurufen. Obwohl es sich bei den Soldaten nicht nur um Tharoner, sondern auch um Angehörige der unterschiedlichsten Volksgruppen handelte, dauerte es nicht lange, und sie standen in langen, wohlgeordneten Reihen auf einem Feld vor der Zeltstadt.

Fast fünfzigtausend Kampfwillige blickten den jungen Mann nun erwartungsvoll an. Yard saß noch immer auf seinem Pferd und ritt die langen Reihen ab, so dass alle Augen ihn sehen konnten. Er zog die neuge-

schmiedete Waffe aus der Lederscheide und hielt sie in das strahlende Sonnenlicht, das von der Klinge reflektiert wurde. „Dies ist das Schwert Achtelon“, rief er laut und deutlich. „Es trägt die Kraft von fünf Metallen der Macht in sich. Fünf Metalle von fünf unterschiedlichen Völkern. Wir müssen diese Kraft in uns aufnehmen, um der Gefahr, die auf uns wartet, entgegenzutreten zu können. Niemand kann sagen, was uns alles erwartet in diesem Kampf. Wir mögen geschlagen, ja sogar vernichtet werden. Aber wir haben dann wenigstens nicht tatenlos zugehört, wie der Feind über uns herfällt. Ich glaube jedoch an unseren Sieg, denn euer Mut wird den Gegner zerschlagen. Seht, dies ist Achtelon, wollt ihr ihm folgen?“

„Ja.“, riefen Tausende Kehlen ihm entgegen. „Heil dir, Yardoan Tauris, Heil dir“, erklang es aus den Reihen der Männer. Yardoan war von diesem Tag sein kaiserlicher Name und so wurde er auch später in den Geschichtsrollen genannt.

Schon kurze Zeit nach diesem Ereignis war die Armee zum Abmarsch bereit und verabschiedete sich von Tharon. Die große Stadt wurde fortan von Artias geführt und von noch einmal zehntausend Mann beschützt. Die riesige Reiterschar setzte sich langsam in Bewegung, um dem Feind endlich Einhalt zu gebieten. Viele tausend Menschen standen am Tor und verabschiedeten die abrückenden Soldaten, denn ihre Männer, ihre Väter, ihre Söhne und ihre Freunde befanden sich darunter. Die Menschen beteten darum, sie gesund und munter wiederzusehen und Tausende Glückwünsche begleiteten den jungen Kaiser und seine Mitstreiter.

Besonders zwei Männer unter den Zurückbleibenden wünschten ihren Freunden alles Gute. Toren und Yassur hatten sich nur schweren Herzens von Yard und den Anderen trennen können, doch auf sie wartete eine andere Aufgabe. Der ehemalige Schmied war letztendlich dazu auserkoren worden, sich um die Ereignisse in Dschammall zu kümmern, wo immerhin noch eine große tharonische Armee stand. Er musste bald mit einem Schiff aufbrechen, um heimlich in das jenseits des Meeres von Aschtia liegende Land zu gelangen und zu versuchen, die dortigen Truppen für Yard zu gewinnen. Yassur begleitete ihn dabei, da es sich um seine Heimat handelte und er zudem seinen Schwur einzulösen gedachte, den er geleistet hatte.

Das Schicksal dieser beiden Männer war nun ebenso ungewiss, wie das ihrer Freunde, deren Umrisse nun langsam hinter den Hügeln oberhalb Tharons verschwanden. Nach einem letzten Gruß drehten sie sich um und bewegten sich in Richtung Hafen, von wo aus sie noch am selben Tag mit einigen ausgesuchten Begleitern in See stechen wollten ...

Das finsterste Verlies

Mit gezückten Schwertern und fauchenden Mäulern stürzten sich die zwei Sauroden auf Anika und Tierus, die sofort aus den Futteralen sprangen und zurückwichen. Schon erfolgten die ersten Hiebe, die beide Menschen nur mit Mühe und Not abwehren konnten. Anika hielt ihre schwere Waffe so gut es ging fest, doch die Attacken ihres Gegners wurden immer heftiger und jeder Schlag, den sie abwehrte, schmerzte furchtbar in den Handgelenken.

Sie standen jetzt mit dem Rücken an der Wand. Es war abzusehen, dass der ungleiche Kampf nicht mehr lange andauern würde. Tierus' Kraft ließ merklich nach, zu sehr war er durch die langen Jahre der Gefangenschaft gezeichnet. Verzweifelt wehrte er sich gegen den wütend fechtenden Sauroden und geriet dabei immer mehr in Bedrängnis. Fast sah es so aus, als wolle der alte Mann sich seinem unabwendbaren Schicksal beugen, doch dann erinnerte er sich noch einmal des Mutes und der Geschicklichkeit im Kampf, die in seiner Jugend besessen hatte. Die Jugend, die ihm diese Bestien geraubt hatten.

Mit einer plötzlichen Bewegung ließ er sich einfach fallen und hieb dabei nach dem Bein seines Gegners. Er traf ihn und das Wesen ging mit einem erschrockenen Schrei zu Boden. Der Saurode war zwar nicht schwer verwundet, aber für einen Moment außer Gefecht gesetzt, und das wollte Tierus ausnutzen, in dem er sich rasch erhob und zu einem zweiten Schlag ausholte.

Der Artgenosse des Echsenwesens erriet diese Absicht jedoch und kam der bedrängten Kreatur zur Hilfe, so dass es der alte Mann nun mit zwei Gegnern zu tun hatte. Doch das war ihm nur recht, vielleicht konnte er

die beiden Sauroden so lange an sich binden, dass es Anika gelang, sich zu retten. „Schnell, flieht“, rief er seiner jungen Gefährtin zu und bot dabei seine letzte Kraft auf, die Feinde zu beschäftigen.

Anika stand für einen Augenblick unentschlossen daneben, doch dann rannte sie los, um den Ausgang zu erreichen. Mittlerweile war es dem gestürzten Sauroden wieder gelungen, sich aufzurichten. Mit einer blitzschnellen Bewegung stieß er sein Schwert nach Tierus, traf ihn und durchbohrte dessen Brust. Das andere Wesen sprang Anika hinterher und holte sie mit riesigen Sätzen schnell ein. Eine kräftige Klaue packte die junge Frau am Hals und wirbelte sie herum, so dass sie direkt auf die sterbende Gestalt ihres greisen Freundes blicken musste.

Tierus stand noch immer aufrecht, obwohl von dem Schwert durchbohrt, wobei er seine Waffe krampfhaft festhielt. Blut floss in Strömen aus der Wunde und er begann zu schwanken. „Frei ...“, röchelte er noch mit ersterbender Stimme, dann sank er tot zu Boden.

Anika schluchzte heftig und wurde von Krämpfen geschüttelt, doch ihre Gegner zeigten kein Mitleid und zerrten die niedergesunkene Frau wieder hoch. Einer der beiden Sauroden hielt ihr ein gebogenes Messer an den Hals, offenbar in der Absicht, ihr die Kehle durchzuschneiden. Der andere Echsenmann verhinderte das jedoch und beide gerieten in einen Streit, der jedoch damit endete, dass der Bedachtere die Oberhand behielt.

Damit war Anika zunächst ein weiteres Mal knapp dem Tod entronnen, doch das war ihr in diesem Moment vollkommen egal. Was hatte sie denn jetzt noch zu erwarten? Ihr Tod war nur aufgeschoben und

würde sie schließlich auf eine sicher noch viel furchtbarere Weise ereilen. Möglicherweise sogar auf die schlimmste Art, die sie sich nur vorstellen konnte. Willenlos und gebrochen durch das Erlebte, ließ sie sich von den Sauroden nach draußen schleifen.

Vor dem Gebäude warteten drei der hässlichen Drachen auf ihre Reiter und hoben bei Anikas Anblick fauchend die Köpfe. Die junge Frau wich vor den furchterregenden Wesen zurück, doch sie wurde von ihren Wächtern unsanft auf einen der Drachen gesetzt und auf dem Sattel festgeschnallt. Mit seltsam kehligem Lauten wurden die Tiere aufgefordert, sich zu erheben. Nach einem langen Anlauf durch den Bergkessel, erhoben sich die drei geflügelten Wesen mit ihrer Fracht in die rauchige, eiskalte Luft.

Anika war so gebunden worden, dass ihr Gesicht an der schuppigen, rauen Haut ihres Reittieres rieb und dabei aufriss. Der Gestank des Wesens war furchtbar und sie musste würgen. Nicht einmal der eiskalte Wind konnte diesen Geruch vertreiben. Sie flogen in langen und kreisenden Bahnen durch das rauchschwängere, düstere Tageslicht und näherten sich dabei wieder dem Erdboden. All die Mühe, die Tierus und Anika sich bei dem Aufstieg auf den Berg gemacht hatten, war vergebens gewesen.

Die junge Frau war sich sicher, dass der Blick, den sie nun über dieses geschundene Land werfen konnte, der Letzte war, den sie jemals noch außerhalb des dunklen Berges sehen würde. Sie hatte jetzt endgültig aufgegeben und fügte sich resigniert ihrem scheinbar unausweichlichen Schicksal. Teilnahmslos folgte sie ihren Wächtern nach der Landung in einen Seitenein-

gang des Berges, der sich auf der Ostseite der Festung befand.

Wieder ging es durch zahllose Gänge, bis sie schließlich in eine Kammer, irgendwo in den Tiefen dieses scheußlichen Ortes gesteckt wurde. Die beiden Sauroden entfernten sich und Anika harrete stundenlang in dem finsternen und stickigen Raum aus. Sie saß einfach nur stumm auf dem Boden, leer, ohne Gedanken und Gefühle, so als würde sie das alles hier überhaupt nicht mehr betreffen. Sie schreckte noch nicht einmal auf, als die Tür sich plötzlich wieder öffnete und eine hinkende, kränklich gelbe Gestalt den Raum betrat und sie mit einer Lampe anleuchtete.

Anika blickte nur kurz auf und erkannte in dem Wesen jenen Sauroden wieder, den man den Selektor nannte. Die Gestalt sah sie einen Augenblick an und nickte dann den beiden Wächtern zu. Sie packten die junge Frau und schleiften sie wieder aus dem Raum heraus. Seltsamerweise verbanden sie ihr draußen sofort die Augen und führten sie dann weiter.

„Nun ist es also soweit“, dachte Anika und musste dabei unweigerlich an die armen Frauen in den Glaskästen denken, die sie gesehen hatte. Sie hoffte nun nur noch, dass sie möglichst bald in eine tiefe Ohnmacht sinken würde, um darin für immer in die Dunkelheit des Vergessens und des Nichtseins abzutauchen.

Doch das Schicksal schien keine Gnade für sie zu kennen, denn sie blieb bei vollem Bewusstsein, wenn auch orientierungslos und ohne jedes Zeitgefühl. Wie lange sie so durch die Gänge gezogen wurde, wusste sie nicht, doch plötzlich hielten ihre Bewacher an und nahmen ihr die Augenbinde ab. Im flackernden Feuerschein sah sie sich vor einem ummauerten und

kreisrunden Schacht stehen, der scheinbar in eine endlose Tiefe führte. Er besaß ungefähr den Durchmesser von drei Mannslängen und war von einer hohen Umrandung umgeben. Die Querachse einer Seilwinde lag darüber und trug einen Förderkorb, der zwei Personen Platz bot. Anika fragte sich, weshalb man sie nicht einfach in die Tiefe stürzte? Doch das lag offensichtlich nicht in der Absicht der Wächter. Einer von ihnen zwang sie in den Korb und stieg selbst mit ein, während der andere Saurode die Winde bediente.

Langsam glitten sie hinab, vorbei an ekeligem Getier, das in Mauerspalten Schutz vor dem plötzlich auftretenden Licht der Fackel suchte. Erst nach einer geraumen Zeit erreichten sie den Grund, wo der Wächter Anika einfach aus dem Korb warf und sich wieder hochziehen ließ. Das Licht der Fackel wurde schwächer und schon bald stand die Gefangene wieder in völliger Dunkelheit.

„Das also soll nun das Ende sein“, dachte sie wieder und suchte, verzweifelt über diese Erkenntnis, nach einem Halt. Sie ertastete die raue Wand und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Irgendetwas Schleimiges kroch über ihre Hand und sie zuckte laut schreiend zurück. Durch die heftige Bewegung glitt sie auf dem glitschigen Boden aus und stürzte. Wieder bemerkte sie krabbelnde Bewegungen um sich herum und versuchte panisch, sich schnell wieder zu erheben, rutschte jedoch erneut aus. Zitternd, sich auf Händen und Knien abstützend, um dem ekeligen Getier zu entgehen, hörte sie plötzlich eine flüsternde Stimme, deren Besitzer sich ganz in der Nähe aufhalten musste. „Wehr dich nicht dagegen“, sagte die Stimme. „Verhalte dich ruhig, dann werden sie dir nichts tun.“

„Wer ist da?“, fragte Anika in die Dunkelheit. Sie schwankte zwischen Hoffen und Bangen. Als sie mit dem Wärter hier hinunter gefahren war, hatte sie niemanden in diesem Verlies bemerkt. Jetzt kam ihr diese unerwartete Stimme aus der Finsternis sehr unheimlich vor.

„Nichts ist hier“, antwortete die unsichtbare Gestalt noch immer flüsternd. „Hier unten ist man nichts mehr, nur die Gegrog interessieren sich noch für einen; vor allem, wenn man schläft.“

Ein leises Kichern war zu vernehmen und Anika glaubte, eine weibliche Stimme herauszuhören. Alles an diesem Ort war ihr widerlich und die absolute Dunkelheit machte sie beinahe wahnsinnig, dennoch war sie nun froh, sich mit jemandem unterhalten zu können, auch wenn sie ihn oder sie nicht sah. Die Gestalt war sicher eine alte Frau, vielleicht mit einem ähnlichen Schicksal, wie sie selbst.

Die junge Frau fragte ihre Leidensgenossin, wie lange sie schon hier unten gefangen sei, doch sie erhielt keine Antwort. Sie versuchte also, das Gespräch auf eine andere Weise zu beginnen. „Von wo stammst du her?“, fragte sie in einem möglichst freundlichen, unbefangenen Ton.

„Sprich nicht weiter mit mir“, zischte die andere Stimme plötzlich boshaft und eine unerklärliche, fast spürbare Kälte schwang in ihrem Ton mit.

Anika wich erschrocken zurück und setzte sich still an die Wand. Sie kauerte sich so gut wie möglich zusammen und hoffte, nicht weiter mit den ekeligen Wesen hier unten in Berührung zu kommen. Trotz ihrer Angst und ihrer Lage schlief sie irgendwann doch ein,

denn sie war nach all den erlebten Strapazen vollkommen ausgelaugt und erschöpft.

Ein seltsamer Druck, der auf ihrer Brust lastete, weckte sie nach einiger Zeit aus einem mit Albträumen behafteten Schlaf. Zunächst war sie noch zu benommen, um zu verstehen, was geschah. Doch dann bemerkte sie, wie ihr jemand die Kehle langsam zudrückte.

Schlagartig war sie richtig wach, bekam jedoch keinen Ton heraus. Die andere Person war offensichtlich wahnsinnig und versuchte, sie zu erwürgen. Der Griff war hart und Anika merkte, wie ihr langsam die Sinne schwanden. Sie versuchte verzweifelt, die Hände von ihrem Hals wegzubekommen und ein furchtbares Ringen fand in der Dunkelheit statt. Es gelang ihr jedoch einfach nicht, sich zu befreien und so suchte sie panisch nach einem Gegenstand, den ihre Hand umfassen konnte. Sie tastete mit der Rechten den Boden ab, bis sie tatsächlich einen faustgroßen Stein erreichte. Mit allerletzter Kraft schlug sie dorthin, wo sie den Kopf ihres Gegners vermutete. Ein dumpfer Schlag war zu hören und die andere Gestalt ließ mit einem erschrockenen Stöhnen von Anika ab.

Die junge Frau schnappte gierig nach Luft und hielt sich die Hände an den Hals. Der Angreifer lag direkt neben ihr und regte sich bereits wieder. Aus Angst, noch einmal angefallen zu werden, benutzte Anika den Stein zu weiteren Schlägen. Wie von Sinnen schlug und schlug sie nun immer wieder auf den Körper neben sich, ohne zu wissen, was sie traf. Sie kam erst wieder zur Besinnung, als sie nur noch ein leises Wimmern vernahm. „Was habe ich nur getan?“, dachte sie erschrocken über sich selbst. „Dieser Ort macht uns alle zu Monstren.“

Sie ließ den Stein angewidert fallen und tastete nach ihrem Opfer. Das leise Stöhnen führte sie dorthin, wo sie das Gesicht der geschlagenen Gestalt vermutete. „Bitte, bitte sprich mit mir“, sagte Anika leise. „Ich wollte dich nicht so verletzen, aber du hast mir keine andere Wahl gelassen.“

„Töte mich“, antwortete die Gestalt gebrochen. Es war nun deutlich zu hören, dass es eine Frau war.

„Was meinst du nur?“, fragte Anika entsetzt.

„Töte mich, ich habe versagt und bin nichts mehr wert. Nimm den Stein und bringe es hinter dich.“

„Niemals. Niemals werde ich wieder diesen verfluchten Stein gegen dich erheben. Wir müssen doch zusammenhalten und dürfen nicht wie Ungeheuer übereinander herfallen. Warum hast du das nur getan?“

„Weißt du denn nicht, wer ich bin?“, fragte die andere Frau.

„Nein, wer bist du denn, dass du mich so sehr hasst? Wir kennen uns doch gar nicht.“

„Bist du dir da ganz sicher?“, fragte die andere Stimme wieder und wurde zum ersten Mal lauter, so dass Anika sie endlich erkannte: Es war die Stimme von Waria-Zon, ihrer grausamen Peinigerin.

Die junge Frau wich entsetzt zurück. „Ihr?“, fragte sie verstört und das Wort blieb ihr fast im Hals stecken.

„Ja, ich bin es“, antwortete Waria und richtete sich ächzend auf. „Ich habe dich wohl zu oft unterschätzt und dabei versagt. Der Erhabene hatte kein Erbarmen mehr für mich und hat mich an diesen tiefsten Ort verbannt. Du bist schuld daran, und ich hasse dich dafür. Der Zufall oder die Fügung wollten es, dass du nun ebenfalls hier bist. Ich habe mich nicht gleich zu erkennen gegeben, denn ich wollte mich in aller Ruhe an dir

rächen, doch selbst dazu bin ich nicht mehr fähig. Der Erhabene tat recht daran, mich von sich fortzuweisen.“

Anika lauschte den Worten ungläubig und konnte kaum fassen, was sie da hörte. Wie verboht musste diese Frau sein, dass sie auch jetzt noch zu ihrem ehemaligen Herrn stand und die Schuld für ihre Lage nicht bei diesem schrecklichen Wesen, sondern bei sich und ihrer Mitgefangenen suchte? „Was ist nur mit Euch geschehen, dass Ihr einmal so böse und verhasst geworden seid?“, fragte Anika Waria fassungslos. „Ihr lebtet mit diesen Bestien und habt ihnen auch noch bei ihrem grausamen Werk geholfen. Ihr seid doch auch ein Mensch, seht, was der Dank für Eure Dienste ist.“

„Was weißt du schon von meinem Leben?“, zischte Waria verächtlich, doch ihr Ton war nicht ganz so fest, wie sie es vielleicht beabsichtigte. Im nächsten Moment stöhnte sie wieder vor Schmerzen auf. Anika wollte ihr helfen, doch sie wurde barsch zurückgewiesen. „Rühr mich ja nicht an, du hast schon genug Unheil angerichtet“, fauchte die ehemals so mächtige Frau in ihrer Hilflosigkeit. „Und jetzt sage ich dir einiges über mich, auch wenn es dich eigentlich nichts angeht“, fuhr sie fort. „Ich habe Dinge gesehen, die du dir in deinen schlimmsten Albträumen nicht vorstellen könntest. Der erhabene Herr hat mich davor bewahrt, weil ich stark war. Nur deshalb habe ich überlebt.“

„Er hat Euch nur missbraucht“, beharrte Anika. „Er ist durch und durch böse und konnte Euch nur so lange gebrauchen, wie es in seine Pläne passte. Jetzt hat er Euch weggeworfen, wie einen zerbrochenen Krug, der seine Dienste nicht mehr erfüllt. Habt Ihr denn kei-

nerlei Erinnerung an Euer früheres Leben? Ihr könnt doch unmöglich schon immer unter diesen Bestien gelebt haben. In welchem Land seid Ihr geboren und habt Ihr gelebt? Hattet Ihr nicht Freunde, Familie, einen Stamm, was auch immer?“

Statt einer Antwort hörte Anika etwas, was sie niemals erwartet hätte. Ein leises Schluchzen, das sich mehr und mehr verstärkte und schließlich zu einem lauten Weinen verwandelte. Es war wirklich unglaublich, aber die große, starke und so grausame Waria-Zon weinte nun tatsächlich. Es dauerte sehr lange und schien kein Ende nehmen zu wollen, doch es war auch ein befreiendes Weinen, so als ob sich alle Grausamkeit und aller Schrecken von dieser Frau löste und sie für immer verließ.

Vorsichtig näherte Anika sich ihrer Mitgefangenen und wagte es, sie behutsam in die Arme zu nehmen. Hätte es Licht in diesem finsternen Verlies gegeben, so wäre ein ergreifendes Bild zu sehen gewesen. Die beiden ehemaligen Feindinnen, die eben noch um Leben und Tod gekämpft hatten, saßen nun beieinander, weinten hemmungslos und trösteten sich gegenseitig. Die Kälte, die Waria-Zon stets umgeben hatte, war wie ein böser Zauber spurlos verschwunden und an ihre Stelle trat wieder das Wesen jener Frau, die sie früher einmal gewesen war. Der jahrelange Hass und das Böse, welche sie durch die Macht des dunklen Herrschers gefangen hatten, lösten sich in den wiederkehrenden Erinnerungen an ihr früheres Leben auf, und Anika hatte diese Verwandlung durch ihre Worte aufgelöst.

Als sie sich nach und nach etwas beruhigte, begann Waria von ihrer Vergangenheit zu erzählen. Sie erin-

nerte sich wieder an ihre Familie und an ihren Mann, den sie so sehr geliebt und dann in den Lagern des dunklen Volkes verloren hatte. Sie sprach von den grünen Hügeln Kayhliens, aus dem sie stammte; von der herrlichen Luft, die sie geatmet hatte; von der Sonne und dem Regen und den wunderbaren Liedern der Hochländer, die sie einst von den Alven gelernt hatten. Eines dieser Lieder hatte ihr ihre Mutter stets vorgesungen, sie hatte dieses Lied nicht vergessen, mit Tränen in den Augen und zittriger Stimme begann sie, es zu singen:

*Dreh dich um, dreh dich um und blick in den Osten,
wo die Sonne den Morgen begrüßt.
Du siehst Berge, so hoch und die Häupter voll Schnee,
deren Wasser das Land hier begießt.*

*Dreh dich um, dreh dich um und blick in den Süden,
wo das Gras sich zum Meer hin erstreckt.
Wenn der Wind drüber weht, erzählt er Geschichten
Und die Saaten des Lebens er weckt.*

*Dreh dich um, dreh dich um und blick in den Westen,
auf die Küste, so steil und so schroff.
Schon seit Urzeiten trotz sie den Stürmen und Wellen,
so hat Kayhlien stets auf sie gehofft.*

*Dreh dich um, dreh dich um und blick in den Norden,
wo Sonne und Licht nie aufgehen.
Voller Eis ist das Land, Hort von Frost und von Kälte.
Sag mir, hast du den Schimmer gesehen?*

*Dreh dich um, dreh dich um, blick in alle Richtung,
dieses Land, das du siehst, das ist mein.*

*Es ist rau, es ist schön, voller Wunder und Rätsel,
doch ich lieb' es, es wird immer so sein.*

Sie beendete dieses uralte Lied und es war für einen Moment, als ob selbst das verwitterte Gemäuer den Versen andächtig lauschte. Kein noch so leises Geräusch war zu vernehmen und trotz oder gerade wegen der tiefen Dunkelheit erschien Anika ihre Mitgefangene nun als vollkommen anderer Mensch. Die sanfte Stimme, mit der sie das Lied vorgetragen hatte, besaß keine Ähnlichkeit mehr mit dem rauen Ton von Waria-Zon, es war wie ein Zauber der Verwandlung. Die Leidensgeschichte ihrer Mitgefangenen erinnerte Anika stark an ihr eigenes Schicksal, und so begann die junge Frau nun, von sich selbst zu erzählen. Auch sie hatte ihren Mann an das dunkle Volk verloren, denn sie glaubte nicht mehr daran, dass Urdalf noch lebte, er war am Ende zu schwach gewesen. Sie selbst hatte hart um ihr Überleben kämpfen müssen, doch während sie darüber redete und sich bewusstwurde, dass sie das alles ertragen und überstanden hatte, keimte plötzlich neue Hoffnung in ihr. Es kam ihr nun nicht mehr so vor, als müsse hier an diesem schrecklichen Ort alles enden und sie versuchte, ihre Leidensgenossin an diesem Gefühl teilhaben zu lassen. Doch leider gelang ihr das nicht. Mit jetzt sehr viel sanfterer Stimme dämpfte die ehemalige Waria ihre Hoffnungen. „Mein Kind, wir werden leider niemals mehr hier herauskommen. Wer einmal in dieses Loch gebracht wurde, wird von ihnen nicht mehr beachtet. Sie werden uns verhungern lassen, ich selbst habe seit zwei Tagen keine Nahrung mehr erhalten, es tut mir sehr leid für dich.“

„Ich glaube nicht daran, dass sie uns einfach so sterben lassen“, antwortete Anika dennoch zuversichtlich. Aus irgendeinem Grund bin ich ihnen wichtig, auch wenn ich nicht weiß, worin er besteht.“

„Sei keine Närrin“, beharrte Waria. „Glaubst du wirklich, sie hätten dich dann zu mir gebracht, wo sie doch wissen, wie sehr ich dich hassen muss?“

„Ist es denn immer noch so?“, fragte Anika plötzlich eindringlich. „Werdet Ihr wieder versuchen, mich zu töten?“

„Nein ..., nein, selbst wenn ich es wollte, ich könnte es nicht mehr. Du hast mir die Hand ... und mein schwarzes Herz gebrochen.“

„Bitte verzeiht mir, es tut mir so schrecklich leid.“

„Entschuldige dich doch nicht bei mir, du hast dich nur gegen meinen Wahnsinn gewehrt, dem ich verfallen war. Außerdem hast du viel mehr Grund, mich zu hassen. Ich war so ...“ Waria konnte nicht mehr weitersprechen, ein erneuter Weinkrampf schüttelte sie.

Anika versuchte sie zu trösten. „Vergesst doch die vergangenen Geschichten“, sagte sie ziemlich hilflos.

„Vergessen?“, fragte Waria. „Ich kann nicht vergessen, niemals mehr. Mir wird nur immer klarer, was ich alles getan habe. Mit jedem verstreichenden Augenblick fasse ich meine Schuld mehr. Wie sehr ich versagt habe, menschlich versagt. Anfangs hat mich nur die furchtbare Angst getrieben und ich spielte die harte, unnachgiebige Dienerin ihres Herrn. In Wahrheit bedauerte ich all die armen Geschöpfe, die wir in die Zuchtanstalten trieben. Oftmals habe ich ganze Nächte wachgelegen und wurde vor Gewissensbissen fast wahnsinnig. Aber nach und nach stumpfte ich tatsächlich ab und fing an zu glauben, dass die Menschen

wirklich schwach und verloren sind, so wie er es mir immer einredete. Ich war fasziniert von seiner Macht und seinem Vorhaben, von dem ich ein Teil zu sein glaubte. Jetzt erst fällt mir mit Schrecken auf, wie leicht man sich an furchtbare Dinge gewöhnt, wenn sie nur alltäglich genug werden.“

Anika hatte schweigend zugehört und verstand nun langsam, was diese Frau dazu gebracht hatte, so zu werden, wie sie Waria-Zon kennen gelernt hatte. Doch es war eindeutig eine Wandlung in der einst so finsternen Frau vorgegangen. Vielleicht hing es damit zusammen, dass der dunkle Herrscher dieses Landes sie aus seinem Willen und seiner Macht verbannt hatte, vermutete die junge Frau.

Noch immer herrschte tiefste Finsternis in dem Verlies, aber beide Frauen lächelten nun, wenn auch unsichtbar, doch sie spürten es gegenseitig.

„Ich habe von Anfang an deinen Mut bewundert und mich heimlich mit dir verglichen“, sagte Waria nach einiger Zeit.

„Ihr habt gewusst, dass ich mich nur verstelle?“ , fragte Anika verwundert.

„Ich ahnte es zumindest, dass du und deine ...“ Wieder stockte Waria und eine unsichtbare Mauer des Schweigens baute sich auf. Die Erinnerung an Undiria lähmte beide Frauen aus unterschiedlichen Gründen gleichermaßen. Erst nach einer längeren Zeitspanne gelang es Waria, wieder Worte zu finden. „Was habe ich dir nur angetan?“ flüsterte sie leise. „Ich verdiene den Tod und vielleicht ist dieses Verlies die richtige Sühne für mich. Aber du solltest leben, du und deine Schwester.“

„Sie war nicht ... meine ... Schwester“, erwiderte Anika zögerlich. „Ich habe mich ihr nur angenommen, weil sie aus meinem Dorf stammte und noch so jung war.“ „Umso mehr sollte sie am Leben sein, und nicht ich. Ich beginne mich zu hassen für meine Schandtaten. Oh, hätte mich doch nur der Tod ereilt an jenem schrecklichen Tag, als wir überfallen und hergebracht wurden.“ Wieder versagte ihr die Stimme und sie ließ den Tränen erneut ihren Lauf.

Die beiden Frauen wurden erst abgelenkt, als sie auf das quietschende Geräusch der Seilwinde hörten. Sie schauten ängstlich und erwartungsvoll zugleich hinauf. Der hölzerne Aufzug kam langsam herab und der Schein einer halb abgebrannten Fackel, die daran befestigt war, durchdrang die schon so lange anhaltende Dunkelheit. Es lag etwas Brot, sowie ein Teller mit dünner Suppe und eine kleine Karaffe Wasser auf der Plattform. Es war nicht viel und gerade ausreichend für eine Person, aber immerhin die erste Nahrung seit langer Zeit für die total ausgehungerten und fast verdursteten Gefangenen. Die Tatsache, dass es so wenig war, zeigte ihnen deutlich die böse Absicht, die dahintersteckte. Nur für eine von ihnen sollte die Ration reichen. Scheinbar nahmen ihre Peiniger an, dass die beiden Frauen nun um ihren Anteil kämpfen würden und sie, die Wächter, sich daran ergötzen könnten.

Doch dieses dämonische Vorhaben scheiterte, denn sie rechneten nicht mit Anikas Barmherzigkeit und der Möglichkeit, dass beide Frauen lieber verzichteten, als der anderen mit Gewalt die Nahrung zu stehlen. Die junge Frau teilte das spärliche Mahl in zwei Hälften und reichte ihrer Mitgefangenen das halbe Brot und den Teller Suppe. Zum ersten Mal, seitdem sie hier

gemeinsam gefangen waren, konnte Anika dabei in Warias Augen sehen. Der Hass war daraus vollkommen verschwunden.

Aber die ältere Frau schüttelte ihren Kopf. „Es ist nur für dich bestimmt“, sagte sie und deutete auf das Essen.

„Wir teilen alles, und wenn es auch noch so wenig ist“, beharrte Anika. „Ihr habt es nötiger, denn Ihr seid schon viel länger ohne Nahrung.“

Zögerlich nahm Waria die dargereichte Hälfte des Brotes an. „Du teilst mit mir dieses Wenige, nach allem, was ich dir angetan habe?“

„Sprecht nicht mehr davon und lasst uns versuchen, gemeinsam zu überleben. Ich habe Euch ja gesagt, dass sie mich nicht verhungern lassen.“

Waria lächelte plötzlich. Ja, sie lächelte und ihr Gesicht erhielt einen freundlichen und sogar schönen Ausdruck, der die junge Frau von einst widerspiegelte. „Sag nicht mehr Ihr zu mir“, bat sie Anika. „Ich bin keine Herrin mehr und war es eigentlich auch niemals. Ich weiß, wie man mich hier nannte, doch mein richtiger Name ist Noira. Noira vom Clan der Hyles, das ist nämlich der Name meines Mannes.“

Anika lächelte nun ebenfalls und reichte Noira die Hand. „Ich bin Anika, Tochter des Makrat.“ Beide Frauen saßen nun trotz ihrer Lage fröhlich beieinander und genossen das karge Mahl, als sei es ein Festessen. Sie stellten sich dabei vor, welche Gesichter ihre Wächter dort oben wohl machen würden, könnten sie die Frauen so einträchtig zusammensitzen sehen. Bei diesem Gedanken mussten sie sogar lachen, ein Geräusch, das diese Mauern sicher noch niemals ver-

nommen hatten – und die beiden Wachen, die tatsächlich oben standen und horchten in der Tat verwirrt. Von nun an erhielten sie täglich (oder nächtlich, sie wussten es nicht genau) immer dieselbe, kleine Essensration, die sie jedoch stets teilten oder sogar aufhoben. Nach einiger Zeit nutzten sie die mitgereichten Fackeln, um über deren Feuer jene seltsamen, schleimigen Würmer zu grillen, die Noira als Gegrog bezeichnet hatte. Nachdem die beiden Frauen ihren anfänglichen Ekel überwunden hatten stellten sie nämlich fest, dass die Tiere zwar widerlich schmeckten, jedoch sehr nahrhaft und durchaus essbar waren. Da es stets genügend dieser Wesen in dem Verlies gab, wurden sie ganz entgegen der Meinung der Wächter nicht immer schwächer, sondern konnten sich zumindest ausreichend ernähren. So vergingen Stunden, Tage und Wochen, ohne dass sich an ihrer Situation etwas änderte.

Bis zu jenem Tag, als Anika plötzlich durch eine nur allzu vertraute Stimme aus dem Schlaf gerissen wurde. „Auch ihr versagt ...“, sagte diese Stimme, die resigniert und verzweifelt klang. Sie schien sehr weit entfernt zu sein und war dumpf, als käme sie direkt aus der Wand, dennoch erkannte Anika sie sofort: Es war Yards Stimme, sie hatte es deutlich gehört. Aber das konnte eigentlich nur ein Traum sein, denn Yard konnte sich unmöglich in der Nähe befinden. Trotzdem war sie dadurch erwacht und ein seltsamer Zweifel beschlich sie bei dem Gedanken, etwa nur geträumt zu haben.

Ohne recht zu wissen weshalb, rief sie Yards Namen zaghaft in die Dunkelheit ... und erhielt tatsächlich eine Antwort. Sie konnte es kaum fassen, aber Yard

sprach wirklich mit ihr und war ebenso verblüfft über diese mehr als wundersame Verbindung. Er saß zum selben Zeitpunkt wie sie in einer lichtlosen Zelle in Tharon und hatte auf unerklärliche Weise den Kontakt mit ihr aufgenommen

Noira erwachte durch dieses seltsame Gespräch und richtete sich verwundert auf, denn Anika schien sich mit jemandem zu unterhalten, dem sie ihr Schicksal klagte. „Mit wem redest du?“, fragte die ältere Frau ihre junge Zellengefährtin.

Anika schrie im selben Moment erschrocken auf und starrte entsetzt in die Dunkelheit. „Er ..., er ist nicht mehr da.“ stammelte sie. „Ich habe ihn verloren.“

„Wen hast du verloren? Anika, was ist mit dir?“

„Yard. Ich habe Yards Stimme gehört. Sie war weit entfernt, aber ich habe sie deutlich gehört und mich sogar mit ihm unterhalten.“ Anika klang furchtbar verzweifelt.

Noira tastete sich durch die Dunkelheit und nahm sie in den Arm. „Armes Ding“, sagte sie tröstend. „Deine Sinne haben dir einen Streich gespielt. Komm, beruhige dich wieder.“

„Nein, nein, ich bin mir ganz sicher“, beharrte Anika. „Ich habe mit ihm gesprochen.“

Noira wollte ihr gerade antworten, als ein marker-schütternder Schrei durch den ganzen Berg hallte; noch furchtbarer und wütender als jener, den Anika schon einmal gehört hatte.

Die beiden Frauen zuckten zusammen und blickten sich angsterfüllt um. Das Gestein schien zu erzittern, denn ein grollender Donner folgte dem unmenschlichen Laut.

„Er ist es“, flüsterte Noira. „Irgendetwas hat ihn furchtbar wütend gemacht.“

„Yard“, antwortete Anika mit fester Stimme. „Er ist im Besitz irgendeiner Macht, die dem dunklen Herrscher Angst bereitet, deshalb konnte er mich auch erreichen.“

„Was ist dieser Yard für ein Mann? Was ist so besonders an ihm?“, fragte Noira interessiert.

„Ich kann es mir auch nicht erklären. Er war nur ein ganz normaler Junge aus meinem Dorf. Er wurde gefangen und in die Minen gesteckt. Doch vielleicht ist ihm die Flucht geglückt und er besitzt jetzt einen Zauber, mit dem er über große Entfernungen sprechen kann. Es muss so sein.“

„Es steckt mehr dahinter“, antwortete die ältere Frau nachdenklich. Sie hatte in der Tat vor längerer Zeit, als sie noch Waria gewesen war, von einem Fluchtversuch mehrerer Gefangener aus einem der Lager gehört. Angeblich sollten diese alle getötet worden sein. Allerdings verbreiteten sich derartige Nachrichten nur hinter vorgehaltener Hand und man konnte nie sicher sein, ob sie tatsächlich auch stimmten. Möglicherweise war es einem Gefangenen doch gelungen, zu fliehen. Das würde natürlich keiner der Verantwortlichen zugeben, denn für Versager gab es vor dem Erhabenen keine Gnade. Noira hatte das am eigenen Leib erlebt und sie machte sich nun ihre Gedanken, sagte jedoch nichts zu Anika, denn sie wollte ihre junge Freundin nicht in unbegründeter Hoffnung wiegen.

Es blieb jedoch die Tatsache, dass der Herr dieses Landes ein starkes Interesse an diesem Yard Tauris hegte und seiner unbedingt habhaft werden wollte.

Ihre Gedanken wurden unterbrochen, als die Seilwinde wieder einmal betätigt wurde und zu ihnen herabfuhr. Doch diesmal beförderte sie keine Nahrungsmittel, sondern zwei Wachen, die mit gezückten Waffen auf sie zukamen. Wortlos zwangen sie Anika dazu, auf die Aufzugsplattform zu steigen und banden ihr bei der Auffahrt die Augen wieder zu.

„Noira, was geschieht mit mir?“, rief Anika hilflos nach unten.

Einer der Wächter hielt ihr den Mund zu und zischte: „Nicht sprechen, sonst töten.“

Die junge Frau wagte es fortan nicht mehr, sich zu rühren. Sie hörte während der Auffahrt nur noch, wie ihre Leidensgenossin ihren Namen rief und die Stimme dabei immer schwächer wurde. Dann gelangte sie mit ihren Bewachern wieder am Rand des Schachtes an. Man stieß sie von der Plattform herunter und schleifte sie mit. Wieder wurde sie endlos lange, und durch die Augenbinde blind, durch etliche Gänge geführt.

Schließlich passierte sie offensichtlich einige Türen und wurde dann aufgefordert, stehen zu bleiben. Das Tuch wurde ihr abgenommen und zu ihrem Entsetzen fand sie sich in jener Halle wieder, in der sie dem finsternen Wesen, dem Herrscher der Angst, begegnet war. Wieder beherrschte sie dieses besitzergreifende und lähmende Gefühl und sie begann am ganzen Körper zu zittern. Von dem schrecklichen Wesen war im Moment jedoch nichts zu sehen, Anika betete innerlich, dass es auch so bleiben möge. Ein zweites Mal glaubte sie den durchdringenden Blick des Finsteren nicht ertragen zu können.

Plötzlich bemerkte sie eine Bewegung im Augenwinkel und blieb stocksteif stehen; unfähig, auch nur einen Schritt zu machen.

„Sieh da, sieh da. Wen haben wir denn hier?“, fragte eine krächzende Stimme. Eine gebeugte Gestalt, aufgestützt auf einen krummen Stab und verhüllt in einen zerschlissenen Leinenrock, bewegte sich um Anika herum und blieb dicht vor ihr stehen. Die junge Frau konnte kein Gesicht unter der Kapuze des Rockes sehen, nur zwei glühend rote Augen waren zu erkennen. „Ein junges Täubchen, das hier ängstlich vor mir steht. Sehe ich alter Mann denn wirklich so erschreckend für deine jungen Augen aus?“, fragte die Gestalt kichernd. Anika nickte nur, sie brachte keinen Ton heraus. Welches Schauspiel hatte sich dieses furchtbare Wesen nun wieder für sie ausgedacht? Sie war davon überzeugt, dass dieser scheinbar harmlose alte Mann nur eine Erscheinungsform des dunklen Herrschers sein konnte.

Im nächsten Moment bestätigte sich ihre Vermutung auch. Die vormals gebeugte Gestalt wuchs plötzlich und warf den zerlumpten Mantel ab. Zum Vorschein kam wieder jene unbegreifliche Schwärze, welche Anika bereits kannte und fürchtete. Die glühenden Augen blieben jedoch und näherten sich zu ihrem Entsetzen.

„Du hast mit ihm gesprochen“, donnerte die Stimme nun laut und drohend. „Was weißt du über Tauris? Versuch nicht, mich zu belügen. Ich würde es bemerken.“

„Ich ..., ich weiß nicht mehr ..., als ... Ihr über ihn wisst“, antwortete die junge Frau stockend und mit hämmerndem Herzen.

„Lüge.“, brüllte die finstere Gestalt und eine krallenbewehrte Hand schoss aus der Schwärze hervor. Sie blieb dicht vor Anikas Gesicht stehen und drohte, sie zu packen. Zum Glück verschwand die Kralle jedoch wieder und die Form des dunklen Herrschers schrumpfte erneut etwas. Anscheinend versuchte er nun, etwas weniger furchteinflößend zu wirken, um sein Opfer eher zum Sprechen zu bringen.

„Du bist mit ihm sehr vertraut“, sagte die Stimme bemüht sanfter. „Was hat er dir je alles über die Metallstücke erzählt? Wie viele hat er in seinem Besitz?“

„Ich weiß nicht, was ihr von mir wollt, bitte lasst von mir ab“, flehte Anika, vor Verzweiflung weinend.

„Menschenweib, schwach wie eh und je“, zischte der dunkle Herrscher verächtlich. „Du willst es mir nicht sagen, also wirst du auch mit ihm niemals wieder sprechen können. Ich besitze genügend Macht. Wenn es sein muss, werde ich die ganze Welt nach ihm umgraben, und ich werde ihn auch bekommen.“ Das Wesen sprach plötzlich in einer für Anika unverständlichen Sprache und deutete dann mit beiden Händen nach oben. „Das dort wird dein zukünftiges Heim sein. Dort kann er dich mit seinen Gedanken nicht erreichen und das wird ihn zum Wahnsinn treiben und Fehler machen lassen.“

Die Bewegungsstarre ließ von Anika ab und sie blickte nun ebenfalls nach oben. Von der Decke der Felsenhalle senkte sich eine schwebende, blauschimmernde Kugel herab, die von seltsamen Blitzen durchzuckt wurde und dabei einen auf- und abschwellenden Ton erzeugte. Die eigenartige Kugel schwebte direkt auf ihre Betrachterin zu und umhüllte sie schließlich wie eine gewaltige Seifenblase.

Entsetzt bemerkte Anika, dass sie darin wie in einem undurchdringlichen Ballon gefangen war. Sie konnte sich zwar noch bewegen, war aber nicht in der Lage, die Kugel zu verlassen. Zudem hörte sie kein Geräusch mehr von außen; lediglich den Summton und das Knacken der Blitze konnte sie noch vernehmen. Dann bemerkte sie, wie auch das Innere der Kugel wie mit tausend Händen nach ihr griff und sie langsam in seine Gewalt brachte. Vollkommen verstört und entsetzt fiel sie in eine tiefe Ohnmacht.

Zufrieden mit sich selbst und seiner Macht blickte er auf seine besondere Gefangene und lachte hämisch. Sie war der Schlüssel zu Tauris, und mit ihrer Hilfe würde es ihm, dem Erhabenen, endlich gelingen, diesen närrischen Emporkömmling und seine Helfer zu besiegen. Sein Lachen wurde lauter und schallte schließlich durch den ganzen Berg ...

Drakesch

Vier Männer standen am Bug des Schiffes und betrachteten in der Abenddämmerung die dunkle Silhouette der Landmasse Aschtias, die nun in nicht mehr allzu weiter Entfernung lag. Die von der tiefstehenden Sonne angestrahlten, blutroten Berge am Horizont hoben sich von der tiefblauen Farbe des Meeres und dem hellen Braun des Landes ab und boten einen eindrucksvollen Kontrast zueinander. Im Vordergrund konnten die Betrachter schon den Einschnitt der Bucht erkennen, in der sie vor Anker gehen wollten.

Der Ankerplatz lag einige Meilen westlich von Drakesch, der Hauptstadt des Landes Dschamall, welches im Norden der weitgehend unbekanntes Landmasse lag. Hier hofften die Männer darauf, dass ihr Schiff unentdeckt bleiben würde, bis sie sich an Land begeben hatten.

Die vier Gestalten trugen alle die gleiche Kleidung, nämlich die Daschria, welche das traditionelle Tuch der Dschammallaner war. Yassur hatte die Kleider während der dreitägigen Überfahrt aus Segeltuch angefertigt und sie für Toren und seine beiden anderen Begleiter eingefärbt. Zudem hatten sich die Männer die Haare abgeschoren, was vor allem Toren schwergefallen war. Doch in dieser Tracht und dem Haarschnitt würden sie in Dschammall nicht auffallen und konnten sich so weit weniger gefährdet durch das Land bewegen.

Als es vollkommen dunkel geworden war, gelangten sie in die Bucht und der Kapitän ließ den Anker werfen. Ein kleines Beiboot wurde für die vier Männer in das Wasser gelassen und sie verabschiedeten sich von der Mannschaft. Toren gab dem Schiffsführer noch

einige Anweisungen, während seine Begleiter schon in das Boot kletterten. „Wenn ihr entdeckt werdet oder von morgen an in vier Tagen nichts von uns gehört habt, so kehrt um und segelt nach Tharon zurück“, befahl er.

Der Kapitän nickte und wünschte ihnen viel Glück. Auch Toren bestieg nun das Boot und stieß es vom Schiff ab. Die vier Männer ruderten dem Strand entgegen, den sie bereits nach kurzer Zeit erreichten. Sie zogen das Boot in einen kleinen Palmenhain, der dicht am Ufer wuchs und tarnten es so gut es ging. Yassur kniete sich danach nieder und küsste den sandigen Boden. Endlich, nach so langen Jahren betrat er seine Heimat wieder und dankte Dschammar für diese Gnade. „Wenn auch die Umstände sind nicht die besten“, fügte er für seine Gefährten hinzu.

„In der Tat“, bestätigte Toren. „Mich wie ein Dieb anzuschleichen, gefällt mir überhaupt nicht. Doch ich fürchte, es bleibt uns keine andere Wahl.“

Auch die beiden anderen Männer stimmten ihm dabei zu. Sie waren hochrangige Offiziere der tharonischen Armee und es war mit Sicherheit nicht ihre Art, sich heimlich einer Garnison zu nähern. Die besonderen Umstände erforderten jedoch diese Taktik und so machten sie sich, von Yassur geführt, auf den Weg. Sie bewegten sich zunächst immer am weitläufigen Strand entlang und folgten der Küste ostwärts. Das Rauschen des Meeres und die sternklare, warme Nacht beflügelte ihre Sinne ein wenig und lenkte sie von ihrer ersten Aufgabe ab.

Nach etwa einer Stunde mussten sie jedoch ihre Richtung ändern und waren aufgrund der sich vor ihnen aufbauenden, schroffen Felsen gezwungen, sich wei-

ter landeinwärts zu begeben. Ihr Weg führte sie über klobige Gesteinsbrocken, die mit Muschelkalk übersät waren hinauf, bis sie nach einiger Zeit oberhalb der nun steilen Felsküste angelangten. Von hier aus zog sich der Landabschnitt in gleicher Form bis hinüber nach Drakesch.

Nachdem sie noch einige Stunden durch die Nacht gewandert und dabei stets dem schmalen Küstenstreifen gefolgt waren, suchten sie sich einen geeigneten Lagerplatz. Sie fanden ihn auch bald in Form eines kleinen Felsenringes, in dem sie sich, nach allen Seiten geschützt, zur Ruhe legen konnten. Yassur erklärte ihnen, dass sie am morgigen Tag auf eine alte Karawanenstraße treffen würden, die sich hier vom Süden der Küste näherte und schließlich in die Hauptstadt führte. Dieser Straße wollten sie am Morgen folgen, um dann gegen Mittag ihr Ziel zu erreichen.

„Danach werden sich trennen unsere Wege“, sagte der Dschammallaner bestimmt. „Ich werde gehen in das Stammesgebiet meiner Väter und zurückkehren mit tausend Krieger meines Volkes, wenn es Dschammars Wille ist.“

„Hoffen wir, dass alles gut geht und du die Krieger nicht benötigst, um gegen tharonische Soldaten zu kämpfen“, sagte Toren sorgenvoll. „Ich wünschte, ich hätte die Senatoren damals mit ihrem Schiff aufhalten können, dann stünden wir vielleicht jetzt nicht vor solchen Problemen.“

„Glaubt Ihr, dass sich die Garnison in Drakesch unseren Befehlen widersetzen wird?“, fragte einer der beiden Offiziere. „Das Schriftstück, welches Ihr tragt, enthält die Siegel vieler Generäle. Bartellas hier und

meine Wenigkeit werden Euch als sichere Zeugen dienen.“

„Ihr habt sicher Recht, Ongeanis“, antwortete Toren. „Aber sie könnten das Schriftstück immerhin für eine Fälschung halten. Der Vater des Lichtes weiß, was die Senatoren sich alles für Geschichten ausgedacht haben. Doch wir wollen die Klinge nicht brechen, bevor wir nicht alles wissen. Lasst uns also zur Ruhe gehen und morgen weitersehen.“

Die Männer folgten dem Vorschlag und legten sich, natürlich mit Wachunterbrechung, zum Schlafen nieder. Sie wurden in dieser Nacht nicht gestört und konnten so am nächsten Morgen ausgeruht ihren Weg antreten. Die angenehme Kühle des Morgens wurde jedoch bald durch eine stetig ansteigende Hitze abgelöst, welche die Luft zum Flimmern brachte. Ein heißer Wind wehte aus der Scheitariswüste im Süden herüber. Die Nähe dieser unbarmherzigen Landschaft ließ sich auch hier an der Küste nicht mehr leugnen. Die drei Tharoner waren ein solch extremes Klima nicht gewohnt und hatten ihre Wasservorräte bald schon aufgebraucht. Sie hofften nur, dass sie ihr Ziel möglichst bald erreichten.

Wie Yassur es vorausgesagt hatte, gelangten sie bald auf die von ihm beschriebene Straße, die allerdings an dieser Stelle mehr einem Trampelpfad glich. Dennoch war es der einzige erkennbare Weg und sie folgten seinem Verlauf. Der große Durst und der Wunsch, bald wieder einen etwas schattigeren Ort zu finden, beschleunigte ihre Schritte trotz der Hitze, und so gelangten sie bereits eine Stunde vor dem Mittag in die Nähe von Drakesch.

Die Stadt lag eingebettet in der Felsenküste in einer ziemlich großen Bucht, die eine einem Halbmond ähnelnde Form besaß. Die Gebäude stiegen vom Meeresniveau her stufenförmig nach oben an, wobei sich der größte Teil von ihnen auf Höhe des steinigen Küstengrates befand und oberhalb der Bucht ihrem Verlauf folgte. Auffällig waren die spitzen Zwiebdächer, die fast jedes Haus zierten und in der Sonne glänzten. Die Gebäude standen vor allem weiter unten dicht an dicht und bildeten in dieser Formation wehrmauerähnliche Komplexe, die bis an den Rand des Hafens reichten.

Mindestens zweihundert Schiffe unterschiedlichster Bauart, von denen die meisten jedoch zu den tharonischen Kriegsgaleeren gehörten, lagen in der stark befestigten Hafensemole. Auf der linken Seite dieses Beckens gab es eine Gebäudeansammlung, die durch ihre Form nicht zu dem übrigen Stadtbild passte. Es handelte sich um ein in typisch rechteckiger Form aufgebautes Garnisonslager; bezeichnenderweise am äußersten Ende der Stadt gelegen.

Zentral gekrönt wurde Drakesch hingegen von dem Palast des Tscheigun, der sich durch prachtvolle Türme und starke Mauern, sowie durch etliche, vergoldete Dächer und ornamentverzierte Plätze und Wege hervorhob. Näherte man sich dem oberen Teil der Stadt, so gelangte man zunächst an eine gewaltige Stadtmauer, die in einem ähnlichen Stil wie der Palast gebaut und sehr stark bewacht war. Tagsüber herrschte an den Toren eine hektische Betriebsamkeit, da viele Handelskarawanen ein- und auszogen.

Auch an diesem Tag war es so, als sich die vier Männer dem Stadttor näherten und dabei an zwei Wachen

vorbegehen mussten. In ihrer Verkleidung und inmitten all des Trubels fielen sie jedoch nicht auf und so war diese erste Hürde glücklich genommen. Die Straßen waren voller Menschen, die zum größten Teil auf den wöchentlich abgehaltenen Markt strömten, der zufällig an diesem Tag stattfand. Der Hauptstrom der Leute führte zum Hafenviertel. Aus diesem Grund folgten die vier Männer der Menge, die ihnen eine sehr gute Deckung bot; außerdem lag ihr Ziel, die Garnison, in der gleichen Richtung.

Die Straße führte zum Teil direkt am Garten des Palastes vorbei, der von einem hohen, schmiedeeisernen Zaun umgeben war, aber dennoch den Blick auf eine schier unglaubliche Pracht freigab. Die Wege, die durch den Garten führten, bestanden aus weißen Marmorplatten und glänzten wie Flüsse aus Milch. Überall auf der grünen, ständig bewässerten Rasenfläche standen große Brunnen mit den unterschiedlichsten Wasserspielen. Steinsäulen flankierten mehrere kleine, tempelähnliche Gebäude, an denen die schönsten und exotischsten Blumengewächse emporrankten. Angesichts der nahen Wüste, musste diese Pracht jedem Bewohner der trockenen Gegenden als pure Verschwendungssucht gelten.

Toren und die beiden anderen Tharoner bestaunten den Garten, während sie vorbeigingen, Yassur würdigte ihn jedoch keines Blickes. „Dscharmar verbietet solchen Prunk“, sagte er nur knapp zur Erklärung.

Der Weg führte sie nun hinunter in den Hafen, wobei die Straße mehrere Bögen beschrieb und sanft aber stetig nach unten abfiel. Die ersten Marktstände erschienen rechts und links des Weges und das Gewimmel wurde noch dichter. Händler boten lautstark ihre

Waren zum Kauf an, wobei heftig um den Preis ge-
feilscht wurde. Der Duft von exotischen Gewürzen
vermischte sich mit dem Geruch von Fischen und dem
eher unangenehmen Gestank einiger Tiere, die hier le-
bend verkauft wurden.

Trotz des Trubels entdeckte Toren plötzlich ein Ge-
sicht in der Menge, dessen Besitzer direkt auf die vier
Männer zukam. Diesem Mann wollte er hier auf kei-
nen Fall begegnen. So schnell es ging, suchte er für sich
und seine Begleiter ein geeignetes Versteck und zog
sie ohne genauere Erklärung in den Torbogen einer
Seitengasse hinein. „Ich habe leider jemanden ent-
deckt, dem ich nicht in die Arme laufen möchte“, ver-
ständigte er die anderen Männer, nachdem sie alle in
Deckung gegangen waren. „Unser allseits beliebter
Freund Vendorian kam eben in der Menge auf uns zu
und machte den Eindruck, als suche er jemanden. Ich
glaube zwar nicht, dass wir gemeint waren, aber auf
jeden Fall müssen wir uns verbergen.“

„Seid Ihr sicher, dass es dieser Ränkeschmied war?“,
fragte Ongeanis, der ebenfalls nicht gut auf den Ge-
nannten zu sprechen war.

„Absolut, dieses Gesicht erkenne ich unter Tausenden
heraus“, antwortete Toren. Vorsichtig lugte er nun
wieder um die Ecke, um zu sehen, ob die Gefahr vo-
rübergezogen sei. Zu seinem Erschrecken erkannte er,
dass Vendorians Ziel offensichtlich ebenfalls der Tor-
bogen war und er sich nun in Begleitung eines zweiten
Mannes, eines Dschammallaners befand. „Er kommt
hierher. Schnell, wir müssen uns nach einem Versteck
umsehen“, sagte Toren hastig.

Zum Glück für die Männer stand ein Heuwagen in der
Gasse, auf dessen strohbedeckte Ladefläche sie sich

verbergen konnten. Durch ein Loch in der Ladeklappe konnte Toren einen Teil des Torbogens einsehen, und tatsächlich kam sein alter Gegner schon bald um die Ecke. Vendorian schien ebenfalls nicht entdeckt werden zu wollen, denn er zog seinen Begleiter verschwörerisch an das dunkle Mauerwerk heran.

Soweit Toren es erkennen konnte, war der andere Mann sehr dick und trug eine rote Uniformjacke, die allerdings viel zu klein war und sich über einen stark behaarten Bauch spannte. Die beiden ungleichen Männer näherten sich dem Heuwagen und blieben dicht davor stehen, nicht ahnend, dass sie trotz aller Heimlichkeit dennoch belauscht wurden.

„Nein, nein, Gumed“, begann Vendorian das Gespräch leise. „Ihr müsst die Senatoren festnehmen, und zwar alle, die ich dir angezeigt habe. Die tharonischen Truppen sind bereits nach Gal-Diad verlegt worden. Es befindet sich nur noch eine kleine Wachgruppe in der Garnison. Wenn ihr das erledigt habt, könnt ihr uns nachfolgen und wir treffen uns dann am vereinbarten Ort, um die Strafaktion durchzuführen. Ich hoffe, du hast mich jetzt verstanden.“

„Natürlich habe ich verstanden“, antwortete der andere Mann mit einer Fistelstimme. „Wir sollen die dreckige Arbeit machen und Ihr seid dann fein heraus. Doch das wird dem Tscheigun nicht gefallen. Eure Streitigkeiten gehen ihn nichts an.“

„Du solltest dir genau überlegen, was du sagst“, zischte Vendorian nun wütend. „Der Tscheigun braucht unsere Hilfe, ohne die tharonische Armee sind seine Pläne nämlich wertlos. Also befolge meinen Rat und mache dich auf den Weg. Bis zum morgigen Tag muss

alles erledigt sein. Mein Herr lässt in solchen Sachen nicht mit sich spaßen.“

Vendorian wollte wohl noch weitersprechen, doch in diesem Moment erschien ein alter Mann im Torbogen, der zwei Maultiere vor den Heuwagen spannte und das Gespräch damit unterbrach. Der Alte blickte die beiden Männer verwundert an, wurde jedoch von Gumed barsch angewiesen, sich schleunigst zu entfernen. Der Besitzer des Fuhrwerkes beeilte sich, der unmissverständlichen Aufforderung schnell nachzukommen und schnalzte mit der Zunge, so dass sich die Maultiere in Bewegung setzten und ihre heimliche Fracht dabei aus dem Torbogen herauszogen. Der Heuwagen bewegte sich stadtaufwärts und nach einiger Zeit krochen die vier Männer aus dem Stroh hervor.

Ihr unfreiwilliger Fuhrmann erschrak darüber natürlich heftig, beruhigte sich jedoch sehr schnell, als Yassur mit ihm sprach und ihm ein Goldstück gab, mit dem er offenbar sehr zufrieden war.

Das kurze Schauspiel war damit beendet und die Männer wurden nicht mehr weiter beachtet. Da Toren nicht wusste, ob jeder seiner Begleiter das belauschte Gespräch in allen Einzelheiten mitbekommen hatte, fasste er es nochmals zusammen, während sich die Männer in eine Seitenstraße begaben, um ungestörter zu sein. „Unser lieber Freund scheint wieder einmal in seinem Element zu sein“, bemerkte er sarkastisch. „Der andere Mann war sicher ein Angehöriger der Palastwache und war von seinem Auftrag nicht sonderlich begeistert.“

„Sie sollen die Senatoren festnehmen, was hat das zu bedeuten?“, fragte Ongeanis.

„Offenbar sind sich die hohen Herren nicht mehr einig“, vermutete Toren. „Vielleicht haben einige von ihnen ein schlechtes Gewissen bekommen, oder die Pläne ihres Anführers gefallen ihnen nicht mehr, so dass sie sich gegen Vendorian und seinen Herrn stellen.“

„Was meint Ihr, wer dahintersteckt?“, fragte Bartellas. „Sicher Cherias“, antwortete Toren. „Er war nach Pargon der ranghöchste Mann im Senat und bestimmt in dessen Pläne eingeweiht. Doch ich glaube, dass auch Vendorian seine eigenen Interessen verfolgt und in diesem Fall der eigentliche Fadenspinner ist. Auf jeden Fall sollten wir uns jetzt beraten, denn ihr alle habt ja gehört, dass die Tharoner zu einem Ort namens Gal-Diad aufgebrochen sind. Die erwähnte Strafaktion soll sicher den Stämmen im Süden gelten, die sich dem Diktat ihres Herrschers nicht beugen wollen. Yassur gehört diesem Volk an und allein deshalb ist es unsere Pflicht, einen Krieg zwischen tharonischen Truppen und den Dschammallanern möglichst zu verhindern.“ Die Männer stimmten Toren zu und einigten sich aufgrund der neuen Situation darauf, Yassur in die Wüste zu begleiten und sein Volk zu warnen.

„Ich kannte einst einen Mann, bei dem man kaufen konnte Proviant und Reittiere, um zu durchqueren die Wüste“, sagte der Dschammallaner. „Wenn es ihn noch gibt, wir können noch heute aufbrechen.“

Tatsächlich fanden sie das Geschäft des Erwähnten am Rand der südlichen Stadtmauer, wo der Tierhändler alles feilbot, was man für die gefährliche Reise durch die Scheitaris benötigte. Yassur verhandelte mit ihm und bekam alles zu seiner Zufriedenheit geboten. Die Männer entschieden sich für Mochos, etwa schulter-

hohe, Paarhufer, die für ihre Gutmütigkeit und extreme Anspruchslosigkeit in Bezug auf ihren Wasserbedarf bekannt und beliebt waren. Da der Händler einem Yassur nahestehenden Stamm angehörte, bezahlten die Reisenden einen fairen Preis und konnten sicher sein, gute Ware erhalten zu haben.

Dermaßen ausgestattet mit allerlei Nahrungsmitteln, Kleidern und Decken für die kalten Wüstennacht, ritten sie ungestört aus einem der Tore hinaus und schlugen bald darauf ihre Weg Richtung Süden ein.

Trotz der schon fortgeschrittenen Nachmittagsstunde brannte die Sonne erbarmungslos vom Himmel. Der vormals felsige Boden der Küstenlandschaft wurde sandiger und erschwerte bald das Fortkommen. Nur noch die hartnäckigsten Sträucher wuchsen in dieser Gegend und immer öfter kamen die Reiter an den ausgebleichenen Überresten irgendwelcher Haustiere vorbei, die so unvorsichtig gewesen waren, sich hierher vorzuwagen.

Mit dem Einbruch der Dämmerung änderten sich die Temperaturen jedoch sehr schnell und es wurde merklich kühler. Die vier Männer bereiteten sich ihr Nachtlager vor, wobei sie unter Yassurs Anleitung mehrere Stangen und Decken zu Zelten umwandelten, die auf der flachen Seite mit Steinen und Sand beschwert wurden. Mitgebrachtes Holz wurde zu einem kleinen Feuer entfacht, über das sie ihr Essen bereiteten. Yassur ging danach etwas abseits seinem Gebet nach und kehrte dann zu seinen Begleitern zurück. Zufrieden nickend betrachtete er den klaren Sternenhimmel und setzte sich dann an das Feuer. „Der morgige Tag wird gut sein zum Reisen“, erklärte er. „Der Himmel bleibt klar, keine Stürme.“

„Wann glaubst du, treffen wir deinen Stamm?“, fragte Toren ihn.

„Es kann geschehen sehr schnell, aber auch dauern einige Tage. Sie ziehen umher und halten sich niemals lange auf an einem Ort. Doch wir werden finden sie.“

Der Dschammallaner war sich seiner Sache sehr sicher, also machten sich auch seine Gefährten keine Sorgen. Sie wussten sich inzwischen auf seine Instinkte zu verlassen, obwohl es beinahe unmöglich schien, an diesem einsamen Ort auf andere Menschen zu treffen.

Sie ahnten dabei nicht, dass sie bereits beobachtet wurden. Nicht einmal der ansonsten so scharfsinnige Yasur bemerkte die beiden Lauscher, die sich in einiger Entfernung auf einer Sanddüne befanden ...

Wüstenkrieger

Am nächsten Tag sahen sie die Ausläufer der Kaschhadberge östlich von sich erheben, jenen Gebirgszug, den sie bereits von Meer aus betrachtet hatten. Sie hielten jedoch nicht direkt darauf zu, sondern behielten weiter ihre Südroute bei. Die Landschaft wurde dabei stets lebensfeindlicher und bald schon wuchs rein gar nichts mehr in diesem Ozean aus Sand und Hitze. Die vier Wüstenwanderer bestiegen Dünen, die so hoch wie kleine Hügel waren, und als sie deren Kämme erreichten, sahen sie vor sich nichts als weitere Sandhügel bis zum Horizont. Hier begann die wirkliche Scheitars und sie schien alles Leben ersticken zu wollen.

Yassur erklärte seinen Begleitern, dass das aber nicht immer so sei. Er beschrieb ihnen die Wüste nach der alljährlichen, kurzen Regenzeit im Frühjahr als ein prachtvolles Blütenmeer, dessen Farbvielfalt dann unvorstellbar sei. An seinen Worten merkte man, dass er dieses Land trotz dessen Härte wirklich liebte.

Als die Hitze am Mittag am schlimmsten war, rasteten sie in einem kleinen Dünental, um sich und den Tieren etwas Wasser und Ruhe zu gönnen. Sie steckten die Zelte wieder auf die Stangen und krochen in den Schatten, während sich die Mochos, von ihrer Last befreit, niederlegten. Zwischen den hohen Sanddünen befanden sich einige niedrigere Hügel, die Yassur mit einem fast misstrauischen Blick betrachtete, als würden sie ihm aus irgendeinem Grund nicht gefallen. Der Dschammallaner stand noch einmal auf und sah sich einen der Hügel etwas genauer. Als er bemerkte, dass sich etwas Sand löste und nieder rieselte, zog er plötzlich zur Verwunderung seiner Gefährten sein breites Schwert.

Im nächsten Moment verwandelten sich etliche der Sandhügel in verummte Reiter, die daraus hervorbrachen. Kurz darauf sahen sich die vier Männer von zehn auf pechschwarzen Pferden sitzenden Kriegern umstellt, die sie mit langen Speeren bedrohten. Die Reiter trugen sandfarbene Gewänder und schwarze Tücher auf den Köpfen und vor den Gesichtern.

„*Dascha achlat omeg dia?*“ fragte einer der Vermummten in einem kehligen Dialekt.

„*Ila abnu Yassur demei Achan*“, antwortete Yassur in derselben Mundart, die zweifellos zu den südlichen Stämmen seines Landes gehörte. Die Reiter stießen daraufhin verwunderte Laute aus.

Der erste Sprecher der Reiter sprang von seinem Pferd und ging langsam auf Yassur zu. „Yassur?“, fragte er zweifelnd und entfernte dabei das Tuch von seinem Gesicht.

„*Urdogan, mosch Each Urdogan*“, rief der Gefragte erfreut aus und beide Männer fielen sich in die Arme. Erst nach einer Weile kam Yassur dazu, seinen Gefährten die Situation zu erklären. Die vier Wüstenwanderer waren nun auf so unerwartete Weise auf Angehörige des Stammes von Yassur gestoßen. Urdogan hieß der Anführer und war ein alter Jugendfreund von ihm. Der Dschammallaner stellte seine Begleiter vor und sprach einige erklärende Worte zu seinen Stammesgenossen.

Urdogan begrüßte die Männer, indem er ihnen die Hand reichte. „Ihr seid Tharoner?“, fragte er akzentfrei.

„So ist es“, antwortete Toren etwas verwundert. „Ihr sprecht unsere Sprache?“

Der Wüstenkrieger lachte. „Ich habe einige Jahre in der tharonischen Garnison in Drakesch als Kundschafter gedient. Ich dachte damals, ihr Tharoner würdet die Ungerechtigkeit in diesem Land ändern, doch ich merkte schnell, dass das nicht der Fall war. Eure einst so glorreiche Armee ist zu einem Haufen von Bücklingen verkommen, die nur noch als Bluthunde des Tscheiguns dienen. Ihr könnt von Glück reden, dass ihr mit Yassur gekommen seid, ansonsten hätten wir euch längst getötet.“

„Die Zeiten und die Menschen ändern sich manchmal“, antwortete Toren ruhig auf diese ziemlich scharfen Worte seines Gegenübers. „Wir sind gekommen, um euch zu warnen. Die tharonische Armee ist ausgezogen, um euch anzugreifen, und zwar in voller Stärke. Sie beabsichtigen, sich in Gal-Diad mit den Truppen des Tscheiguns zu vereinen und dann gemeinsam über eure Stämme herzufallen. Doch genau das wollen wir verhindern, deshalb sind wir hier. Ich hoffe, dass Ihr nicht an unseren guten Absichten zweifelt.“

„Eure Absichten in allen Ehren“, antwortete Urdogan, „doch von dem bevorstehenden Angriff wissen wir bereits und sind darauf vorbereitet. Wir werden diese Feiglinge überraschen und vernichtend schlagen, seid Euch dessen sicher.“

„Aber genau das muss verhindert werden“, bemerkte Toren eindringlich. „Es darf zwischen euch und den Tharonern nicht zu einem Kampf kommen, ihr alle werdet an anderer Stelle dringend benötigt.“

Die Worte Torens verwunderten Urdogan und seine Krieger natürlich sehr und sie sahen fragend zu Yassur herüber. Dieser berichtete ihnen nun in einer

langen Rede in seiner Sprache von den Geschehnissen auf dem anderen Festland. Nachdem er seinen ausgedehnten Bericht beendet hatte, blickte er in noch viel verblüfftere und ratlose Gesichter, denn die Männer wussten nicht, was sie von dieser Geschichte halten sollten. Sie hatten schließlich genügend Probleme in ihrem eigenen Land. Was ging sie also der Krieg in weiter Ferne an? Urdogan sprach diesen Gedanken aus und richtete sich dabei an Toren.

„Unser Krieg kann auch sehr schnell der eure werden“, erwiderte dieser. „Das dunkle Volk macht nicht in Tharon halt, sondern wird auch nach Aschtia übersetzen und früher oder später euer Land angreifen. Ihr Herr hat sich die vollkommene Unterwerfung aller Welt auf das Banner geschrieben und er wird nicht eher ruhen, bis er dieses Ziel erreicht hat. Wir brauchen euch und die tharonische Flotte, die in Drakesch liegt. Die Zeiten der kleinen Machtkämpfe sind vorbei. Drüben in unserem Land zieht ein junger Kaiser mit einer zahlenmäßig weitaus kleineren Armee gegen einen übermächtigen, furchtbaren Feind. Wenn er scheitern sollte, ist es auch bald um alle Völker geschehen.“

Nach dieser beherzten Rede Torens, die dabei übersetzt worden war, schwiegen die Krieger nachdenklich. Wieder sahen sie zu Yassur, der den Worten nur nickend zustimmen konnte.

„Wir werden den Rat der Alten dazu hören, dann erhaltet ihr eine Antwort auf eure Fragen und Bitten“, sagte Urdogan nach einer Weile tiefen Nachdenkens. Toren und seine Begleiter gaben sich damit zufrieden und brachen ihr Mittagslager ab, um den Wüstenkriegern zu folgen. Zunächst konnten sie über das Ergeb-

nis der eben erfolgten Verhandlung zufrieden sein, denn sie hätten nun auch tot im Sand liegen können. Die Karawane schlug eine östliche Richtung ein und hielt nun direkt auf das Gebirge zu. Urdogan berichtete den drei Tharonern und Yassur, dass sich die Krieger der Stämme dort in einem Tal verborgen hätten, während sich die restlichen Familien tief in die Wüste zurückgezogen, wo es nur ihnen bekannte Oasen gäbe. Weitere Pläne verriet er ihnen jedoch nicht, schließlich gehörten die drei Fremden jenem Volk an, das er nun zu bekämpfen hatte. Im Moment waren sie höchstens lockere Verbündete, keine Freunde. Dennoch ahnten die erfahrenen Männer mehr, als der Dschammallaner ihnen erzählte, denn die unwegsamen Täler, durch die sie am späten Nachmittag kamen, eigneten sich hervorragend dazu, einen zahlenmäßig größeren Gegner in den Hinterhalt zu locken, ohne einen offenen Kampf zu wagen.

Den drei Tharonern wurde sehr schnell klar, dass ihre Landsleute, sollten sie sich wirklich auf ein solches Spiel einlassen, hoffnungslos verloren waren. Der Vorteil, den die Wüstenkrieger durch die guten Ortskenntnisse besaßen, war ein weiterer Grund, einem solch sinnlosen Krieg Einhalt zu gebieten.

Mit der Abenddämmerung kamen sie in ein weites, von hohen Felsenringen umgebenes Tal, dessen Eingang sehr schmal war und genau zwischen zwei steil aufragenden Felswänden lag. Ein eventueller Beobachter, der auf dem darüber liegenden Plateau stand, hätte einen hervorragenden Ausblick auf den flaschenhalsförmigen Eingang, ohne selbst gesehen zu werden. Dieser Umstand wurde von den Kriegern der Stämme natürlich genutzt, denn als die Reiter sich

dem Einlass in das Tal näherten, erhob sich ein schrilles, trillerndes Geschrei, welches offenbar von ebenso einem Wächter ausgestoßen wurde, um die Reitergruppe anzukündigen.

Wie ein umgedrehter Trichter öffnete sich der schmale Spalt nach einer kurzen Strecke in ein fast ovales Becken, in dem viele Feuer brannten und Hunderte von Zelten standen. Viele Neugierige kamen den Reitern entgegen und begrüßten Urdogan stürmisch, wobei die vier Fremden misstrauisch betrachtet wurden. Das Lager war wirklich sehr groß und beherbergte sicher einige tausend Krieger, dennoch war es von außerhalb des Tals nicht auszumachen, was die Umsicht und Geschicklichkeit dieser Leute bewies.

Die Reiter hielten auf die Mitte der Zeltstadt zu und näherten sich dabei einem Feuerplatz, an dem sich offenbar die Anführer der Stämme aufhielten. Die Männer stiegen ab und zunächst schritt nur Urdogan auf das Feuer zu.

„Er bereitet die Alten auf unsere Ankunft vor“, erklärte Yassur seinen Gefährten. „Wenn wir gefragt werden, so lasst reden mich zuerst, denn sie kennen meinen Namen“, bat er.

Toren und die beiden anderen Männer gewährten ihm diese Bitte natürlich gern, und schon bald wurden sie an das Feuer gebeten.

Zunächst zeigten sich die Alten über Yassurs Rückkehr überrascht, denn sie hatten nicht mehr damit gerechnet, ihn jemals wiederzusehen. Einer der alten Männer war Yassurs Onkel und drückte ihm für längere Zeit die Hand, als es die anderen Männer taten. Weitere Gefühlsausbrüche in der Öffentlichkeit ließen

die Verhaltenssitten der Dschammallaner nicht zu, doch innerlich umarmten die Männer sich.

Yassur berichtete in seiner Sprache von seinen Erlebnissen und den Begebenheiten auf dem anderen Festland. Zwischendurch musste er viele Fragen beantworten, so dass sich die Gespräche beinahe über zwei Stunden ausdehnten, ohne dass die Tharoner etwas davon verstanden. Dennoch errieten sie, dass sich die Fragen nun auf sie bezogen, denn sie wurden näher betrachtet und hörten Yassur schließlich ihre Namen nennen.

Endlich beendeten die Alten ihre Befragung und zogen sich anscheinend zu einer Beratung zurück. Yassur gesellte sich wieder zu seinen Freunden und berichtete ihnen in Kurzform, wie das bisherige Gespräch verlaufen sei. „Eine Entscheidung ist noch nicht gefallen, aber ich glaube, sie haben gefunden Gefallen an euch“, sagte er hoffnungsvoll. „Ich habe ihnen berichtet alles, und ich denke, sie erkennen den Ernst der Lage.“

„Ich bin überzeugt davon, dass du dein Bestes gegeben hast“, antwortete Toren seinem Freund, wobei er ihm dankend die Hand auf die Schulter legte. „Wie lange wird die Verhandlung nun dauern?“

„Es kann währen einige Stunden, denn unsere Stammesführer erwägen stets alle Möglichkeiten. Wir müssen warten geduldig.“

Der Dschammallaner hatte mit seiner Vermutung Recht, denn die Beratung der Alten dauerte in der Tat sehr lange. Obwohl die Gefährten dabei wie auf heißen Kohlen saßen, konnten sie die Wüstenbewohner doch verstehen. Eine dermaßen wichtige und überraschend aufgetretene Sache zu entscheiden, war sicher

nicht einfach für diese Leute. Sie sollten dabei dem Wort von Männern vertrauen, die sie eigentlich zu ihren Feinden zu zählen hatten. Lediglich Yassurs Stimme fiel dabei zu ihren Gunsten in die Waagschale; sie hofften, dass das genügen würde.

Das Warten hatte endlich ein Ende, als die Stammesfürsten wieder an das Feuer zurückkehrten. Sie baten Yassur und seine Begleiter heran, ein sehr alter und offenbar ranghoher Krieger erhob sich würdevoll. Sein Name war Allassar und er war der Älteste des Stammes. Erst jetzt erkannten die Gefährten, dass der Mann offensichtlich blind war, denn seine Augenlinsen leuchteten trüb-weiß im Feuerschein und er blickte mehr ins Leere, als in die Gesichter der Männer.

Urdogan gesellte sich neben den Alten und übersetzte dessen Worte: „Wir haben eure Bitte angehört und lange darüber beraten“, begann er. „Wir wissen, dass unser Stammesmitglied Yassur demei Achan, den wir so lange vermissten, niemals lügt und wir ihm vertrauen können. Die Geschichte, die er uns erzählte, hat uns alle betroffen gemacht und wir sind entsetzt über die Geschehnisse, die in eurem Land passieren. Da Yassur sein Wort gab, mit tausend dschammallanischen Kriegern in das kalte Land im Norden zurückzukehren, werden wir seiner Bitte zustimmen. Das Wort eines Dschammallaners ist wie ein Schwur, der nie gebrochen werden darf.

Dennoch bleibt die Tatsache, dass auch wir bedroht werden, und zwar von Männern eures Volkes. Wenn wir nicht untergehen wollen, müssen wir uns wehren, denn das Leben unserer Frauen und Kinder ist uns heilig. Zur Stunde begibt sich ein Teil unserer Krieger in die Nähe Gal-Diads, um die tharonischen Truppen

herzulocken. Wir werden sie dann in diesem Tal einschließen, denn nur uns ist ein zweiter, verborgener Ausgang bekannt. Wenn die Feinde hier eindringen, sind unsere Krieger bereits verschwunden. Gelingt das, so befinden sie sich in unserer Hand. Es wäre uns dann ein Leichtes, sie zu töten.

Doch da wir euch gehört haben, geben wir euch die Gelegenheit, mit dem Anführer der Tharoner zu sprechen und ihm zum Frieden zu bewegen. Habt ihr Erfolg, so werden sie leben, wenn nicht, sterben sie. Das ist das Ergebnis unsrer Beratung und Dschammar weiß, dass es unumstößlich feststeht. Ihr könnt nun dazu sprechen.“

Der alte Mann setzte sich wieder und wartete eine Antwort auf seine Rede ab. Toren bat nun seinerseits um etwas Zeit, die ihm auch gern gewährt wurde. Die vier Männer waren sich darüber bewusst, dass nun zumindest die Tharoner unter ihnen praktisch als Gefangene galten, denn sie kannten den gesamten Plan der Wüstenkrieger.

„Wirklich klug“, bemerkte Toren. „Sie verraten uns alles und machen uns als Mitwisser entweder zu Gefangenen oder Zeugen gegen unsere eigene Armee. Das Tal hier eignet sich wirklich hervorragend für einen Hinterhalt. Ich schätze, sie haben sogar noch weitere Vorteile verborgen. Die Frage ist nur, ob sich die Armee wirklich hineinlocken lässt?“

„Sie werden kommen“, sagte Yassur mit fester Stimme. „Es sind viele hundert Krieger aufgebrochen, um zu locken sie hierher. Die Tharoner werden so viele Männer nicht wollen entkommen lassen, der Tscheigun will sehen schnelle Erfolge. Seine Macht-

gier ist grenzenlos, nur Dschammar weiß, was er wird noch alles anrichten.“

„Ich stimme dir zu“, nickte Toren. „Cherias und Vendorian werden alles versuchen, um dem Tscheigun zu gefallen und mehr Zeit für ihre eigenen Pläne zu haben, was immer sie auch vorhaben mögen. Ich kann nur hoffen, dass der General der Truppen ein besonnener Mann ist und sich uns letztlich anschließt. Ansonsten sind er und seine Männer für uns verloren.“

„Ich kenne ihn“, bemerkte nun einmal Bartellas, der ansonsten sehr schweigsam war. Der Mann war trotz seiner noch relativ jungen Jahre schon ein erfahrener Offizier und weit herumgekommen. „Sein Name ist Estoran“, fuhr er fort. „Er gilt eigentlich als sehr bedachtsam, aber auch als mutig, wenn es sein muss.“

„Hoffen wir, dass sein Mut nicht größer als seine Besonnenheit ist“, dachte Toren laut nach. Die Dinge verliefen im Moment sicher nicht so, wie er es sich wünschte. Dennoch blieb den Männern nichts anderes übrig, als abzuwarten und zu hoffen. Sie ließen die Stammesfürsten schließlich wissen, dass sie mit den Bedingungen einverstanden waren und begaben sich daraufhin zu einer sehr unruhigen Nachtruhe. Zu viel stand auf dem Spiel, als dass Toren sofort hätte einschlafen können. Er fragte sich, wie es Yard wohl ergehen mochte und wünschte sich jetzt liebend gern an die Seite seines jungen Freundes, der jede Hilfe bitter nötig hatte. Doch anstatt ihm helfen zu können, saß er hier in diesem fernen Land fest und lief Gefahr, vielleicht bald eine ganze Armee zu verlieren, wie er resigniert feststellte.

Dennoch übermannte ihn irgendwann doch ein kurzer Schlaf, denn nach viel zu wenigen Stunden wurde er

bereits wieder von Yassur geweckt. „Einer der Männer ist zurückgekehrt aus Gal-Diad“, sagte der Dschammallaner, während Toren sich erhob. „Die Krieger haben zum Schein angegriffen die Stadt und werden nun verfolgt von den Tharonern. Etwa dreitausend Mann sind hinter ihnen her.“

„Also folgt ihnen nicht gleich die ganze Armee?“, stellte Toren überrascht fest.

„Nein, aber ihr Anführer befindet sich darunter. Ihn müssen die Krieger bekommen in die Hände.“

„In der Tat, wenn es sich nur um dreitausend Mann handelt, wird die ganze Sache vielleicht doch einigermaßen überschaubar. Es muss uns einfach gelingen, an den General heranzukommen. Weiß man schon, wo sie sich befinden?“

„Die Krieger locken sie durch Schluchten, die befinden sich am Rand des Gebirges“, antwortete Yassur. „Sie werden direkt halten auf uns zu. Der gesamte Stamm begibt sich nun auf das Felsplateau, um zu verbergen sich. Auch wir müssen folgen ihnen nun.“

Das leuchtete Toren und seinen Begleitern natürlich ein. Die steilen Felswände, die sich rings um das Tal zogen und ihm das Aussehen einer riesigen Pfanne verliehen, eigneten sich hervorragend dazu, die Tharoner einzuschließen und festzuhalten. Um hinauf zu gelangen, begaben sich die Wüstenkrieger nun von Urdogan angeführt in den hinteren Teil des Tals, welches sich dort noch etwas absenkte. Selbst hier, ein gutes Stück abseits des Lagers, war noch immer kein zweiter Ausgang oder Aufstieg zu erkennen. Erst als die Männer direkt davorstanden, sahen sie den schmalen Spalt, der von einem aufrecht emporsteigenden Felsen verdeckt wurde. Dieser Durchlass war gerade

so breit, dass ein Mann mit seinem Reittier hindurchpasste. Er führte auf einen recht waghalsigen Aufstiegsfad, den die Männer mit ihren Pferden und Mochos dennoch sehr sicher bestiegen. Der gesamte Weg verbarg sich auf seiner ganzen Länge hinter der Steinwand, so dass er von keiner anderen Stelle des Tals aus zu sehen war. Toren fragte sich, ob eine dermaßen vorteilhafte Gegebenheit wohl auf natürliche Weise oder durch Menschenhand entstanden war?

Als sie auf dem ziemlich breiten und flachen Grat angelangt waren, sahen die drei Tharoner, dass sich die Krieger offenbar schon sehr gut vorbereitet hatten. Von hier oben hatte man einen sehr guten Blick auf jeden Winkel des Talkessels. Man konnte ihn praktisch auf dem Grat ganz umrunden, was die Wüstenmänner auch taten und sich überall verteilten. Auffällig waren die großen Stoffbündel, die in regelmäßigen Abständen am Rand des Grates lagen. Sie schienen mit einer schwarzen, öligen Flüssigkeit getränkt zu sein und verströmten einen seltsamen Geruch.

Urdogan bemerkte Torens fragendes Gesicht und deutete auf die Stoffbündel. „Steinöl“, sagte er erklärend. „Es lässt sich leicht entzünden und brennt lange und stark. Es gibt regelrechte Quellen an manchen Stellen in der Wüste, wo es nur so aus dem Boden hervorschießt.“

Toren war über die so leicht dahingeredeten Worte entsetzt, denn nun erkannte er die mögliche Absicht der Krieger. „Ihr würdet die Ballen hinabwerfen und die Soldaten verbrennen lassen?“, fragte er tonlos.

Urdogan nickte. „Wir haben dieses Öl auch in unseren Lederschläuchen und können das gesamte Tal damit

eindecken. Keiner von ihnen würde entkommen; es sei denn, ihr bringt sie zur Vernunft.“

„Wir werden alles versuchen“, schwor Toren. Er blickte Yassur dabei vielsagend an und fragte sich, wie sein dschammallanischer Freund wohl darüber dachte. Yassur stand in dieser Sache zwischen allen Fronten, ließ jedoch durch keine Regung erkennen, was in ihm vorging.

Plötzlich erscholl ein Warnruf und alle Krieger und Reittiere duckten sich nieder. Ein zweiter, antwortender Ruf erfolgte vom Eingang des Tals und die Reiter, welche die Tharoner herlockten, erschienen. Es handelte sich um etwa zweitausend Mann, die sich nun beeilten, das Tal zu durchqueren und den verborgenen Durchlass zu erreichen. Ein kleiner Teil von ihnen blieb mit den Pferden und Mochos im Zeltlager und verteilte sich so, dass der Eindruck entstand, es wäre noch immer besetzt und man fühle sich sicher und unentdeckt. Die Krieger bezweckten damit, dass die mit Sicherheit zu erwartenden Späher des Feindes keinen Verdacht schöpften.

Tatsächlich näherte sich bald darauf vom Norden her eine große Reiterschar, die den absichtlich deutlichen Spuren folgte und auf das Tal zuhielt. Als sie erkannten, zu welchem Ort sie nun gelangten, hielten sie an und berieten sich offenbar.

Toren und die beiden anderen Tharoner lagen flach auf dem Bauch am Rand des Grates und beobachteten die Szene gespannt. „Jetzt haben sie bemerkt, dass die Spuren in dieses Tal führen“, flüsterte der ehemalige Schmied.

„Sie haben sich entschieden. Seht, dort erscheinen zwei Kundschafter, die sich geduckt anschleichen“,

bemerkte Ongeanis. Auch die anderen Männer sahen die beiden äußerst vorsichtig näherkommenden Gestalten, die jeden Felsen und jeden Strauch als Deckung nutzten. So geschickt sich die Kundschafter auch verhielten, ahnten sie doch nicht, dass sie schon längst entdeckt worden waren und nur deshalb am Leben gelassen wurden, um ihre Kameraden in Sicherheit zu wiegen. Langsam schlichen sie sich nun durch den schmalen Taleingang und legten sich, nachdem sie freien Einblick auf den Kessel hatten, flach auf den Boden. Sie beobachteten das scheinbar arglose und normale Lagertreiben und zogen sich nach kurzer Zeit wieder zurück.

Nachdem sie ihre Truppe wieder erreicht hatten, erstatteten sie Bericht. Kurz darauf setzte sich der gesamte Reiterzug wieder in Bewegung. Etwa eine halbe Meile vor dem Taleingang hob der Anführer, den man jetzt von dem Felsplateau aus gut sehen konnte, jedoch plötzlich seinen Arm und ließ seine Männer erneut halt machen. Die Viererformationen der Reiter hielten an und warteten auf weitere Befehle. Doch es erfolgten keine, denn der General blickte sorgenvoll auf den Felsenring.

„Er ahnt die Falle“, flüsterte Toren aufgeregt. „Es kommt ihm alles zu einfach vor und der Ort gefällt ihm nicht, deshalb reitet er nicht weiter. Ich möchte wissen, wie er sich nun verhält.“

Auch die dschammallanischen Krieger blickten nun gespannt auf die Soldaten unter sich. Machten diese kehrt, so war der ganze Plan wertlos, denn in einen offenen Kampf gegen die gut bewaffneten und zahlreicheren Tharoner konnten sie sich nicht wagen. Doch die Situation änderte sich, als ein weiterer Mann nach

vorn an die Spitze kam, sich mit dem General unterhielt und offensichtlich in einen Streit mit ihm geriet. Die beiden Männer gestikulierten heftig mit den Armen und schrien sich auch an, wobei der zweite Mann jedoch öfter das laute Wort führte.

„Erkennt Ihr jenen Mann, der nun nach vorn geritten ist und sich mit dem General streitet?“, fragte Ongeanis Toren.

„Natürlich, er ist es tatsächlich schon wieder. Ich hätte es Vendorian gar nicht zugetraut, dass er sich herwagt. Aber er ist offensichtlich davon überzeugt, dass ihm inmitten so vieler Soldaten nichts geschehen kann. Ich ahne bereits, wie die Sache ausgeht. Er will den General zwingen, ihm zu gehorchen und er schickt die Männer dadurch direkt in das Verderben. Nur zu gut, dass er selbst mit in die Falle tappt. Ah seht, schon reiten sie weiter, wie ich es angenommen habe. Dieser Mensch verweigert sich mit seinem Hochmut jeder Vernunft und hört nicht auf die warnenden Worte eines augenscheinlich sehr erfahrenen Soldaten. Es bleibt nur zu hoffen, dass er uns bei den hoffentlich kommenden Verhandlungen nicht auch noch einen Nagel quer ins Holz treibt.“

Die Reiterkolonne ritt nun wirklich weiter und hatte bald den Taleingang erreicht. Mittlerweile waren auch die übrigen Krieger aus dem Lager verschwunden und hatten sich auf dem Felsenkamm eingefunden. Die Tharoner ritten Mann für Mann in das Tal hinein, sammelten sich und hielten dann direkt auf das Zeltlager zu. Der letzte Reiter der Nachhut war noch nicht gänzlich durch den schmalen Durchlass eingritten, als die vorderen Reihen ihren Angriff bereits verduzt abbrechen und bemerkten, dass das Lager verlassen

war. Sofort ließ der General umkehren, um der nun eindeutig erkennbaren Falle noch zu entkommen, doch dazu war es bereits zu spät.

Große Felsbrocken stürzten plötzlich auf den Eingang hinab und versperrten den Rückzug. Damit war das große Durcheinander perfekt. Während viele Pferde vor Schreck scheuten und ihre Reiter abwarfen, eilte die Vorhut im Sturm heran, um dem Hinterhalt zu entgehen. Die Männer gerieten mitten in das Knäuel aus herabgestürzten Felsen, abgeworfenen und teilweise verletzten Kameraden und herrenlosen Pferden, wodurch sich die Lage natürlich noch verschlimmerte. Es dauerte längere Zeit, bis der General seine Leute wenigstens halbwegs wieder geordnet hatte.

Erst jetzt fand er die Zeit sich umzublicken und zu vergewissern, woran er und seine Männer eigentlich waren. Zu ihrem Entsetzen bemerkten die Tharoner die dschammallanischen Krieger, welche sich jetzt erhoben und auf sie herabblickten. Wo die tharonischen Soldaten auch hinsahen, überall um sie herum standen Gegner auf dem Felsengrat und bedrohten sie. Zur Bekräftigung entzündeten die Wüstenkrieger einen der Stoffballen und warfen ihn brennend herunter. Das feurige Bündel fiel dicht neben einem Reiter auf den Boden und spie Funken und beißenden, schwarzen Rauch aus. Einige der Pferde konnten nur mit Mühe ruhig gehalten werden.

„Tharoner“, rief eine laute Stimme zu ihnen herab. „Ihr seid umstellt von unseren Kriegern. Wenn ihr nicht alle im Feuer sterben wollt, werft all eure Waffen fort und ergebt euch.“ Es war Urdogan, der die Worte rief. Er stand am Rand des Felsens und wartete eine Reaktion ab.

Der tharonische General schwenkte sein Pferd zu allen Seiten und suchte einen Ausweg. So wie sich die Lage darstellte, besaßen er und seine Männer keine Möglichkeit zum Entkommen. Wütend blickte er Vendorian an, der sich ebenfalls gehetzt umsah. „Wisst Ihr jetzt, weshalb ich vor dem Tal zögerte?“, fragte der Offizier laut. „Ich habe es geahnt, dass es eine Falle ist, doch Ihr wolltet in Eurem Ehrgeiz, der verflucht sein soll, nicht auf mich hören. Nun seht Ihr, wohin uns Eure Geltungsgier getrieben hat.“

Vendorian war leichenblass geworden und antwortete nicht. Es war eine Sache, in sicherer Umgebung geheime Ränke zu schmieden, doch im Augenblick der Gefahr seinen Mut zu zeigen, war sicher nicht sein Bündel. Der General wandte sich verächtlich von ihm ab und blickte in die ratlosen Gesichter seiner Männer. Wieder wurden die Tharoner von Urdogan angerufen. „Ich warne euch zum letzten Mal, die Waffen nieder.“ Der Offizier hob seinen Arm und ließ ihn schnell niedersinken. Dreitausend Schwerter, Speere und Messer fielen daraufhin klirrend zu Boden. „Wir sind eurer Aufforderung nachgekommen“, rief der General hinauf. „Was werdet ihr nun tun?“

„Es kommt ein Mann zu euch hinunter, der mit euch verhandeln wird. Nur ihm habt ihr es zu verdanken, dass ihr noch lebt, also behandelt ihn gut. Bei der kleinsten Feindseligkeit ihm gegenüber, werden wir die Feuer entfachen und euch alle verderben“, antwortete Urdogan.

„Schickt ihn nur hinab. Ich stehe mit meinem Wort dafür, dass ihm nicht das geringste Leid geschehen wird“, versprach der Offizier. Die Tharoner waren natürlich gespannt darauf, wer denn mit ihnen in dieser

Situation verhandeln wollte. Zumindest schien ihre Lage nicht ganz so hoffnungslos, wie zunächst befürchtet.

Nach kurzer Zeit kam der Mann in Begleitung von zwei anderen Gestalten wie durch einen Zauber plötzlich aus dem hinteren Teil des Talkessels herauf. Der Kleidung und der Haartracht nach zu urteilen, musste es sich bei den drei Männern um Dschammallaner handeln, doch sie begrüßten die Soldaten auf tharonische Art, indem sie ihre rechte Faust auf die Herzgegend legten und die Eingekeesselten ohne Akzent ansprachen: „Ich grüße Euch, General Estoran“, sagte Toren freundlich und ertete damit natürlich Verwunderung bei dem Angesprochenen.

„Ihr ..., Ihr kennt mich?“, fragte dieser ungläubig.

„Nicht persönlich, aber dieser Mann nannte mir Euren Namen“, antwortete Toren und deutete dabei auf Bartellas, der Estoran ebenfalls freundlich zunickte.

„Ich bin mir nicht bewusst, jemals mit Euch oder Eurem Begleiter gesprochen zu haben, oder lässt mein Gedächtnis mich so sehr im Stich?“

„Euch stört vielleicht ein wenig unsere Verkleidung, aber wir sind in Wahrheit ebenfalls Tharoner“, bemerkte Toren. „Meine beiden Begleiter heißen Bartellas und Ongeanis, beide sind hohe Generäle der Armee. Ich selbst trage den Namen Toren Bakun, eigentlich Bakunas, doch das tut hier nichts zur Sache. Ich stehe hier als oberster Heeresführer von Tharon, eingesetzt durch den Kaiser, vor Euch und ...“

„Der Verräter“, rief Vendorian plötzlich aus und sprang von seinem Pferd. „Er ist einer der Verräter, nehmt ihn augenblicklich fest, er kann uns als Geisel

dienen.“ Wie von Sinnen stürzte er auf Toren zu, wobei er ein Messer aufhob.

„Haltet ihn sofort auf“, rief Estoran seinen Männern zu und zwei Soldaten in der Nähe befolgten den Befehl augenblicklich. Sie packten Vendorian und entriksen ihm die Waffe.

Der Festgehaltene brüllte und versuchte, sich zu befreien. „Dieser Mann dort ist ein Aufständischer und hat eure Kameraden ermordet, so glaubt mir doch“, kreischte er wie wahnsinnig.

„Schweigt endlich“, fuhr der General ihn an. „Wollt Ihr uns alle in das Verderben stürzen? Ihr habt doch gehört, was geschieht, wenn wir ihn angreifen.“ Estoran blickte Toren und die beiden anderen Männer an und fragte sie, ob sie sich wirklich an dem Aufstand in Tharon beteiligt hätten.

„Wir gehören der Armee des Kaisers von Tharon an“, antwortete Toren ruhig. „Ich weiß nicht, was man Euch alles erzählt hat und ich wünschte, die Umstände unserer Begegnung wären etwas anders, aber wir sind mit Sicherheit keine Mörder. Ganz im Gegenteil, wir beabsichtigen, euch alle aus dieser misslichen Lage zu befreien, denn ihr unterliegt schweren Irrtümern.“

„Nennt sie uns bitte“, bat Estoran ernst.

„Zunächst einmal muss dieser unselige Krieg gegen die Wüstenbewohner aufhören, bevor er richtig begonnen hat, zumal ihr dabei nur verlieren könnt, wie ihr seht. Die Krieger sind tatsächlich in der Lage, das gesamte Tal zu verbrennen.“

„Wir handeln nur auf Befehl“, versuchte Estoran sich zu rechtfertigen.

„Ich weiß das“, nickte Toren. „Es fragt sich nur, wessen Befehl ihr in Zukunft folgen wollt? Der junge

Kaiser Yardoan Tauris sitzt als rechtmäßiger Nachfolger seines Vaters Andoran auf dem Thron und ist somit euer oberster Herr. In seinem Auftrag sind wir in dieses Land gekommen, um euch davon Kunde zu geben. Wenn Ihr uns nicht glaubt, wird Euch, General, vielleicht dieses Schriftstück überzeugen.“ Toren holte die Pergamentrolle mit den Siegeln und Unterschriften des Rates der Generäle hervor und reichte sie Estoran.

Der Offizier nahm sie entgegen und öffnete sie. Als er sie las, wurden seine Augen immer größer und die Farbe wich ihm aus dem Gesicht.

„Kennt Ihr diese Namen?“, fragte Toren ihn.

„Natürlich kenne ich sie. Optian ist darunter, Tiemonas, Bergahn, Retias und auch die Namen Eurer zwei Begleiter Bartellas und Ongeanis kann ich lesen. Kurz, es haben alle Mitglieder des Rates unterschrieben, von denen wir dachten, sie seien ermordet worden, denn so hat man es uns erzählt.“ Nachdenklich gab Estoran Toren die Schriftrolle zurück. „Sie sind alle noch am Leben?“, fragte er zögerlich.

„Selbstverständlich leben sie noch. Ich sagte Euch doch, dass wir keine Mörder sind. Diese mutigen Männer haben durch ihren Einsatz verhindert, dass es bei dem Aufstand in Tharon zu einem ungewollten Blutvergießen kam. Jetzt ziehen viele von ihnen zusammen mit dem Kaiser einem übermächtigen Feind entgegen. Viel Volk hat sich ihm angeschlossen, doch wir benötigen jede Hilfe, und gerade die Flotte wird gebraucht.“

Estoran setzte sich nach Torens Worten nieder, er war fassungslos. Man hatte ihn und seine Männer schändlich betrogen. „Es waren die Senatoren Tharons, die

uns belogen haben. Männer, denen das Wohl unseres Volkes aufgetragen worden war“, sagte er kopfschüttelnd. „Sie haben uns glauben gemacht, ihr wäret blutrünstige Meuchler, die nur nach der Macht strebten. Wenn unser Krieg hier beendet gewesen wäre, hätten wir nach Tharon aufbrechen und euch bekämpfen sollen. Das war der Plan des Senats gewesen.“

„Den es zur Stunde schon nicht mehr gibt, denn euer so ehrbarer Befehlsgeber“, Toren deutete auf Vendorian, „hat die sicher unbequem gewordenen Männer bereits in den Kerker werfen lassen. Ist es nicht so, edler Senatsabgesandter?“

„Was habt Ihr ständig mit mir zu schaffen?“, zischte der Angesprochene boshaft. „Ich weiß nicht, wovon Ihr sprecht. Euer Wahn hat Euch anscheinend wieder einmal einen großen Streich gespielt.“

„Leugnet nur ruhig weiter“, sagte Toren lächelnd. „Wir haben Euch in jenem Torbogen in Drakesch belauscht, als Ihr mit einem Mann namens Gumed sprach und ihm den Auftrag gabt, die Senatoren festzunehmen. Ja, da seht Ihr mich mit entsetzten Augen an, nicht wahr? Wir haben in dem Heuwagen direkt neben Euch gelegen. Leider wurde der Wagen zu früh fortgeschafft, so dass wir Eure Pläne nicht weiter belauschen konnten, doch diesmal habt Ihr Euch verrechnet.“

Vendorian wurde blass und blickte auf den Boden, ohne eine weitere Antwort zu geben. Das war für die Männer wie ein Eingeständnis und führte schließlich dazu, dass auch Estorans letzte Zweifel beseitigt wurden. „Wir stehen tief in Eurer Schuld, denn Ihr habt uns die Augen geöffnet“, sagte er zerknirscht zu To-

ren. „Ich unterstelle mich und all meine Männer Eurem Befehl.“

„Gut, damit wäre eine hohe Hürde genommen“, antwortete Toren erleichtert. „Ich denke, wir sollten uns nun zu den Dschammallanern begeben und den Frieden verhandeln“, fuhr er fort.

„Glaubt Ihr, dass das gelingen wird?“, fragte Estoran zweifelnd.

„Die Wüstenstämme sind dazu bereit, wenn auch Ihr einwilligt. Ich werde ihnen nun den Bescheid geben, dass Ihr Euch unterstellt habt, dann werden wir weitersehen.“

Toren rief Urdogan, der noch immer am Rand des Felsens stand und sie beobachtete zu, dass er nun mit Estoran hinaufkommen wolle, was ihm auch gestattet wurde. Kurz darauf trafen sich die Männer auf dem Grat. Die Tharoner setzten sich mit den Ältesten zusammen und verhandelten einen Friedensvertrag. Der General verpflichtete sich darin, fortan keine Feindseligkeiten mehr gegen die Stämme vorzunehmen und auch den Tscheigun nicht darin zu unterstützen. Im Gegenzug dafür, erhielten er und seine Männer die volle Freiheit und all ihre Waffen zurück. Nun blieb nur noch die Frage, was in Bezug auf die übrigen tharonischen Truppen geschehen sollte, die in Gal-Diad verblieben waren und von der neuen Situation noch nichts wussten? Diese noch etwa dreitausend Mann warteten auf die Soldaten des Tscheigun, unter dessen unberechenbaren Befehl sie sich dann zu stellen hatten.

„Ich denke, wir sollten möglichst bald aufbrechen und die Männer von der neuen Lage unterrichten, bevor es zu weiteren Zwischenfällen kommt“, schlug Toren

vor. „Ich kann nur hoffen, dass auch der andere Teil Eurer Männer Euch treu ergeben ist“, ergänzte er, sich an Estoran wendend.

„Absolut“, antwortete der General. „Sie werden jeden meiner Befehle befolgen. Ein Land wie dieses schmiedet Offiziere und ihre Untergebenen zusammen. Allerdings könnten die Truppen des Tscheigun noch zu einem Problem werden. Wenn sie bereits angekommen sind und die veränderte Lage erkennen, kann es zu einem Kampf kommen.“

„Wie groß ist ihre Zahl?“, fragte Toren.

„Es werden etwa viertausend Mann erwartet, sie unterstehen nur ihrem Herrn.“

„Das ist natürlich sehr unliebsam. Wir müssen versuchen, sie ohne Blutvergießen auszuschalten. Am besten wäre es, wenn wir sie kampflos überwältigen könnten.“

„Wir helfen euch dabei“, sagte Urdogan plötzlich. Er hatte während des gesamten Gespräches die Worte der Tharoner für seine Ältesten übersetzt und dann eine geflüsterte Anweisung des blinden Obersten erhalten. „Allassar, unser ältestes und ehrwürdiges Oberhaupt, schlägt vor, getrennt nach Gal-Diad zu reiten“, erklärte Urdogan weiter. „Wenn zunächst ihr auf dem normalen Weg wieder zurückreitet, fällt das nicht auf. Unsere Krieger werden einen Umweg machen und sich der Stadt von Süden her nähern. Auf diese Weise gelingt es uns vielleicht, die Truppen des Tscheigun in der Nacht einzukreisen und festzunehmen.“

„Euer Vertrauen ehrt uns“, antwortete Toren erfreut.

„Vielleicht ist es so tatsächlich möglich, die Männer zu überraschen und ohne Gewalt zu entwaffnen. Dazu

müssten wir natürlich den genauen Standort und die Beschaffenheit des Lagers kennen.“

„Das soll kein Problem sein“, bemerkte Estoran. „Es befindet sich außerhalb der Stadt am südlichen Rand. Dort liegen auch meine Männer. Gewöhnlich sondern sich die Palasttruppen immer von ihnen ab, da wir Tharoner bei ihnen als unrein gelten. Da das sicher auch diesmal wieder der Fall ist, wird es uns leichtfallen, meine übrigen Männer von der Situation zu unterrichten und einen brauchbaren Plan zu entwickeln.“

Der Vorschlag des Generals wurde noch genauer erörtert und dann von den Dschammallanern gutgeheißen; gemeinsam entwickelten die Männer nun ihr Vorhaben. Die Tharoner sollten hierbei den Anschein erwecken, als kehrten sie siegreich von der Strafaktion zurück. Nachdem sie ihre Kameraden eingeweiht hätten, sollten sie auf das Eintreffen der Wüstenkrieger warten, um dann in einer nächtlichen Überraschungsaktion die Soldaten des Herrschers zu entwaffnen. Die Dunkelheit der Nacht würde die neuen Verbündeten dabei unterstützen. An einem vorher ausgemachten Treffpunkt sollte dann ein Bote der Tharoner die Krieger davon in Kenntnis setzen, ob sich die Lage auch wirklich wie geplant darstellte.

Beiderseitiges Vertrauen war bei dieser Unternehmung natürlich wichtig, und so vereinbarten die Männer, einige ihrer hervorragendsten Krieger untereinander auszutauschen, welche praktisch als Pfand und Gewähr für das neue Bündnis der einstigen Feinde dienen sollten.

Yassur erklärte sich sofort bereit, für die Tharoner zu bürgen, Ongeanis und Bartellas schlossen sich ihm

gerne an, während Toren und einige ausgesuchte Wüstenkrieger die tharonischen Truppen begleiteten. Die ausgetauschten Männer wechselten ihre Kleidung, und nachdem der Durchgang des Tals wieder passierbar gemacht worden war, ritten beide Gruppen auf getrennten Wegen los. Es war schon erstaunlich, in welcher kurzen Zeit die Dschammallaner ihre Sachen geordnet hatten und sich auf einer südöstlichen Route von den Tharonern entfernten. Estorans Männer legten hingegen eine langsamere Gangart ein, da ihr Weg der weitaus kürzere war.

Der General ritt mit Toren an der Spitze und betrachtete die Staubwolke, welche die Krieger in schon recht beachtlicher Entfernung hinterließen. „Es ist unglaublich, auf welche Art und Weise sich diese Menschen durch dieses unwegsame Gelände bewegen“, bemerkte er bewundernd. „Ich bin mir jetzt sicher, dass wir einen Krieg gegen sie niemals gewonnen hätten, zumal ein großer Teil meiner Männer Erfahrung auf See, aber nicht in den Wüsten dieses Landes besitzt.“ „Ich teile Eure Einschätzung“, bestätigte Toren. „Ihr hättet nur verlieren können, und das wäre eine schmerzliche Verschwendung, denn unser aller Bestimmung ist eine andere. Jenseits des Meeres, weit oben im Norden werden wir gebraucht, und nicht, um hier in diesem Land ein Volk zu unterdrücken, welches sich niemals der Gewalt beugen wird. Lasst uns also weit ausholen, ich bin es leid, die Fehler von Narren wiedergutzumachen, während wir an anderen Orten weitaus mehr gebraucht werden.“ Er trieb sein Pferd zu größerer Eile an, und die Armee folgte ihm ...

Der Streich von Gal-Diad

Die Abendsonne verschwand langsam hinter den Anhöhen des Kaschhadgebirges und tauchte die Spitzen der Berge wieder in glühendes Rot. Am Fuß des hier schmalen Gebirgsabschnitts lag die Ortschaft Gal-Diad. Es handelte sich hierbei weniger um eine Stadt, als vielmehr um eine Anhäufung von Gebäuden, die sich im Schatten der Berge vor dem heißen Wüstenwind zu ducken schienen. Nur seine Lage und die Tatsache, dass man hier inmitten der lebensfeindlichen Umgebung Schutz und die einzige Wasserquelle fand, machten diesen Ort so wichtig.

Es war die südlichste Siedlung, die noch unter dem Einfluss des Tscheiguns stand und besaß deshalb strategische Bedeutung für den Herrscher von Drakesch. Hier sammelte er seine Truppen, da es genügend Wasser gab, und von hier aus sollten schließlich auch die Feldzüge gegen die aufsässigen Stämme geführt werden.

Die Soldaten des dschammallanischen Machthabers waren bereits eingetroffen und lagerten, mit gehörigem Abstand zu den Tharonern, an der Südseite der kleinen Siedlung. Es verhielt sich also wirklich alles so, wie Estoran es vermutet hatte. Sein Reitertrupp kam in diesem Moment mit ihm und Toren an der Spitze auf Gal-Diad zu. Sie konnten bereits das tharonische Heerlager erkennen, das vor dem Ort lag und von seiner Ausdehnung her fast doppelt so groß wie Gal-Diad war. Die typischen Rundzelte standen auch ohne die üblichen Palisaden in gleichmäßigen Reihen, so dass das Lager eine rechteckige Form erhielt.

Als der General mit seinen Männern einritt, wurde er bereits erwartet. Ein Unterführer trat auf ihn zu und

erstattete seinen Bericht. „Herr, der Großmeister des Tscheigun erwartet Euch in Eurem Zelt. Er scheint sehr ungehalten zu sein.“

„Er wird recht bald noch viel ungehaltener sein“, antwortete Estoran dem verwunderten Unterführer lächelnd. Bevor er sich jedoch in sein Zelt begab, um den wichtigen Besucher zu begrüßen, gab er noch den heimlichen Befehl an seine Leute weiter, alle anderen Männer von dem Plan gegen die Soldaten des Tscheiguns zu unterrichten. Unter der Leitung von Toren sollte nach und nach jeder davon erfahren und sich vorbereiten. Die Männer machten sich sofort an ihre sicher langwierige Aufgabe, während der General sich nun in sein Zelt begab.

Tatsächlich wurde er bereits ungeduldig erwartet. Auf einem mit blauem Samt bezogenen Schemel saß ein dunkelhäutiger, finster blickender Mann mit einem auffällig langen, schwarzen Schnurbart, dessen Enden fransig nach unten hingen. Der stämmige Mann war mit einer ärmellosen Uniformjacke gekleidet, welche goldene Verzierungen an den Nähten aufwies. Seine Beine steckten in weiten, faltigen Hosen, die ihm bis knapp unter die Knie reichten. Ebenso gekleidet waren die beiden Wachen, die ihn begleiteten und ihre wahrhaft beeindruckenden Gestalten auf breiten Krummschwertern aufstützten.

Ihr Herr trug den Titel Großmeister und war die rechte Hand des Tscheigun von Drakesch, außerdem besaß er den Oberbefehl über die Truppen. Seine Anwesenheit an diesem Ort bewies das hohe Augenmerk, das der dschammallanische Herrscher der geplanten Strafaktion widmete.

Als Estoran eintrat, erhob der Großmeister sich mit erbostem Gesichtsausdruck. Offenbar hatte er schon länger gewartet, obwohl man einen Mann wie ihn niemals warten ließ. Sein Brustkorb hob und senkte sich schnell, als er dem General entgegentrat. Estoran übertrug ihm um beinahe eine Kopfgröße, was dem Würdenträger sicher überhaupt nicht gefiel. „Ihr habt mich lange warten lassen, General“, schnaubte er mit hartem Dialekt. „Und Ihr seid ohne meine Zustimmung mit Euren Männern aufgebrochen. Das werde ich nicht dulden und nach der Beendigung dieser Sache für Eure Ablösung und Bestrafung sorgen.“

„Ich habe nur auf Befehl des Vendorian gehandelt“, antwortete Estoran der Wahrheit gemäß in einem ruhigen Ton. Trotz der schweren Vorwürfe musste er nun seine Ruhe bewahren, um den Großmeister nicht unnötig zu reizen.

„Wo ist dieser Mann?“, fragte der Dschammallaner streng.

„Er ist mit einigen meiner Männer zurückgeblieben, um wichtige Dinge zu erledigen.“

„Was für Dinge?“

„Das hat er mir leider nicht gesagt.“

Der Großmeister blickte den General nun prüfend an. Estoran hielt dem Blick stand, eine Unsicherheit durfte er sich jetzt nicht leisten. „Hattet Ihr wenigstens Erfolg?“, fragte sein Gegenüber etwas ruhiger.

„Natürlich, wir haben die Krieger südwestlich von hier in einem von Felsen umschlossenen Tal gefunden, ich habe nicht einen meiner Männer dabei verloren.“

Der Dschammallaner nickte mit hochgezogenen Augenbrauen, was wohl eine Art Anerkennung darstellen sollte. Offenbar war er mit dieser Nachricht zufried-

den. Dass etwas vollkommen anderes dahintersteckte, als er meinte, ahnte er natürlich nicht. Doch das lag ja in der Absicht des Tharoners.

„Ihr seid anscheinend doch zu gebrauchen, und wenn diese Hunde ihre gerechte Strafe dabei erhalten haben, dann ist die ganze Sache schon recht“, bemerkte der Großmeister nun fast freundlich. „Dennoch glaube ich“, beharrte er trotzdem, „dass wir euch Tharonern zu viele Freiheiten gewähren. Der Tscheigun könnte seine Meinung über euren Status sehr schnell ändern. Von jetzt ab keine eigenen Entscheidungen mehr für Euch. Wir werden morgen in der Frühe gemeinsam aufbrechen und den Rest dieser Wilden für ihren Ungehorsam bestrafen. Ich hoffe, Ihr habt mich verstanden, General?“

„Voll und ganz, Großmeister“, antwortete Estoran, seine wahren Gedanken verbergend.

Der Dschammallaner verließ darauf grußlos das Zelt und auch der General kam nach einiger Zeit wieder heraus. Er hatte nun viel damit zu tun, seinen Männern ihre vielen Fragen zu beantworten. Dennoch gelang es, jeden der Soldaten, die nicht mit ihm geritten waren, auf die neue Lage einzuschwören. Die Männer wurden eingeteilt und erhielten genaue Aufgaben, um das Risiko des Unternehmens so gering wie möglich zu halten. Natürlich waren sich die Männer darüber bewusst, wie schwierig es sein würde, nahezu viertausend Gegner kampfflos zu entwaffnen, doch deren Ahnungslosigkeit, die Nacht und die verbündeten Wüstenkrieger würden ihnen dabei helfen.

Inzwischen war auch der Bote, der die Krieger benachrichtigen sollte, aufgebrochen und schon an Ort und

Stelle. Alles war also vorbereitet, und der Plan konnte beginnen.

Die Nacht war bereits weit fortgeschritten, die Tharoner warteten gespannt, wobei sie sich natürlich schlafend stellten, um die Männer des Tscheigun nicht misstrauisch zu machen. In Wahrheit war alles hellwach und machte sich bereit. Endlich erklang das dreimalige Zirpen einer Sandschrecke als vereinbartes Zeichen. Das bedeutete, dass die Krieger ihre Position am Rand des Lagers der Tscheiguntruppen eingenommen hatten.

Nun erhoben sich auch die Tharoner und machten sich auf ihren nächtlichen Weg. Sie trennten sich in zwei große Gruppen, von denen eine, angeführt von Estoran, eine zweite Kette um das Lager bilden sollte, während Torens Abteilung etwas später nachfolgte und sich an die Zelte heranschlich. Von ihrem Versteck aus konnten die Männer fast das gesamte gegnerische Lager überschauen. Es brannten nur noch wenige Feuer und die Mehrheit der Soldaten des Tscheigun schlief. Eine der Wachen, die eben noch bei ihrem Rundgang zu sehen gewesen war, verschwand plötzlich. Estorans Männer erledigten ihre Aufgabe lautlos und perfekt. Auch die übrigen Wachen wurden ohne Aufsehen überwältigt.

Nach nur einer halben Stunde ertönte das Zirpen erneut und deutete an, dass der Ring um die Gegner nun vollkommen geschlossen war. Toren hob seinen Arm und gab das Zeichen für den Aufbruch. Fast dreitausend Mann folgten ihm und schlichen so geräuschlos wie möglich an die Zelte ihrer Gegner. In der Schnelle eines Augenblicks hatten sie die ersten Unterkünfte erreicht, öffneten sie und fielen über die schlafenden

Dschammallaner her. Noch bevor diese richtig gewahrt wurden, was geschah, lagen sie gebunden und geknebelt am Boden.

Inzwischen stießen die Gruppen weiter in das Lagerinnere vor, um ein Zelt nach dem anderen auf die gleiche Weise einzunehmen. Trotz aller Vorsicht gelang es jedoch einigen Überfallenen, sich zur Wehr zu setzen und durch Schreie bemerkbar zu machen. Ihre verschlafenen Kameraden stürzten aus den Zelten und glaubten zunächst an einen Angriff der Wüstenkrieger. Dann bemerkten sie jedoch die Tharoner und dachten, dass diese ihnen zu Hilfe eilten, nur um eben daraufhin von ihnen gefangen und niedergeworfen zu werden. Die wenigen, denen eine Flucht gelang, liefen direkt in die Arme der Wüstenkrieger, die von den Außenbezirken hereindrangen.

Von der anderen Seite kamen Estorans Männer hinzu und der Ring wurde immer enger zusammengezogen. Die Wüstenkrieger stießen nun unter Urdogans Leitung in die Mitte des Lagers vor und schlossen etwa hundert Soldaten des Tscheiguns zwischen sich und den Tharonern ein. Als die Bedrängten ihre aussichtslose Lage erkannten, ergaben sie sich zum Glück und ließen sich ebenfalls binden.

Nicht einmal eine Stunde war vergangen, und die Verbündeten hatten ihr Ziel tatsächlich erreicht. Keiner der Männer auf beiden Seiten war zu einem ernsthaften Schaden gekommen und niemand war getötet worden, so dass die Sieger sehr zufrieden sein konnten.

Weniger zufrieden mit seiner Situation war der Großmeister des Tscheigun, der fluchend und sich heftig wehrend auf den zentralen Platz des Lagers gebracht

wurde. Als der dschammallanische Würdenträger Estoran erblickte, wurde sein ohnehin schon zornrotes Gesicht noch um einiges dunkler. „General, was hat das alles hier zu bedeuten?“, schrie er. „Seid Ihr von Sinnen, Euch mit diesen Bastarden zu verbünden? Dieser Verrat wird Euch den Kopf kosten und ich werde ihn persönlich in Empfang nehmen.“

„Ihr solltet froh sein, dass es so gekommen ist“, antwortete Estoran ruhig. „Keiner Eurer Leute hat einen Schaden genommen. Wir hätten sie ebenso töten können. Für unser Vorgehen hatten wir unsere Gründe, die Euch später noch erläutert wer ...“

„Ihr seid ein schändlicher Verräter“, unterbrach der Großmeister ihn wütend. „Ihr habt es verdient, elendig am Pfahl zu ...“

Er hätte sicher noch weiter gewettert, doch nun wurde er selbst unterbrochen. Urdogan stand plötzlich mit einem gezückten Messer vor ihm und zischte ihn drohend und mit funkelnden Augen an: „Schweig endlich, oder ich schneide dir deine böse Zunge heraus. Ihr wolltet uns überfallen und hättet vor Frauen und Kindern kein Halt gemacht. Deine Männer führen nur Befehle aus und ihnen soll kein Haar gekrümmt werden. Aber du würdest uns aus böser Überzeugung vernichten, deshalb töte ich dich bei der geringsten Respektlosigkeit.“

Diese Warnung zeigte ihre Wirkung, mit erschrockenen Augen wich der Großmeister zurück und senkte seinen Kopf. Er wagte es fortan nicht mehr, auch nur ein Wort zu sagen, ohne dazu aufgefordert zu werden. Somit konnten die Männer ihre Beratung ungestört fortsetzen. Es gab natürlich bei der großen Anzahl an

Gefangenen einiges zu tun. Die Frage war nun hauptsächlich, was mit ihnen geschehen sollte?

„Wir werden sie an einen Ort mitnehmen, an dem wir sie versorgen und beaufsichtigen können, bis der Tscheigun auf unsere Forderungen eingeht“, erklärte Urdogan den Tharonern.

„Seid ihr denn in der Lage, so viele Männer aufzunehmen?“, fragte Toren verwundert.

„Wenn es sein muss, sie und noch viel mehr von ihnen. Es gibt in der Wüste Orte von solchem Reichtum an Wasser, dass ihr es euch nicht vorstellen könnt. Dort werden die Männer des Tscheigun so lange festgehalten, wie es nötig ist. Wir werden sie gut behandeln, denn auch sie sind Söhne unseres Volkes und Dschammar liebt das Blutvergießen unter seinen Kindern nicht.“

Diese Versicherung beruhigte Toren, denn er war sich nun sicher, dass es den Gefangenen gut ergehen würde. Noch in derselben Nacht wollten die Krieger aufbrechen, um die kommende Tageshitze in einem schattigen Tal verbringen zu können. Danach hatte sie wieder vor, die Dunkelheit zum Weiterreisen zu nutzen, um den Gefangenen nicht bei Tageslicht den Weg zu ihren geheimen Verstecken zu zeigen.

Während die Dschammallaner nun bereits damit begannen, sich und ihre Gefangenen für den Aufbruch vorzubereiten, gab Urdogan den Tharonern noch einige Hinweise für den kommenden Tag. „Ein Teil unserer Krieger ist bereits auf dem Weg nach Drakesch. Sie werden dem Tscheigun, der nun fast ohne Schutz ist, seine Lage erklären und die Stadt besetzen. Diese Vorgehensweise haben wir übrigens von euch Tharonern gelernt“, bemerkte er mit ein wenig Sarkasmus in

der Stimme. Doch dann wurde er wieder ernst. „Wenn ihr morgen dort angelangt, werdet ihr hoffentlich schon alles in der besten Ordnung vorfinden. Ich bitte euch nur darum, euch nicht weiter in die Verhandlungen einzumischen, denn ab jetzt nehmen wir unser Schicksal selbst in die Hand.“ Sein stolzer Ton änderte sich danach ein wenig, als er sich von Toren, Estoran und den anderen Männern verabschiedete. „Ihr seid tapfere Männer, und ich freue mich, dass ich mich in euch Tharonern getäuscht habe. Möge der Krieg in eurem Land gut für euch ausgehen. Grüßt mir euren jungen Kaiser und geht mit Dschammar.“

Der Krieger drehte sich um und begab sich zu seinen Stammesgenossen, die mit den Aufbruchsvorbereitungen fast fertig waren. Sie schienen dabei an alles gedacht zu haben. Mittels mitgebrachter Lederriemen hatten sie jeweils zwei Gefangene Rücken an Rücken zusammengebunden und dann auf eines der Pferde gesetzt. Diese Tiere banden sie dann an die Sättel ihrer eigenen Pferde, so dass es den Soldaten des Tscheigun schwer fallen würde, auf diese Art die Flucht zu ergreifen, zumal die ausgezeichneten Reittiere der Wüstenkrieger auf jeden Fall schneller waren.

Nun trat auch Yassur zu den Tharonern hin, um sich für kurze Zeit zu verabschieden. Er wollte seinen Stamm begleiten, bis er die tausend Krieger nennen konnte, die er den Hochländern in seinem Schwur versprochen hatte. Natürlich war das eine Ehrenschild für ihn, aber es sollte ihm gelingen, denn er kannte sein Volk. „Von morgen an in drei Tagen, wir werden in Drakesch erscheinen. Wartet auf uns“, sagte er zum Abschied zu seinen Freunden.

„Bis dahin haben wir die Flotte für die Abfahrt bereitet, wir werden euch erwarten“, antwortete Toren. Die Männer schüttelten sich die Hände und umarmten sich, dann folgte Yassur den Kriegern, die bereits aufbrachen und das Lager verließen. Die Tharoner blickten dem Zug von Siegern und Besiegten lange nach und grüßten ein letztes Mal.

„Erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit sie alles handhaben. Welch einen Gegner hättet Ihr gehabt“, sagte Toren zu Estoran. Der General nickte nur stumm.

Stattdessen geriet Ongeanis, der neben den beiden Männern stand, ins Schwärmen: „Ihr hättet sehen sollen, mit welchem Geschick sie sich auch durch das unwegsamste Gelände bewegen. Ihre Pferde machen keinen einzigen Fehltritt über Sand und Steine. Und obwohl wir doch die weitaus längere Strecke zurücklegten, kamen wir doch nicht viel später hier an, als ihr. Außerdem muss ihr Volk viel zahlreicher sein, als wir es ahnten. Wir haben in der Wüste noch viele Krieger getroffen, die nach Drakesch ritten, um den Tscheigun das Fürchten zu lehren. Wie sie nur auf den Pferden reiten, einfach unvergleichlich. Sie haben eine ganz besondere Art, sich in den Sätteln zu halten. Ich wünschte, ich hätte nur eine Tausendschaft an Männern, denen ich diesen Reitstil beibringen könnte, sie wären in jeder Schlacht unbesiegbar ...“

„Haltet ein, haltet ein“, unterbrach ihn Toren lachend.

„Wenn Ihr so weitermacht, werdet Ihr ihnen am Ende noch folgen, um in den Stamm aufgenommen zu werden. Doch Ihr habt vollkommen Recht, es sind hervorragende Krieger. Ich bin froh, dass uns tausend von ihnen begleiten werden und an unserer Seite gegen den Feind kämpfen.“

„Und ich bin froh, dass Ihr uns vor einer großen Dummheit bewahrt habt“, sagte nun wieder Estoran. „Meinen Männern wird es ebenso ergehen, wenn sie endlich wieder Schiffsplanken statt Wüstensand unter den Füßen spüren. Darum lasst uns aufbrechen, denn ich brenne nach all der Hitze dieses Landes darauf, wieder frischen Wind im Ge-sicht zu haben.“

„Ihr sprecht wirklich wahr“, antwortete Toren in froher Stimmung. „Und den Wind werdet Ihr auch bald wieder verspüren. Sowie Yassur mit seinen Männern in Drakesch eintrifft, legen wir ab und können uns endlich unserer Bestimmung widmen. Doch die Sorgen von morgen sollen uns heute nicht bedrücken, denn wir haben einen großartigen und vor allem unblutigen Sieg errungen; also lasst uns diese Nacht einmal froh sein.“

Die Männer stimmten ihm zu und ließen sich von der Stimmung Torens anstecken. Eine große Last war von seinem Herzen gefallen, und es war ihm anzusehen, dass er sich über den Erfolg freute.

Spät in der Nacht, als alle anderen Männer zur Ruhe gekommen waren, stand er vor seinem Zelt und betrachtete den klaren Sternenhimmel Aschtias. „Ich habe alles zu deiner Zufriedenheit ausgeführt, Yard“, sagte er in Gedanken. „Ich kehre bald zurück, um dir zur Hilfe zu eilen; halte durch. Haltet alle durch, wir kommen.“ Mit dieser stummen Bitte an seine weit entfernten Freunde ging er schließlich hinein und legte sich schlafen ...

Der Aufbruch der Flotte

Am nächsten Morgen wurde das tharonische Lager mit der gewohnten Disziplin abgebrochen und die beinahe sechs Tausendschaften bereiteten ihren Rückweg nach Drakesch vor. Zunächst mussten sich jedoch noch einige Männer um die Bewohner der Siedlung kümmern, welche einige Kundschafter ausgesandt hatten. Die Menschen von Gal-Diad hatten die nächtlichen Ereignisse wohl bemerkt, sich aber nicht getraut nachzuschauen, was sich vor ihren Toren abspielen mochte. Von Seiten der Soldaten wurde ihnen jedoch versichert, dass sie sich nicht zu fürchten brauchten, sondern nun ihre Ruhe wieder zurückerhielten. Erfreut über diese Nachricht, gewährten die Bewohner den Soldaten gern, dass sie ihre Wasserflaschen auffüllen konnten, wonach dann das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde. Die tharonische Armee zog in geordneten Reihen aus Gal-Diad ab und hinterließ einige ihnen nachblickende Menschen, denen die ungewöhnlichen Ereignisse in ihrem ansonsten eher kargen Leben sehr seltsam vorkamen.

Die Reiterkolonne machte zunächst einen Schwenk nach Westen, um einige Ausläufer des Gebirges zu umgehen und die Stelle zu erreichen, an der die Soldaten lagerten, welche den gefangenen Vendorian bewachten. Auf halber Strecke zu dem genannten Ort kamen ihnen die fünf Bewacher jedoch schon entgegen, und zwar ohne den Gefangenen. Als Estoran bei ihnen angelangte, machten die Männer recht betretene Gesichter.

„Wo ist der Gefangene?“, fragte der General streng.

„Es ist ihm leider gelungen, zu fliehen, Herr“, antwortete der Sprecher der fünf Bewacher. Er war ansonsten

ein tüchtiger Unterführer, das wusste Estoran, deshalb ließ er ihn zunächst berichten, bevor er ihn eventuell tadelte.

„Wir rasteten an der verborgenen Stelle, die Ihr uns anzeigt“, fuhr der Mann fort. „Wir hatten den Gefangenen stets im Auge und ließen ihn keinen Moment allein. Er schien sich zunächst mit seiner Situation abgefunden zu haben, denn er sprach nicht mit uns und versuchte auch nichts, was seiner Flucht hätte dienen können. Am späten Abend klagte er dann plötzlich über starke Schmerzen, die seinen Magen befallen hätten. Es wurde anscheinend immer schlimmer und schlimmer, der Mann schwitzte stark und atmete schwer und unruhig. Auch begann er im Wahn zu reden, als hätte ihn ein starkes Fieber gepackt. Wir befürchteten schon, dass er uns unter unseren Händen wegsterben würde. Um ihn etwas zu erleichtern, haben wir ihn losgebunden und gaben ihm etwas Wasser zu trinken, doch sein Zustand änderte sich nicht. Wir beratschlagten, was zu tun sei, denn es befindet sich kein Heilkundiger unter uns. In einem unbeobachteten Moment sprang der vermeintlich Kranke jedoch plötzlich auf und bestieg eines der Pferde. Die Tiere hatten wir zusammengebunden, denn wie ihr wisst, gab es keinen geeigneten Baum in der Nähe, an dem wir sie hätten festmachen können. Der Gefangene trieb alle Tiere gleichzeitig an und entkam somit. Selbst der schnellste Läufer unter uns konnte ihn nicht mehr einholen.“

Der Unterführer hatte sich durch seine Rede etwas Mut gemacht und blickte Estoran in die Augen. „Ich weiß, dass wir versagt haben, doch der Gefangene spielte seine Rolle als Kranker einfach zu gut. Mehr

habe ich zu unserer Entschuldigung nicht zu sagen, Herr.“

Estoran wusste nicht so recht, was er zu diesem Bericht sagen sollte, und so antwortete Toren stattdessen: „Zürnt Euren Männern nicht“, sagte er zum General. „Vendorian ist in der Tat ein guter Mime und auch mir bereits zweimal entkommen. Dieser Schurke hat das Glück offensichtlich für sich gepachtet. Aber ich fürchte, er wird nun nach Drakesch geritten sein, um den Tscheigun zu warnen. Das könnte sich als gefährlich für die Krieger der Wüstenstämme herausstellen. Wir sollten uns nun beeilen, vielleicht können wir Schlimmeres verhindern.“

Estoran stimmte zu und gab das Zeichen für einen schnelleren Ritt. Die Männer ließen ihre Tiere trotz des schwierigen Geländes in den Galopp fallen und eilten ihrem Ziel nun entgegen. Wegen der großen Hitze legten sie ab und zu eine Pause ein, ließen die Pferde jedoch danach wieder weit ausgreifen, so dass sie weit aus eher als angenommen in der Stadt angelangten. Diesmal hatte Toren sich mit seiner Vermutung zum Glück geirrt. Niemand hatte den Hof des dschammallanischen Herrschers gewarnt, so dass die Krieger Drakesch ohne nennenswerte Gegenwehr eingenommen hatten.

Der gesamte Hofstaat befand sich nun in ihrer Hand, wobei jedoch keinem Menschen ein Leid geschehen war. Der Tscheigun konnte sich auch weiterhin, allerdings jetzt ohne jede Machtbefugnis, in seinem Palast bewegen. Natürlich war er über diese Lage alles andere als erfreut und hatte anfangs getobt und gewütet, doch das hatte ihm keinen Nutzen gebracht, zumal die Bevölkerung von Drakesch sich nicht auf seine Seite

gestellt hatte, sondern die Sache abwartend betrachtete und sich ruhig verhielt.

Die Tharoner waren über diese Tatsache mehr als froh, denn sie wurden nicht wie befürchtet von einer wütenden Volksmenge empfangen, sondern von einer Anzahl der befreundeten Wüstenkrieger. Unter ihnen befand sich auch ihr blindes Oberhaupt, der alte Mann ließ durch einen Übersetzer verkünden, dass sich die ganze Stadt und das gesamte Umland praktisch in ihren Händen befand.

„Also hat Vendorian entweder das Land schon heimlich verlassen, oder er verbirgt sich und wartet auf eine günstige Gelegenheit“, bemerkte Toren. Er beschrieb den Dschammallanern das Aussehen des Gesuchten und fragte, ob die Krieger einen solchen Mann gesehen hätten. Leider wurde ihre Frage jedoch verneint. Auf die Frage nach den ehemaligen Senatoren, konnten die Gefragten jedoch antworten.

„Es befinden sich etliche von ihnen in den Kerkern des Palastes“, sagte der Dolmetscher. „Wir wussten nicht, was mit ihnen geschehen sollte und hielten sie weiter eingesperrt. Sollen wir sie freigeben?“

„Nein, wenn ihr erlaubt, kümmere ich mich persönlich darum, denn wir haben noch manche Zeche mit ihnen offen“, bat Toren. „Lasst sie einstweilen noch in ihren Zellen, es schadet ihnen nicht. Der, welchen wir suchen, befindet sich sicher nicht darunter, und es scheint, als sei ihm die Flucht erneut geglückt. Doch sei es, wie es wolle, wir werden den Aufbruch aus eurem Land weiter vorbereiten. Alles liegt fortan in eurer Hand, denn ihr habt euch die Freiheit redlich verdient. Ich bin jedoch sicher, dass der Kaiser von Tharon in

Zukunft eure Freundschaft wünscht und euch seine gern gewährt.“

Der Übersetzer wiederholte Torens Worte in der dschammallanischen Sprache. Sie wurden von dem Stammesältesten mit einem freundlichen Lächeln quittiert. Er antwortete, in dem er Toren bat, seine Grüße an den Kaiser auszurichten und empfahl sich durch die tausend Krieger, die Yassur folgen würden. „Mögen sie euch im Kampf gegen das böse Volk hilfreich zur Seite stehen und zum Sieg beitragen“, ließ er übersetzen. „Ich hoffe, wir sehen uns in glücklicheren Zeiten wieder, um dann freundschaftliche Bande zu schließen.“

Die Tharoner bedankten sich für die freundlichen Worte und zogen schließlich ein letztes Mal in die Stadt ein, in der sie ihre Garnison aufsuchten und diese aufzulösen begannen. Sie hatten noch volle zwei Tage Zeit, ehe Yassur mit seinen Kriegern eintraf; bis dahin sollten die Schiffe fertig beladen, und für die Abfahrt bereit sein. Es gab also viel für die sechstausend Mann starke Besatzung zu tun. Material, Waffen und reichlich Verpflegung mussten auf die im Hafen liegenden Schiffe gebracht und verstaut werden. Zudem galt es, die Garnison zu räumen und nebenbei noch persönliche Dinge zu regeln.

Trotz der gewaltigen Aufgabe machten sich die Männer mit großem Eifer an die Arbeit und entwickelten schnell eine gute Organisation bei den umfangreichen Dingen, die sie zu erledigen hatten. Estoran bemerkte die außergewöhnliche Einsatzfreude seiner Männer und konnte sie gut verstehen. Auch wenn vor ihnen eine ungewisse Zukunft lag, so bekamen sie jetzt doch eine Aufgabe, mit der sie etwas anfangen konnten. Es

galt, die Heimat vor einem bösen Feind zu verteidigen, und das war eher ihre ureigenste Sache, als in einem fremden Land ihren Kopf für einen despotischen Herrscher herhalten zu müssen.

Der General stand am Tor der Garnison und betrachtete die fortschreitenden Arbeiten, wobei er dennoch so etwas wie Wehmut verspürte. „Wir lösen die Reste der letzten Kolonie des alten Reiches auf“, sagte er mit gedämpfter Stimme zu Toren.

„Ich meine, ein wenig Bedauern in Eurer Stimme zu hören“, antwortete der Angesprochene still vergnügt.

„Doch es ist wahr, das alte Tharon, so wie es einst existierte und auch das, welches Ihr kanntet, wird es fortan nicht mehr geben. Aber wenn wir siegreich sind, dann verspreche ich Euch, wird ein neues Tharon entstehen, in dem die Völker gleichberechtigt beieinanderstehen. Kein Reich lässt sich auf Dauer mit Gewalt regieren. Nur wenn alle mit offenen Armen aufgenommen werden, können wir stark werden. Dafür trete ich und andere Männer in Tharon, und auch der Kaiser ein.“

Estoran blickte Toren bewundernd an. In den wenigen Tagen, die er ihn nun kannte, hatte er diesen Mann zu schätzen gelernt. Wenn der junge Kaiser vom selben Schlag war, konnte der General gut verstehen, weshalb dieser die Herzen in der großen Stadt so schnell erobert hatte. „Es gibt in Tharon sicher viele Menschen, die Eure Ansicht teilen und das Volk wird froh sein, den jungen Kaiser im Tausch gegen den Senat bekommen zu haben“, sagte der General nachdenklich.

„Ja, die Leute sind endlich aufgestanden und haben sich ihre Würde zurückerobert. Ihr hättet sehen müssen, wie Tausende durch die Straßen zogen und ge-

waltlos ihr Recht einforderten. Doch wo Ihr gerade vom Senat spracht, ich glaube, wir sollten den Herrschaften einen Besuch im Kerker des Palastes abstatten. Ich habe ihnen vor unserer Abfahrt noch einen Vorschlag zu machen, durch den sie einen Teil ihrer Schuld beim Volk wieder abtragen könnten. Wenn Ihr wollt, so folgt mir.“

Estoran kam Torens Aufforderung nach und gemeinsam gingen sie stadtaufwärts auf den Palast des Tscheigun zu. Während sie durch die Straßen Drakeschs schritten, wurden sie von vielen neugierigen Augen beobachtet, jedoch von niemandem angesprochen oder gar angefeindet. Das Leben in der dschammallanischen Hauptstadt ging wieder seinen gewohnten Gang weiter, so als sei nichts geschehen.

Nach einer viertel Stunde gelangten die beiden Männer bei dem prunkvollen Gebäude an und betraten den Hof. Der Weg wurde ihnen von den Wachen sofort freigemacht. Sie durchschritten einen von himmelblauen Baldachinen bedeckten Säulengang, der direkt auf das riesige, mit Jade und Onyx verzierte Eingangsportal des Palastes zuführte. Wie an vielen Stellen des Komplexes, wachten auch hier nun anstatt der Soldaten des ehemaligen Machthabers die Wüstenkrieger.

Vor dem Portal erbaten Torens und Estoran Einlass in den Kerker, um mit den Gefangenen sprechen zu können. Glücklicherweise wussten die Wachen von der Absprache zwischen ihrem Stammesoberhaupt und Torens und führten die beiden Männer über eine breite Treppe hinab in die Verliese.

Das Gefängnis, in welchem früher unbequeme Untertanen eingesessen hatten, bestand nicht aus einzelnen

Zellen, sondern besaß große und mit starken Eisengittern versehene Hallen, in denen jeweils viele Gefangene Platz fanden. Die Mehrzahl der Verliese war jetzt jedoch leer, da die Wüstenkrieger die zumeist vollkommen Unschuldigen und Gefolterten in die Freiheit entlassen hatten.

Eine der höhlenartigen Katakomben war allerdings noch belegt, und zwar von jenen rund zwanzig ehemaligen Senatoren, deren Festnahme von Vendorian befohlen worden war. Die einstmals so mächtigen Männer machten nun einen eher erbarmungswürdigen Eindruck, ihre scheinbar hoffnungslose Lage war ihren Gesichtern deutlich anzusehen. Obwohl sie sich noch nicht allzu lange in Gefangenschaft befanden, wies ihre Kleidung schon starke Abnutzungserscheinungen auf und war löcherig und schmutzig. Die meisten der Männer saßen resigniert in einer Ecke und starrten an die Wände oder zu Boden. Auch ihre vormals so wohlgenährten Bäuche hatten einiges an Umfang verloren.

Wie Toren vermutet hatte, befand sich Cherias nicht unter ihnen, er war offensichtlich mit oder ohne Vendorian geflohen. Wo sich die beiden Gesuchten nun aufhielten, konnte er nicht wissen, aber er hatte das ungute Gefühl, dass sie eines Tages erneut auftauchen würden.

Als die eingesperrten Senatoren bemerkten, dass man sie beobachtete und es sich bei ihren Betrachtern offenbar um Tharoner handelte, blickten sie erwartungsvoll auf und hegten etwas Hoffnung. Diese war natürlich nicht ganz unbegründet, denn Toren hatte tatsächlich vor, sie freizulassen, wenn sie seine Bedingungen annahmen. Er ließ das große Eisentor aufschließen und

betrat zusammen mit Estoran das Verlies. Die Gefangenen erhoben sich und bedrängten die beiden Männer mit Fragen. „Kommt Ihr, um uns zu befreien? Hat die Armee die Stadt zurückerobert? Warum hält man uns hier noch fest?“, lauteten die Fragen, die alle durcheinandergerufen wurden.

Toren sah sich gezwungen, energisch um Ruhe zu bitten. Das laute Stimmengewirr legte sich schlagartig und er bekam endlich Gelegenheit, die ehemaligen Senatoren über den Grund ihres Schicksals aufzuklären. Doch sie begriffen scheinbar immer noch nicht und konnten nicht glauben, dass Vendorian der Verursacher ihrer Lage gewesen war. Sie machten verwunderte und sogar ungläubige Gesichter, einige betrachteten Toren sogar feindselig.

„Wer seid Ihr?“, fragte einer der Gefangenen. „Ich kenne General Estoran, aber Euch habe ich noch niemals gesehen.“

„Nein, hier noch nicht“, antwortete Toren ruhig. „Aber vor nicht allzu langer Zeit stand ich mit meinen Gefährten vor euch Senatoren, und zwar im Kuppelsaal in Tharon.“

Die Männer blickten ihn verwundert an, doch dann erkannte einer der Gefangenen ihn. „Er ist einer der Aufständischen“, rief der Mann aufgeregt. „Jetzt wird mir alles klar. Nicht Vendorian, sondern dieser Mann ist für unsere Gefangenschaft verantwortlich. Die Aufrehrer müssen bereits über das Meer nach Drakesch gekommen sein und sich mit den Stämmen verbündet haben. Wir sind verloren.“ Die anderen Gefangenen blickten Toren nun scheu und ängstlich an und wichen vor ihm zurück.

Estoran verlor seine Geduld und fühlte sich jetzt gefordert, seinen Begleiter zu unterstützen. „Ihr irrt euch gewaltig“, rief er zornig. „Ihr und wir alle wären verloren gewesen, wenn dieser Mann und seine Begleiter nicht gewesen wären. Meine Männer und ich befanden uns schon in höchster Gefahr, in die wir durch einen unsinnigen Befehl von Vendorian geraten waren. Die Krieger der Wüste hatten uns bereits umstellt und waren bereit, uns zu töten. Doch dieser Mann rettete uns. Wir haben sehr schnell gelernt, ihm zu vertrauen. Ihr solltet das auch tun, denn ihr befindet euch nur aufgrund einer Intrige von Vendorian und Cherias in diesem Kerker. Lasst endlich von eurem törichten Verhalten ab und erfasst die Hand, die euch hier entgegengestreckt wird.“

Die Gefangenen blickten Estoran mit großen Augen an. Eine solche Rede mit dermaßen scharf geführten Worten waren sie von einem General ihnen gegenüber nicht gewohnt. Einige der Männer begannen tatsächlich nachzudenken, das konnte man ihren Gesichtern ansehen.

Bevor sie sich jedoch beraten konnten, stellte Toren sie vor die Wahl: „Ihr habt von nun an zwei Möglichkeiten“, sagte er ernst. „Entweder ihr begleitet uns auf unserer Reise in den Norden, wo wir dem Kaiser und seinen Armeen helfen werden, oder ihr wählt die geringere Gefahr und bleibt in diesem Kerker. Antwortet noch nicht, sondern hört euch zuerst meine Bedingungen an. Diejenigen unter euch, die noch fähig sind, eine Waffe zu tragen, begleiten uns und kämpfen mit uns zusammen gegen den Feind. Ja, da blickt ihr mich alle entsetzt an, doch das dunkle Volk lässt sich nicht mit einigen Waffenlieferungen besänftigen. Das alles

habt ihr mit zu verantworten, und es gibt noch viele Dinge, die ihr angerichtet habt.“

Keiner der Männer widersprach Toren, die meisten von ihnen blickten betreten zu Boden, also fuhr er fort. „Die Älteren können jedoch auch etwas für ihr Volk zur Wiedergutmachung tun, in dem sie ihre verborgenen Schätze freigeben und sich damit am Wiederaufbau der zerstörten Städte und Dörfer beteiligen. Markestiana wurde zum Glück von mutigeren Männern, als ihr es seid gehalten. Doch es gab viel Leid und große Zerstörungen. Mit eurer Hilfe kann ein großer Teil davon gelindert werden. Das sind meine Bedingungen, die ich euch stelle. Damit ihr seht, dass wir es ernst mit euch meinen, geben wir euch einen Tag Bedenkzeit. Morgen um diese Stunde kommen wir wieder und erwarten eure Antwort. Doch glaubt ja nicht, dass ihr nur zusagen braucht, um hier herauszukommen. Wir werden euch beim Wort nehmen und streng auf dessen Einhaltung achten.“

„Wir werden über Euer Angebot nachdenken“, antwortete der Sprecher der Gefangenen leise.

„Ihr tut gut daran. Beratet euch und gehabt euch wohl bis morgen“, sagte Toren zum Abschied. Zusammen mit Estoran verließ er die Zelle und sie kehrten in die Garnison zurück.

Auch am Abend dauerten die Verladearbeiten weiter an. Das Hafenkai war von unzähligen Fackeln beleuchtet. Zur Freude der Tharoner hatte sich eine große Gruppe von Dschammallanern eingefunden, um zu helfen. Ongeanis, der die Arbeiten leitete, gesellte sich zu Toren und Estoran und deutete auf die äußerst fleißigen Helfer. „Man könnte fast annehmen, sie beeilen sich so, um uns schneller loszuwerden“,

sagte er lachend. „Ich habe selten Männer dieses Volkes mit solch einem Eifer arbeiten gesehen.“

„Sie haben sich ihre Freiheit verdient“, antwortete Toren anerkennend. „Außerdem“, fügte er still lächelnd hinzu, „könnte es uns auch nicht schaden, etwas zur rascheren Abwicklung dieser Arbeiten beizutragen. Kommt, lasst uns den Männern helfen.“

Die tharonischen Offiziere lachten nun ebenfalls, denn ein solcher Antrag an ihre Personen war doch recht ungewöhnlich, aber sie wussten ja schon, dass Toren in derartigen Dingen sehr spontan war. Also beteiligten sich die drei Männer an den Arbeiten, die bis spät in die Nacht andauerten. Auch am darauffolgenden Tag wurde die Auflösung der Garnison vorangetrieben, so dass die Schiffe am Abend des zweiten Tages fast fertig beladen und bereit für die Abreise waren. Mit der Flut des nächsten Tages, die gegen Mittag erwartet wurde, konnten die Tharoner dann endlich auslaufen. Sie hatten nun nur noch auf Yassur und seine Krieger zu warten.

Als der dritte Morgen anbrach, machten sich die Mannschaften zur Einnahme ihrer Schiffe bereit. Toren und seine drei Offiziere begaben sich noch einmal in den Palast, um die ehemaligen Senatoren nach ihrer Entscheidung zu fragen.

Die Gefangenen erwarteten sie bereits, denn sie hatten nach einer langen Beratung tatsächlich einen Entschluss gefasst, der manchen von ihnen sicher nicht leichtgefallen war. Ihr Sprecher, sein Name war Tokila, trat vor und sagte: „Wir haben uns entschlossen, Eure Bedingungen in allen Punkten anzunehmen. Ein großer Teil von uns ist bereit, zu den Waffen zu greifen und unsere Schmach im Kampf wieder reinzuwa-

schen. Diejenigen unter uns, welche zu alt sind, werden ihre gesamten Güter zur Verfügung stellen, um den Menschen in Markestiana und anderen Städten zu helfen. Außerdem werden sie, soweit es geht, bei den Aufbauarbeiten helfen. Wir hoffen, dass wir damit Eure Erwartungen erfüllen.“

„Voll und ganz“, erwiderte Toren zufrieden. „Ihr seid somit frei und könnt den Kerker mit uns verlassen. Doch denkt daran, dass ihr an euer Wort gebunden seid, wir werden darauf achten.“

Die Männer versprachen es noch einmal und somit verließen sie mit Einverständnis der bereits vorher informierten Wachen den Palast. Eine Gruppe tharonischer Soldaten begleitete sie in den Hafen. Toren hatte den Trupp angefordert, denn so ganz wollte er den Männern noch nicht trauen; sie würden später genügend Gelegenheit erhalten, sich zu bewähren.

Im Hafen angelangt, wurden die Senatoren sofort auf eines der Schiffe begleitet, mit dem auch Toren und seine Mitstreiter fuhren. Mittlerweile rückte die Mittagstunde näher und die Flut kam auf.

„Das Wasser steigt und wir können bald ablegen“, bemerkte Estoran sorgenvoll. „Ich hoffe, dass Euer Freund noch rechtzeitig mit seinen Kriegern hier eintrifft.“

„Wartet nur noch eine kleine Weile, Yassur wird pünktlich hier sein“, antwortete Toren. Wie zur Bestätigung seiner Worte, war plötzlich aus der Oberstadt lautes Hufgetrappel zu hören, welches bis in den Hafen hinunterhallte. Kurze Zeit später erschienen tausend berittene Männer, die sich in einem beeindruckenden Schauspiel näherten. Als sie am Hafenkai

angelangten, stiegen sie ab, und übergaben ihre Tiere den Stadtwachen.

Yassur kam auf Toren zu und beide Männer umarmten sich. „Hier sind tausend Männer meines Volkes. Sie sind bereit, zu kämpfen mit uns“, sagte der Dschammallaner stolz.

Die Tharoner begrüßten die wahrhaft würdevollen Gestalten herzlich und Toren bedankte sich für deren Erscheinen. Dann begaben sich die Krieger auf die ihnen zugewiesenen Schiffe und machten sich mit den Örtlichkeiten an Deck vertraut.

„Ich freue mich, dass du deine Stammesbrüder davon überzeugen konntest, uns zu helfen“, sagte Toren zu seinem Freund. „Komm du mit auf unser Schiff, dann können wir ablegen.“

Gerade waren die letzten Männer im Begriff, an Deck zu gehen, als plötzlich eine riesige Volksmenge aus der Stadt in den Hafen kam. Es handelte sich um die Bewohner Drakeschs. Sie jubelten den Schiffsbesatzungen zu. Tausende Menschen fanden sich ein und es entstand eine regelrechte Volksfeststimmung am Kai. Lange Zeit waren die Tharoner Besitzer dieses Landes gewesen, und später hatten sie einem Despoten als Söldner gedient; doch nun wurden sie als Freunde verabschiedet.

Toren und seine Begleiter kamen noch einmal an Land zurück, denn sie hatten Allassar, den blinden Anführer der Stämme unter den vielen Menschen entdeckt. Umgeben von zahlreichen Begleitern, stand er am Ufer. Als die Tharoner sich ihm näherten, reichte er jedem von ihnen noch einmal die Hand und blickte sie mit seinen trüben, aber dennoch forschenden und durchdringenden Augen an. Dann drehte er sich wort-

los um und verschwand mit seinen Leuten in der Menge. Toren hatte diese letzte Geste des Abschieds verstanden. Er begab sich mit seinen Begleitern schnell wieder an Bord, denn nun war das Volk der Dschammallaner endlich frei.

Die Schiffe wurden mit langen Stangen von den Mauern abgestoßen, so dass die Ruder ausgelegt werden konnten. Mit langsamer Fahrt glitten sie in einer langen Reihe aus der schützenden Hafentmole hinaus auf das offene Meer. Die dschammallanischen Krieger standen an den Hecks der Schiffe und boten der sich rasch entfernenden Heimat einen letzten Gruß. Viele der tharonischen Soldaten gesellten sich dazu und blickten ebenfalls auf das Land zurück, das für sie so schicksalhaft gewesen war. Ein kräftiger Wind kam auf und unterstützte die Rudermannschaften, so dass die Schiffe sehr schnell an Fahrt gewannen und sich immer rascher von der Landmasse Aschtias entfernten. So machte sich eine der größten Flotten jener Zeit auf den Weg in den Norden, um über den Seeweg den Kaiser von Tharon zu unterstützen und dem Feind das Fürchten zu lehren ...

-Ende des fünften Teils-



Björn Harmening, Jahrgang 1966, lebt und arbeitet in der Industriestadt Salzgitter. Zusammen mit seiner Familie bewohnt er ein altes Fachwerkhaus im alten Kern der Stadt.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit bei einem niedersächsischen Automobilhersteller, bei dem er derzeit als Mitglied des Betriebsrates die Interessen seiner Kolleginnen und Kollegen vertritt, hat er sich dem Sport – vor allem dem koreanischen Kampfsport, dem Laufen und dem Krafttraining verschrieben.

Mit dem Schreiben hat er bereits vor über 20 Jahren begonnen. Die drei Teile mit dem ursprünglichen Titel „Der Kaiser von Tharon“ waren dabei sein Erstlingswerk. Das inzwischen auf neun Bände angewachsene Fantasy-Epos erscheint nun erstmals insgesamt im Taschenbuchformat und ergänzt so die erfolgreiche E-Book-Serie der Tharon-Saga. Daneben gibt es von ihm noch Titel aus anderen Genres, die ebenfalls als Taschenbücher und in elektronischer Form erhältlich sind.

Viele seiner politischen Texte sind auf seiner privaten Homepage (www.ascia-in-silva-ebooks.homepage.t-online.de) erhältlich. Darin äußert er sich vor allem zu sozialen Themen, aber er schreibt auch Gedichte und Kurzgeschichten, die kostenlos als PDF zum Download bereitstehen.